

V. O. 33,2.

# Supplement

zu den

# hinterlassenen Werken

## Friedrichs des Zweiten

Königs von Preußen

---

welches

verschiedne Aufsätze enthält, die man diesem erlauchten Autor zuschreibt.

---

Dritter Band.

---

Kölln 1789.

Y 213

# Inhalt.


Briefe an verschiedne Personen. Seite 1

An Jordan = = = = — 3

An d'Argens = = = = — 4

An den Grafen von Mantenfel = — 5 - 8

An den Prediger Achard = = — 9 - 15

An Herrn Rollin = = = — 15 - 19

An die Frau von Rocoulle = = — 19

An den Grafen von Algarotti = — 21 - 25

An Maupertuis = = = — 25

An Se. Hochfürstliche Durchlaucht den Herzog Karl Eugen von Wirtemberg — 26 - 32

An Heinrich von Katt . . Seite 38 - 42
An die Gräfinn von Kamas . — 42 - 52
An den Prediger Steinbart . — 53
Briefwechsel des Königs mit Sr. Excellenz, dem Staats- und Kabinetsminister, Herrn Grafen von Herzberg, bei Gelegenheit der Schrift: über die deutsche Litteratur u. s. w. . — 55 - 68
An Ihro Königliche Hoheit die Herzoginn von Braunschweig . . — 68 - 70

Briefe an den König . . — 71
Briefe von Herrn d'Alembert . — 73 - 96
Briefe von Herrn Darget . . — 97 - 139
Briefe von Herrn Grimm . —140 - 172

Brief eines Akademisten in Berlin an einen Pariser Akademisten. 1752 — 173

Briefe an das Publikum . — 183
Erster Brief . . . . — 184
Zweiter Brief . . . — 190
Brief des Grafen Rinonchetti, ersten Senators der Republik Santo-Marino,

an den Freiherrn von Zopenbrug, Minister Sr. Majestät des Königs von Preußen = = = Seite 197

Antwort des Freiherrn von Zopenbrug, Staatsministers Sr. Majestät des Königs von Preußen, an den Grafen Rinoncherti, ersten Senator der Republik Santo-Marino = — 199

Fliegende Blätter aus der Zeit des siebenjährigen Krieges = — 201

Brief des Kardinals von Richelieu an den König von Preußen = — 203

Schreiben von einem Sekretär des Grafen Kaunitz an einen Sekretär des Grafen Kobenzel = — 207

Glückwünschungsschreiben des Prinzen von Soubise an den Feldmarschall Daun, über den Degen, welchen dieser von dem Papste bekommen hat — 213

Brief der Markise von Pompadour an die Königinn von Ungarn = — 215

Des Feldmarschalls Leopold von Daun, Reichsgrafen ꝛc. ꝛc. Brief an den Papst = = = — 221

Gedächtnißrede auf Herrn Jakob Matthäus Reinhardt, Schustermeister, gehalten im dreizehnten Monat des Jahres 2899, in der Imaginations-Stadt, von Peter Mörser, Diakonus der Kathedral-Kirche = Seite 225

Brief eines Schweizers an einen Venetianischen Nobile = = — 263

Brief eines Preußischen Offiziers an einen seiner Freunde in Berlin = = — 272

Phihihu's, Kundschafters des Kaisers von China in Europa, Relation = — 275

Erster Brief = = = = — 275

Zweiter Brief = = = = — 279

Dritter Brief = = = = — 282

Vierter Brief = = = = — 284

Fünfter Brief = = = = — 288

Sechster Brief = = = = — 293

Brief eines Feldpaters bei der Oestreichischen Armee an den Hochwürdigen Pater Superior des Franziskanerklosters zu Frankfurt am Main, worin man die List und die strafbaren Mittel aufdeckt, deren der König von Preußen

sich bedient hat, die Schlachten bei Liegnitz und Torgau zu gewinnen = Seite 297

Scherzhafte Aufsätze = = = — 311

Mandat Sr. Hochwürden Gnaden des Bischofs von Aix, enthaltend ein Verdammungsurtheil gegen die ruchlosen Werke des sogenannten Markis d'Argens, und dessen Verbannung aus dem Königreiche erkennend = — 313

Brief von Herrn Nikolini an Herrn Frankuloni, Prokurator von St. Markus — 322

Brief des Papstes Klemens XIV an den Mufti Osman Mola. Aus dem Lateinischen übersetzt. Kölln, 1771 — 325

Dedikation zu dem Leben des Apollonius von Tyana ꝛc. ꝛc. (la Vie d'Apollonius de Tyane par Philostrate, avec les commentaires par Charles Blunt à Berlin, 1774) an Klemens XIV = = = — 330

Apostolischer und theologischer Kommentar über die heiligen Weissagungen

St. N. N. Verfassers des Blaubarts.
Kölln, bei Peter Hammer 1780 = Seite 333
Das Buch Blaubart = = = — 339
Don Kalmet's theologischer Kommentar
über den Blaubart = = — 346

---

Briefe

# Briefe
an
verschiedne Personen.

# An Jordan.

Neiße, den 4 August 1743.

Wenn Du, Freund, von Kanonen sprichst,
Muß Hans von Astrolabien,
Und Grete von Neutonen wohl,
Und krummen Linien 'es thun;
Und ich — ich mache Liederchen
Im Griech'schen und Arabischen.
Ein jeder bleib' in seinem Kreis;
Das, glaub mir, ist das Weiseste.
Der ist beglückt, der, wie er soll,
Nur Eine Rolle spielen kann!

Damit will ich keinesweges sagen, Du seist nicht ein vortreflicher Schriftsteller, ein Repertorium der Bibliotheken, ein jovialischer Gelehrter, ein entsetzlicher Grieche, ein Liebesritter mit allen Talenten, die weiland Lucian's Esel hatte; nur behaupte ich mit aller Bescheidenheit, Du seist in der Artillerie kein Belidor. Ich bin vor Lachen beinahe erstickt, als ich Deinen Brief las. Ein Drechsler erbietet sich, Kanonen zu machen, und wendet sich an Jordan! — Willst Du mir folgen, mein Freund, so theilst Du dies Geheimniß Niemand mit, und lässest den Künstler nur für Dein Arsenal arbeiten. Bei der ersten litterarischen Streitigkeit, die Du be-

kommst, richte dann Dein grobes Geschütz auf Deinen Gegner, und ruf ihm zu: *Ultima ratio Jordani.*

Ich bin seit einigen Tagen hier, sehe nichts als Wälle, höre nichts als Flintendonner, gehe nur in Minen spazieren, und athme nichts als Schwefeldampf. Was kannst Du nun sonst von mir erwarten, als einen marzialischen Brief? Indeß rechne ich darauf, in Berlin sanftere Freuden wiederzufinden, und zwischen Mäzenas-Jordan und Pollio-Cäsarion fröhliche Abendmahlzeiten zu halten.

Leb wohl, mein Freund. Nutze die Zeit; denn sie entflieht.

---

## An d'Argens *).

(In den ersten Tagen des Januars, 1768.)

Ew. Gottheit erlaube, daß meine Menschheit Denselben ein Werk darbringen darf, welches man in der Akademie vorgelesen hat. Ich schicke es Ihnen, weil

*) Diesen kleinen Brief hat Herr Nikolai in den Anekdoten von Friedrich II u. s. w. Heft I, S. 30 zuerst bekannt gemacht. Er sagt dabei: „dies scherzhafte Billet, mit welchem der König dem Markis einen in der Akademie vorgelesenen Aufsatz zugeschickt, habe kein Datum; man wisse aber, daß es etwa um 1767 oder 1768 geschrieben sei.“ Wenn das Letztere gewiß ist, so läßt sich das Datum fast ganz genau angeben. Ohne Zweifel schickte dann der König dem Markis mit diesem kleinen Briefe die Lobschrift auf den Prinzen Heinrich von Preussen, die den 30. Dezember 1767 in der Akademie vorgelesen ward. Der Markis war, als der König sich zum Karneval nach Berlin begeben hatte, in Potsdam geblieben; und so lassen sich die Worte: obgleich abwesend, erklären.

es in dieser Gesellschaft vorgelesen worden ist, von der Sie — obgleich abwesend — die schönste Zierde sind. Ein Werk von Skaliger, oder Svidas und Freinshemius wäre Ihnen vielleicht angenehmer; aber so etwas habe ich in meinem Kramladen nicht, und ein Baum kann nur die Früchte liefern, die er trägt. Begnügen Sie Sich mit diesem; und wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich ist, so setzen Sie Ihr Wohlwollen gegen den armen Ignoranten fort, der Ihnen giebt, was er hat, und der am Fuß des heiligen Berges Ew. Gottheit bewundert, deren Fülle über dem stolzen Gipfel thront, welcher sich über die Wolken erhebt.

Friedrich.

---

## An den Grafen von Manteuffel *).

Berlin, d. 11. März 1736.

Mein lieber *Quinze-vingt* (Blinder), **) da ich morgen nach Ruppin gehe, und mich durch diese Reise noch weiter von Ihnen entferne, so sehe ich sie als eine doppelte Trennung an. Deshalb nehme ich in der Hoffnung Abschied von Ihnen, daß Ih-

*) Gewesener Premierminister am Sächsischen Hofe. Der Prinz stand auf einem vertrauten Fuß mit ihm; aber nach seiner Thronbesteigung hatte er Ursache, mit dem Grafen unzufrieden zu sein, und dieser ging daher nach Leipzig, wo er in der Dunkelheit gestorben ist.

**) Der Graf hatte sich diesen Namen selbst gegeben, um damit anzudeuten: er mache keine Ansprüche darauf, den Prinzen unterrichten und aufklären zu wollen.

nen mein letzter Brief zugestellt sein wird, und daß Sie Ihre Reise so bald als möglich endigen werden.

Mein lieber *Quinze-vingt*, ich glaube Ihnen Rechenschaft geben zu müssen, wie ich meine Zeit hier zugebracht habe. Erstlich that ich mancherlei Nichts, das keine Aufmerksamkeit verdient; und dann Verschiedenes, was nicht viel mehr werth ist; ich ließ mich z. B. malen, ging spatzieren, trank, aß, u. s. w. Doch ich habe auch etwas Besseres gethan, nehmlich einen Band vom Rollin ausgelesen, Wolf's Werke durchgeblättert, und eine Predigt von Herrn de Beausobre gehört. Aus dieser komme ich so eben her; und da ich sie noch ganz in frischem Andenken habe, so will ich Ihnen die hauptsächlichsten Punkte daraus mittheilen, weil sie Ihnen bekannt zu werden verdienen.

Er wollte in seiner Rede zeigen, was die Pharisäer und Sadducäer abgehalten habe, unserm Herrn beizupflichten. Die Ursachen, die er angab, waren folgende: das Vorurtheil und der Stolz der Pharisäer, ihr Geiz mit Herrschsucht verbunden, und drittens ihre unregelmäßigen Sitten.

Hierauf setzte er die Lehre der Sadducäer aus einander, und dies gab ihm denn ganz ungesucht Gelegenheit, über die Unsterblichkeit der Seele zu sprechen, die sie in Zweifel zogen. Weiter zeigte er, um wie viel besser Jesu Christi Lehre und Moral gewesen sei, als die ihrige; dann entwarf er eine flüchtige Vergleichung zwischen den Pharisäern und Schriftgelehrten auf der Einen, und den Päpsten und Bischöfen der Römischen Kirche auf der andern Seite, und schloß seine Rede zuletzt mit einer

Ermahnung an Alle, die irgend einiges Ansehen haben, nie Mißbrauch davon zu machen, sondern sich dessen nur den göttlichen und menschlichen Gesetzen gemäß zu bedienen.

Der Tod des Herrn Forneret*), dem er eine Leichenrede halten mußte, gab ihm zugleich Gelegenheit zu der schönsten Lobrede von der Welt. Der Verstorbne hat viel Glück, daß er in solche Hände gefallen ist. Ich würde ihn für einen sehr großen Mann halten, wenn er auch nur den vierten Theil von den Tugenden und den guten Eigenschaften gehabt hätte, die Herr de Beausobre ihm zuschrieb. Aus meiner Aufmerksamkeit bei der Predigt können Sie beurtheilen, daß sie mir sehr gefallen haben muß.

Dieser Geistliche hat ganz das Ansehen eines Gesetzlehrers, und spricht mit einer edlen Dreistigkeit. Man sieht, daß er das, was er abhandelt, völlig in seiner Gewalt hat, ob er gleich beinahe achtzig Jahre alt ist. Er verbindet mit vollkommner Beredsamkeit und richtigem Ausdruck eine edle Freimüthigkeit und Gründlichkeit. Es wäre zu wünschen, daß nicht funfzehn Lustra ihn seiner Zähne beraubt hätten. Dies macht denn, daß er nur mit Mühe deutlich spricht, und daß die Zuhörer bei seinen Vorträgen doppelt aufmerksam sein müssen.

Kurz, es ist der größte Mann in diesem Lande, und er verdient gewiß, daß man ihn hört und bewundert. Wie fein sind seine Gedanken! wie gründet seine Perioden! und alles weiß er mit der

*) Prediger und Oberkonsistorialrath.

größten Geschicklichkeit von der Welt zu seinen Endzwecken hinzuleiten.

Da Sie ihn genau kennen, so werden Sie mir ein großes Vergnügen machen, wenn Sie ihm sagen: ich gehörte mit zu seinen Bewunderern, und seine Rede habe nicht bloß auf meinen Geist gewirkt, sondern auch meine Ohren hätten Antheil an dem Vergnügen gehabt, da sie sehr angenehm von den vortreflichen rednerischen Stellen geschmeichelt worden wären, von denen sein Vortrag ganz voll gewesen sei.

Wenn Sie etwa in dieser Woche nicht in der Kirche gewesen sind, so kann Ihnen mein Brief statt einer Predigt dienen; aber Herr de Beausobre selbst wäre nöthig, wenn Sie alle die Schönheit darin finden sollten, die ich darin bemerkte.

Ich schließe diesen Brief, der für eine Abhandlung gelten könnte, wenn ich ihn noch um eine Seite verlängerte. Sie werden, wie ich sehr stark befürchte, dabei gähnen, wie bei einer Katechismuspredigt; aber — Gewohnheit macht unverschämt. Ich habe Sie schon mehr als Einmal zum Gähnen gebracht; und falle, da ich durch Ihre Nachsicht dreist geworden bin, immer von neuem wieder in den Fehler. Verzeihen Sie mir; er entspringt nur aus dem Vergnügen, das ich daran finde, mich mit Ihnen zu unterhalten, und Sie zum Schluß dieses Galimathias von einer sehr deutlichen und evidenten Wahrheit zu versichern, nehmlich, von der vollkommnen Hochachtung, mit der ich immer sein werde, mein lieber *Quinze-vingt* u. s. w.

# An den Prediger Achard *).

## I.

Ruppin, d. 27. März 1736.

Mein Herr, ich nehme es als einen besondern Beweis Ihrer Zuneigung zu mir auf, daß Sie Sich alle Mühe geben, mich über einen Gegenstand zu belehren, bei dem mir, wie Sie leicht einsehen, viel daran gelegen ist, nicht davon überredet, sondern überzeugt zu sein.

Nach meinem Urtheil sind Ihre Gründe sehr plausibel und gut, und ich bemerke in Allem, was Sie mir schreiben, wie sehr es Sie freuet, daß Sie eine unsterbliche Seele besitzen. In der That haben Sie auch Ursache dazu, wenn Sie mit diesem Namen die Denkkraft und den Verstand bezeichnen. Ihre Seele macht Ihnen viel Ehre, und erwirbt Ihnen allgemeinen Beifall.

Doch zu Ihrem Briefe. Ich frage Sie, mein Herr: haben Sie wirklich einen Begriff von einer Denkkraft ohne Organe, oder, um mich deutlicher zu erklären, von einer Existenz nach der Vernichtung Ihres Körpers? Sie sind noch nie gestorben, und wissen also, was Sterben sei, bloß aus der traurigen Erfahrung, die es Sie nur zu oft lehrt. Sie sehen, daß, wenn die Zirkulazion des Blutes still steht, wenn die flüssigen Theile des Körpers sich fixiren und von den festen absondern; Sie sehen dann,

*) Geboren in Genf 1696. Er starb als Konsistorialrath im Mai 1772.

sage ich, daß die Person, die einen Augenblick vorher noch lebte, todt ist. Hierüber können Sie philosophiren; aber davon, was aus der Denkkraft dieser Person, und aus dem Wesen, das sie belebte, geworden sei, kann man unmöglich Rechenschaft geben. Sie sind nie gestorben; und da Sie nun noch leben, so schmeicheln Ihnen der menschliche Stolz und die Eitelkeit, daß Sie auch nach der Vernichtung Ihres Körpers fortdauern werden. Ich aber glaube, wie ich Ihnen ganz offenherzig gestehe: der weise Schöpfer habe uns dazu Vernunft gegeben, daß wir in den verschiednen Lagen unsers Lebens, worin wir nicht ohne sie subsistiren könnten, Gebrauch von ihr machen sollen, und es widerspreche der Gerechtigkeit Gottes eben so wenig, uns nach dem Tode zu vernichten, (denn wenn wir es einmal sind, so trift uns kein Uebel mehr) als die Sünde in der Welt zuzulassen.

Weiterhin behaupten Sie in Ihren Reflexionen etwas, das geschickteren Personen, als ich, sehr starke Waffen gegen Sie in die Hände geben könnte; nehmlich: „die Materie sei bis ins Unendliche theil„bar." Wenn Sie dies als Grundsatz annehmen, so können Sie ganz sicher sein, daß man Ihnen das Gegentheil von Ihrer Behauptung unwidersprechlich beweisen wird.

Ich lese jetzt die Metaphysik des berühmtesten Philosophen unsrer Zeit, des gelehrten Wolf, dessen Hauptbeweis von der Fortdauer und der Unsterblichkeit der Seele sich auf die untheilbaren Wesen gründet.

Er sagt — zwar fürchte ich sehr, daß sein Beweis unter meiner Feder äußerst viel von seiner Stärke verlieren wird; doch Sie können ja aus der Quelle selbst schöpfen — er sagt: man theile die Materie so oft als man will; am Ende wird man einen untheilbaren Punkt finden. Aber man theile ihn nun noch durch die Imaginazion; am Ende wird er ganz untheilbar sein: denn sonst wird man ihn nicht theilen, sondern auflösen. Weiter sagt er: alle diese untheilbaren Wesen sind durch eine einzige Wirkung des göttlichen Willens auf einmal geschaffen worden. Meine Seele ist ein untheilbares Wesen; da sie nun durch eine einzige Wirkung des göttlichen Willens und auf einmal geschaffen ist: so kann sie auch nur auf eben die Art vernichtet werden. In der Folge behauptet er: die Materie und der ganze Körper sei aus untheilbaren Wesen, die aber von diesen verschieden sind, zusammen gesetzt. Die Trennung dieser untheilbaren Dinge nun, nennen wir die Verwesung; aber sie werden nicht zerstört, sondern ändern nur ihre Form und Figur.

Durch dieses neue Licht hoffe ich Gewißheit von einer Wahrheit zu bekommen, deren Glanz ich schon halb erblicke.

Ich bin Ihnen außerordentlich für die Behutsamkeit verbunden, mit der Sie von dem Herrn von Voltaire sprechen. Sie machen Ihrem Amte Ehre, da Sie eine von dessen wesentlichsten Pflichten, die Sanftmuth, ausüben. Die Herren in Trevoux, und die Theologen dieser Konfession, sind gewohnt, ihren Dogmen mit Gewalt Glauben zu schaffen, und wissen sie nicht anders zu be-

haupten, als wenn sie jeden, der so dreist ist, ihnen zu widersprechen, mit Schmähungen überhäufen.

Ich bin mit vieler Achtung, mein Herr, u. s. w.

2.

Rheinsberg, den 8 Jun. 1736.

Mein Herr, Ihr Brief hat mich so stark als möglich überrascht, da ich mich darin durch ein ganz unvermuthetes Ungefähr zum Censor und Kritiker erhoben sehe. Ich bin nie so ehrgeizig gewesen, es sein zu wollen; und wenn ich auch so einen Gedanken gehabt hätte, so würde ihn doch Kenntniß von der Schwäche meiner Kräfte bald unterdrückt haben.

Ein scharfsichtiger Censor und Kritiker muß ein Mann sein, der mit vieler gesunder Vernunft und Einsicht ausgebreitete Gelehrsamkeit verbindet, das Wahre von dem Falschen, das Bessere von dem Guten, und den ächten Gehalt von dem blendenden Glanze eines prächtigen Flittergoldes, unterscheiden, und nicht bloß Fehler verbessern und Mängel tadeln, sondern hauptsächlich auch denen, die den wahren Weg verfehlt haben, ihn zeigen kann; und gerade das bin ich nun gar nicht im Stande.

Ich glaube keinesweges, daß Sie Kritik und Zurechtweisung bedürfen; hierin erkenne ich sehr gut Ihre Bescheidenheit (eine Eigenschaft, die Ihnen in allen Jahrhunderten und von allen denkenden Wesen ungetheilten Beifall erwerben wird); nur sie macht, daß Sie dies sagen. Es verräth einen großen Geist, wenn man einsieht, daß man fehlen

kann; und es ist die höchste Thorheit, wenn man sich für vollkommen hält.

Aber auf der andern Seite kann übertriebne Bescheidenheit in Furchtsamkeit ausarten; und diese ist ein Gift, für das ich Ihnen, wie ich glaube, Gegenmittel geben muß. Wenn Beifall von Personen in einem gewissen Range Sie davor bewahren kann — auf den meinigen können Sie ganz sicher rechnen. Ich habe schon seit meinen jüngern Jahren einen unwiderstehlichen Hang zum Guten und Schönen gehabt, und der stimmte mich sogleich bei den ersten Reden, die ich von Ihnen hörte, für Sie. Meine Gesinnungen sind noch wie damals, und ich hatte auch, dünkt mich, nie Ursache, sie zu ändern.

Daß die letzte Predigt von Ihnen, bei der ich zugegen gewesen bin, nicht ganz so nachdrücklich wär, als die vorigen, davon geben Sie sehr gute Gründe an. Ich gestehe aus eigner Erfahrung, daß der menschliche Geist nicht immer gleiche Stimmung hat. Wenn man einmal so weit gekommen ist, wie Sie, so kann man unmöglich Wunder auf Wunder häufen. Da Sie aber in Ihrem Briefe so offenherzig sprechen, so würde ich gegen die Gesetze der Aufrichtigkeit zu sündigen glauben, wenn ich Ihnen mein Urtheil nicht unverholen sagte.

Ich gestehe, daß in Ihrer Predigt ein Schluß vorkam, den ich nicht ganz verstand, und der, um klar und deutlich zu werden, wie mich dünkt, eines Kommentars bedürfte. Sie sprachen darüber, daß vielleicht Fanatismus die Apostel bestimmt hätte, dem Erlöser anzuhangen, und bedienten Sich, wenn ich nicht irre, des Ausdrucks: Wer behauptet,

daß die Apostel Schwärmer gewesen sind, der ist dies selbst. Die Autorität der Kanzel machte, daß Sie dies mit ziemlich vieler Dreistigkeit sagten. Ihre geistliche Heerde, die Ihnen auf Ihr Wort glaubt, fragte freilich weiter nach keinem Grund; aber, auf dem Katheder würde das, wie mich dünkt, nichts beweisen.

Sie verlangen von mir Themata zu zwei Predigten, die Sie für mich ausarbeiten und in meiner Gegenwart halten wollen? Ich bin Ihnen dafür außerordentlich verbunden; und da ich gern alles Aeußere auf einen gewissen Zweck hin leite, daß ich Nutzen daraus ziehe, so bitte ich Sie, erstlich über den Text zu predigen: Und Gott gab uns das Wort, weiter nicht; und die Möglichkeit, die Kennzeichen und die Wahrheit der Offenbarung zu behaupten; dann aber über die Worte: Wir predigen den gekreuzigten Christus, den Juden ein Aergerniß, und den Heiden eine Thorheit, und zuerst die Nothwendigkeit seiner Sendung, die Wahrheit der Prophezeihungen von ihm, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Grund auseinander zu setzen, der Gottes Rathschluß bestimmte, lieber diese Art zu erlösen, als eine andere zu wählen. Für Ihre Gemeine können Sie dann die Anwendung auf die Pflichten machen, die aus dem Glauben an Christum folgen.

Ich gestehe Ihnen, mein Herr, daß ich mir von der Mühe, die Sie Sich geben werden, große Erbauung verspreche; denn leider habe ich nur einen sehr schwachen Glauben, und muß ihn oft durch gute Gründe und sichre Beweise unterstützen. Sie

werden meine Verpflichtung für Ihre Bemühungen, mir die Existenz und Fortdauer der Seele zu beweisen, noch vermehren, und ich, wo möglich, mit noch größerer Achtung sein u. s. w.

---

## An Herrn Rollin.

### 1.

Rheinsberg, d. 20 Febr. 1737.

Mein Herr, Sie haben Sich, vielleicht ohne es zu wissen, so gut geschildert, daß ich Sie eben so genau kenne, als wenn ich lange Zeit das Vergnügen gehabt hätte, mit Ihnen umzugehen.

Ich verehre in Ihnen, mein Herr, den Charakter eines rechtschaffnen lautren Mannes, der voll Liebe zu dem menschlichen Geschlechte seine Bemühungen nicht darauf einschränkt, Unterricht zu ertheilen, sondern auch die Sitten jedes Alters bildet. Frankreich wird Ihnen mit der Zeit ein durch Sie unterrichtetes Volk von Helden und von Gelehrten zu verdanken haben, die nur nach ächtem Ruhme streben und ihre wahre Größe in ein ganz von Lastern reines und allein der Tugend geneigtes Herz setzen.

Meine Landsleute, die eher von Ihnen, als von ihren Eltern Belehrung annehmen, drängen sich in die Laufbahn hin, die Sie ihnen eröfnet haben. Die Tugend hat, wenn man sie mit so lebhaften und schönen Farben schildert, wie Sie, für Jedermann Reize; und Sie sichern den Sieg derselben noch da-

durch, daß Sie das Laster selbst dann entehren, wenn es von dem Prunk eines hohen Ranges, und von glänzender Pracht bedeckt ist. Dies ist Ihr Werk, und dadurch erwerben Sie Sich ohne Widerrede so vielen Ruhm, als Fürsten und Könige.

Es schmeichelt mir sehr, daß Sie meine schwache Stimme so gütig unter den tausenden auszeichnen, die gemeinschaftlich Ihr Lob singen.

Ich bin Ihnen für Ihre alte Geschichte ganz vorzügliche Erkenntlichkeit schuldig, und glaube, Ihnen diese bezeugen zu müssen. Sie haben meine Hochachtung, und ich war sie Ihnen schon lange schuldig. Ihre Verdienste sind berechtigt, diesen Tribut von der ganzen Welt zu fordern. Ich werde stets mit eben diesen Gesinnungen sein, ꝛc.

## 2.

Ruppin, d. 14 Mai 1737.

Mein Herr, die beiden letzten Theile der alten Geschichte, die Sie mir gütigst zugeschickt, habe ich mit vielem Vergnügen erhalten. Sie vermehren meine alten Verpflichtungen gegen Sie noch mit der für das neue Vergnügen, das mir Ihr schönes Werk verursacht hat. Ich habe es gelesen, oder vielmehr verschlungen, und werde die Lektüre wiederholen.

Wenn es gewiß ist, daß glückliche Köpfe, daß Männer, die der Himmel auf eine so ausgezeichnete Art mit Talenten beschenkt hat, sie zum allgemeinen Besten anzuwenden verpflichtet sind: so muß ganz zuverlässig auch das Publikum (und jedes Individuum

dnum insbesondre) die Bemühungen und Untersuchungen derer, die zu seinem Nutzen arbeiten, mit Dank anerkennen. Ich entledige mich dieser Pflicht, und bezahle Ihnen das sehr wesentliche Vergnügen, das ich Ihrem Fleiße und Ihren Bemühungen verdanke, mit ein wenig Rauch.

Glauben Sie gewiß, daß ich an Ihrem Leben wahren Antheil nehme. Ich schmeichle mir mit einem großen Theile des Publikums, die alte Geschichte werde nicht die letzte Frucht Ihrer Feder sein. Unter meinen Klagen gegen den Himmel über Ungerechtigkeiten, die mich kränken, wird besonders die sein, daß er Sie nicht unsterblich gemacht hat.

Ich bin mit ganz besondrer Hochachtung u. s. w.

## 3.

Rheinsberg, d. 4. Jul. 1739.

Mein Herr, ich habe aus Ihrem letzten Briefe gesehen, daß Sie mir den zweiten Theil Ihrer Römischen Geschichte zusenden, und zweifle nicht, daß dies neue Werk den vortreflichen Arbeiten, die wir schon von Ihnen besitzen, und der vortheilhaften Meinung, die das Publikum davon hat, entsprechen wird.

Die Laufbahn, in der Sie sind, berechtigt Sie, den Fürsten Unterricht zu geben, und sie die Stimme der Wahrheit hören zu lassen, welche sonst vor der Schmeichelei nicht bis zum Throne gelangen kann. Es stehet Ihnen frei, das mit dem Diadem geschmückte Laster in den Tyrannen und Ungeheuern, deren Namen die Jahrbücher der Welt anfüllen, zu

geißeln, und mittelbar diejenigen zu züchtigen, an denen man, wegen ihres Ranges, sogar ihre Fehler respektirt.

Ich wünschte zum Wohl der Menschheit, Sie möchten die Könige zu Menschen, und die Fürsten zu Bürgern machen. Dies würde, wie ich überzeugt bin, die beste Vergeltung für Ihre Arbeit, und vielleicht der schönste Lohn sein, den jemals ein Geschichtschreiber erhalten hat.

Glauben Sie, daß ich an Ihrem Ruhme den lebhaftesten Antheil nehme, und daß ich über Ihre Werke eben so entzückt, als über Ihre gute und feste Gesundheit erfreuet bin.

Möchte der Himmel Ihr Leben, von dem Sie einen so heilsamen Gebrauch machen, verlängern, und Sie mit allen den Seegnungen überhäufen, die ich Ihnen wünsche.

Ich bin u. s. w.

4.

Königsberg, d. 17. Jul. 1740.

Mein Herr, ich habe in Ihrem Briefe den Rath eines Weisen, die Zärtlichkeit einer Pflegemutter, und die Innigkeit eines Freundes gefunden. Ich versichre Sie, mein lieber, mein verehrungswürdiger Rollin, daß ich Ihnen aufrichtig dafür verbunden bin, und daß die Merkmale von Freundschaft, die Sie gegen mich äußern, mir angenehmer sind, als alle die so sehr oft falschen und abgeschmackten Komplimente, die ich nur meinem Range zu verdanken habe.

Ich werde nicht aufhören, Wünsche für Ihre Erhaltung zu thun. Lieben Sie mich, darum bitte ich Sie, beständig, und sein Sie überzeugt, daß ich mein ganzes Leben hindurch voll Achtung gegen Sie und Ihr Andenken sein werde. *Vale.*

Friedrich.

5.

Charlottenburg, d. 3. Aug. 1740.

Mein lieber Rollin, ich erwarte Ihren neuen Band mit Ungeduld, da ich überzeugt bin, daß Ihre Werke sich immer gleich bleiben, und daß der Herr Kardinal*), Herr Fontenelle und Herr Rollin in ihrem Leben nie radotiren werden. Diese Wahrheit fängt an, geometrische Evidenz zu bekommen. Ich bin wenigstens in diesem Artikel orthodox, und voll Hochachtung und Freundschaft für Sie. *Vale.*

---

## An die Frau von Rocoulle.

Rheinsberg, den 17. Febr. 1738.

Madame, ich erinnere mich noch, was für Schaden der eifrige Aermel eines gewissen Priesters**) an einem gewissen Mittewoch auf Ihrem Schenktisch verursachte, entweder weil ihm die kleine Figur der Gläser Aergerniß gab, oder weil seine Philosophie den leeren Raum verabscheuet. Doch, was für einen Grund er auch dazu gehabt haben mag, Sie,

*) Fleury. **) Achard.

Madame, werden nicht vergessen, daß Ihre Gläser zerbrochen wurden. Ich muß Sie nothwendig an diesen Vorfall erinnern, da er mir heute einen erwünschten Vorwand giebt, um an Sie schreiben zu können.

Ihr Mundschenk, Madam, dieses unwürdige Mitglied Ihres fröhlichen Ordens, der seinen Eifer für die Gesellschaft, deren Beschützerinn Sie sind, nur dadurch an den Tag legen kann, daß er die von seinen Untergebnen, welche jener Geistliche in seinem Feuereifer vernichtet hat, wieder herstellt — Ihr Mundschenk, sage ich, nimmt es sich heraus, Ihnen das zerbrechlichste Geschenk von der Welt zu schicken, doch — Fürstengunst ausgenommen.

Nehmen Sie, Madame, diese Gläser als einen Beweis meiner Aufrichtigkeit und als einen Tribut an, den ich dem ehrwürdigen Mittewochs-Kollegium bringe. Ich hoffe, die Form derselben wird sie vor dem unglücklichen Abentheuer ihrer Vorgänger bewahren. Machen Sie damit, was Ihnen gefällig ist. Ich verlange nicht, daß sie so in Acht genommen werden sollen, wie das Feuer der Vesta; ja, ich schmeichle mir sogar, daß in kurzem ihre Anzahl vermindert sein wird. Dann werden Sie doch an mich denken, und mir Gelegenheit geben, die gegenwärtige Lieferung zu wiederholen.

Mich dünkt, ich höre schon, wie der Markis *) und Truchses ausrufen: ich würde besser daran thun, wenn ich für Champagner sorgte, als für leere, helle, schöne und gut ausgespülte Gläser. So ganz

*) Vermuthlich de la Chetardie.

Unrecht haben sie freilich nicht, das gestehe ich zu; auch werde ich ihren Rath zu benutzen suchen: aber bis dahin verweise ich sie denn auf das Wasser in den Krügen zu Kanaan, das in köstlichen Wein verwandelt wurde. Ich wünsche von ganzem Herzen Beiden zum Heil ihres Leibes und ihrer Seele ein ähnliches Wunder; Ihnen aber, Madame, Gesundheit, gute Gesellschaft und Fortdauer Ihrer liebenswürdigen Fröhlichkeit, durch die Sie das Vergnügen der Jugend sind.

Ich bin mit allen Empfindungen der Achtung, der Freundschaft, der Werthschätzung, der Erkenntlichkeit, Madame, u. s. w.

---

## An den Grafen von Algarotti.

### 1.

(Gegen das Ende des Jahrs 1739.)

Glücklich sind diejenigen, die der Gesellschaft geistreicher Leute genießen; noch glücklicher die Fürsten, die sie besitzen können. Die acht Tage, die Sie bei mir zugebracht haben, sind mir unvergeßlich. Nach Ihnen sind viele Fremde hier gewesen; aber keiner kam Ihnen gleich, und ich glaube auch, daß es nie Jemand thun wird.

Ich werde meinen gegenwärtigen Aufenthalt, wo ich in Ruhe lebe, und mich zwischen das Studieren und die schönen Künste theile, nicht so bald verlassen. Sein Sie so gütig, die Bewohner von

Rheinsberg nie in Ihrem Gedächtnisse verlöschen zu lassen. Sie mögen uns übrigens halten, wofür Sie wollen; nur sein Sie in Ansehung der Freundschaft und Hochachtung, die wir gegen Sie hegen, nie ungerecht gegen uns. Ich bin ꝛc.

2.

(Zu Anfange des Jahrs 1740)

Ich glaube, daß mein Antimachiavell in drei Wochen vollendet sein wird. Wenn Sie um die Zeit noch in London sind, so werde ich Sie bitten, die Besorgung des Drucks zu übernehmen. Ich habe, was ich nur konnte, gethan, um bei dem menschlichen Geschlechte Abscheu vor der falschen Klugheit dieses Politikers zu erregen, die groben Widersprüche aufgedeckt, in die er gefallen ist, und an Stellen, wo es mir schicklich schien, etwas Muntres in die Schrift zu bringen gesucht. Man belehrt immer schlecht, wenn man Langeweile erregt; und die große Kunst besteht darin, daß man den Leser nicht zum Gähnen bringt.

Es gehörten weder Herkules Kräfte dazu, um Machiavell's Ungeheuer zu bezähmen, noch Bossuet's Beredsamkeit, um denkenden Wesen zu beweisen, daß unmäßiger Ehrgeiz, Verrätherei, Treulosigkeit und Mordsucht Laster sind, die sich nicht mit dem Glücke der Menschen vertragen, und daß die wahre Politik der Könige und jedes rechtschaffnen Mannes im Gut- und Gerechtsein besteht.

Ich bin entzückt darüber, daß Sie Sich noch an einen Ort erinnern, wo man Ihr Andenken ewig er-

halten wird. Sie sind bei uns unsterblich, und der Name Algarotti wird in Rheinsberg eben so oft genannt werden, als der Gott Terminus bei den Römern. In Vergleichung mit dem niedrigen und verächtlichen Schwarm von Menschen, welche nicht denken, sehe ich die geistreichen Leute wie Seraphine an. Ich stehe gern in Briefwechsel mit diesen höheren Wesen, die, wenn Sie keinen Körper hätten, ganz Geist wären, und der Kern der Menschheit sind.

Sein Sie so gütig, den Lord Baltimore, dessen Charakter und Denkart ich wahrhaftig hochschätze, meiner Freundschaft zu versichern. Ich hoffe, er wird meine Epistel über die Denkfreiheit der Engländer erhalten haben.

Vergessen Sie die Freunde nicht, die Sie Sich hier dadurch, daß Sie Sich bloß zeigten, erwarben, und schließen Sie hieraus, was erst dann geschehen würde, wenn wir das Vergnügen hätten, Sie immer zu besitzen.

Ich bin mit wahrer Hochachtung, mein lieber Algarotti, u. s. w.

## 3.

## (Fragment.)

Ottmachau, d. . Jänner 1741.

Auf allen den sechzig Meilen, die ich gereist bin, habe ich keinen Sterblichen gefunden, der sich mit Padua's Schwane vergleichen liesse. Für ein Genie, das dem Ihrigen ähnlich wäre, wollte ich gern zehn Quadratmeilen Land geben.

Aber ich bemerke, daß ich Sie so eben bitten wollte, wieder zu mir zurückzukehren, da sie dort noch nicht angelangt sind *). Eilen Sie also, dahin zu kommen, Ihren Auftrag zu erfüllen und zu mir zurückzufliegen.

4.

(Im April 1764.)

Ich habe aus Ihrem Briefe an mich geschlossen, daß Sie krank sein müßten. Die zitternde Hand darin hat mich erschreckt und mir unendlichen Kummer verursacht. Möchten Sie Sich doch bald wieder erholen! Mit welchem Vergnügen würde ich diese gute Nachricht hören!

Zwar verstehen die hiesigen Aerzte sich nicht besser darauf, wie Ihre dortigen, das Leben der Menschen zu verlängern; aber doch hat einer von unsern Aeskulapen vor kurzem einen Hektiker geheilt, bei dem die Lunge weit heftiger angegriffen war, wie bei Maupertuis, als Sie ihn hier sahen.

Sie werden mir ein Vergnügen machen, wenn Sie mir ihren *statum morbi* schicken, um zu sehen, ob Ihnen der Rath dieses Arztes nicht einige Hülfe schaffen kann. Ich würde den Augenblick, in welchem ich die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit bewirken könnte, für einen der glücklichsten in meinem Leben halten. Von ganzem Herzen wünsche ich, sie möge bald stark genug sein, daß Sie hieher zurückkehren können. Dann würde ich Ihnen eine Sammlung von Gemälden zeigen, die ich aus der Schule Ihrer

*) Der Graf Algarotti war auf einer Reise nach Turin, wo er einen geheimen Auftrag für den König ausrichten sollte.

Landsleute zusammengebracht habe. Ich sage von diesen und den Französischen Malern, wie Boileau von den Dichtern:

*Jeune j'aimois Ovide, vieux j'estime Virgile.*

Jung, liebt' ich den Ovid, alt, acht' ich den Virgil.

Dafür, daß Sie an dem, was mich betrift, Antheil nehmen, bin ich Ihnen sehr verbunden. Uebrigens sein Sie überzeugt, daß ich keine angenehmere Nachricht bekommen kann, als wenn ich durch Sie Selbst erfahre, daß Sie gänzlich wieder hergestellt sind *)

---

## An Maupertuis.

(1740.)

Mein Herz und meine Neigung erregten bei mir von dem ersten Augenblick an, da ich zur Regierung kam, das Verlangen, Sie hier zu haben, damit Sie der Berlinischen Akademie die Gestalt gäben, die sie nur von Ihnen erhalten kann. So kommen Sie denn, und pfropfen Sie in diesen wilden Stamm das Reis der Wissenschaften, damit er blühen möge. Sie haben der Welt die Figur der Erde gezeigt; zei-

*) Der Graf Algarotti erhielt diesen Brief, als er in Pisa tödtlich krank lag, und kaum noch so viele Kraft hatte, daß er ihn sich vorlesen lassen konnte. Der König hat von 1741 bis 1764 wenigstens von Zeit zu Zeit Briefe an ihn geschrieben, die auch noch existiren. Man hat sie sich aber, aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht verschaffen können.

gen Sie nun auch einem Könige, welches Vergnügen es ist, einen Mann, wie Sie, zu besitzen.

---

An Se. Hochfürstl. Durchlaucht
den
## Herzog Karl Eugen von Wirtemberg *).

I.

d. 6. Febr. 1744.

Mein Herr Vetter,

Nehmen Sie den Rath, den Sie von mir erhalten, als einen wahren Beweis meiner Zärtlichkeit auf, und sein Sie überzeugt, daß ich Ihnen nie etwas Aehnliches gegeben haben würde, wenn mir nicht Ihre Tugenden und Talente eine so hohe Meinung von Ihnen eingeflößt hätten. Sehen Sie mich als Ihren wirklichen Freund an, in den Sie Vertrauen setzen können, und der Sie hoch genug achtet, um Ihnen nie die Wahrheit zu verbergen.

Mich knüpft nur Ein Interesse an Sie: die Ehre. Ich glaube, die meinige beruhet darauf, Sie von Ihren Unterthanen geliebt, von ganz Europa bewundert, und auf die Art glücklich zu sehen,

*) Der itzt regierende Herzog von Wirtemberg lebte die beiden letzten Jahre seiner Minderjährigkeit in Berlin unter den Augen des Königs. Im Januar 1744 ward er, ob er gleich erst 16 Jahr alt war, durch die Verwendung desselben, für volljährig erklärt. Bei dem Abschiede erhielt er den obenstehenden Brief, nebst den darauf folgenden Regentenlehren.

wie man sich selbst dazu machen kann; ferner mein Urtheil über den Herzog von Wirtemberg, „daß „bei ihm die Tugend den Jahren zuvorgeeilt sei", einmüthig bestätigen zu hören.

Mit Ungeduld erwarte ich den Augenblick, wo ich Sie hier umarmen werde, ob ich Sie gleich zu sehr liebe, als daß ich Ihre Abreise ohne Bedauern sehen sollte. Lassen Sie meinen Gesinnungen immer Gerechtigkeit widerfahren, und sein Sie überzeugt, daß ich bin ꝛc.

2.

Mein Herr,

Ich habe Antheil an Ihrer Majoritäts-Erklärung gehabt, und interessire mich um so mehr für das Glück Ihrer Regierung, da ich mir einbilde, das Gute und Böse derselben werde gewissermaßen auch auf meine Rechnung kommen. In dieser Rücksicht halte ich mich für verpflichtet, Ihnen meine Gedanken über den neuen Stand, in welchen Sie nun kommen werden, freundschaftlich und offenherzig zu sagen. Ich gehöre nicht zu denen Leuten, die aus Dünkel und Eitelkeit, anstatt Rath, nur Befehle zu geben wissen, ihre Meinungen für untrüglich halten, und immer verlangen, daß ihre Freunde nur durch sie denken, handeln und athmen sollen.

So lächerlich diese Anmaßung auf der Einen Seite wäre, so strafbar würde ich auf der andern sein, wenn ich Ihnen das nicht sagte, was gewiß keiner von Ihren Dienern und Unterthanen Ihnen

zu äußern Dreistigkeit genug hat, oder auch aus persönlichem Eigennutz nicht sagen will.

Es ist gewiß, daß man allgemein die Augen auf den Debüt eines Mannes richtet, der den öffentlichen Schauplatz betritt; und gewöhnlich bestimmen die ersten Handlungen das Urtheil des Publikums. Wenn Sie Ihren Ruf sogleich gründen, so erwerben Sie Sich das Vertrauen desselben, das, meines Erachtens, für einen Suverän höchst wünschenswerth ist.

Sie werden allenthalben Personen finden, die Ihnen schmeicheln und nur darauf ausgehen, Ihr Vertrauen zu gewinnen, um dann Ihre Gunst zu mißbrauchen und Sie zu regieren; ferner noch eine andre Art von Leuten, besonders unter den Räthen, welche sich sorgfältig bemühen werden, Ihnen die Kenntniß Ihrer Angelegenheiten zu verbergen, um diese nach ihrer Willkühr zu leiten. Man wird Ihnen die leichtesten Sachen schwer vorstellen, um Sie von der Arbeit abzuschrecken; und Sie werden finden, daß alle den Plan gemacht haben, Sie unter der Vormundschaft zu behalten, und zwar bei dem schönsten äußeren Schein, und auf eine für Sie sehr schmeichelhafte Weise.

Sie fragen mich, was hierbei zu thun sei? Sie müssen sich Kenntnisse von allen Finanzangelegenheiten erwerben; irgend einen Sekretär wählen, der als Subaltern darin gearbeitet hat, und ihm eine gute Belohnung versprechen, damit Sie von Allem, was Sie Selbst betrift, unterrichtet werden. Die Finanzen sind die Seele eines Landes; wenn Sie

dieses Fach gut verstehen, so wird das Uebrige immer in Ihrer Gewalt sein.

Ich habe an vielen Deutschen Höfen den Mißbrauch bemerkt, daß die Minister der Fürsten den Titel „kaiserliche Minister" hatten, wodurch sie sich denn vor Bestrafungen sicherten. Sie sehen Selber ein, wie nachtheilig es für Sie wäre, wenn Sie dies litten.

Ich muß Ihnen ferner sagen, daß Sie zwei Räthe bei der Staatsverwaltung finden, vor denen Sie Sich in Acht zu nehmen haben. Der eine heißt Bilfinger, der andre Hardenberg *). Es ist nun Ihre Sache, sie zu prüfen, und zuzusehen, wie weit Sie ihnen trauen können.

Sein Sie fest in Ihren Entschlüssen. Wägen Sie, ehe Sie einen fassen, das Für und das Wider; aber wenn Sie einmal Ihren Willen erklärt haben, so gehen Sie um alles in der Welt willen nicht davon ab: sonst wird jeder Ihres Ansehens spotten, und Sie für einen Mann halten, auf den man nicht bauen kann.

Nach einer vormundschaftlichen Regierung muß es an Ihrem Hofe nothwendig Intrigen geben. Strafen Sie sogleich die Anstifter der ersten streng; dann wird sich jeder hüten, dem Beispiele derselben zu folgen. Güte am unrechten Ort ist Schwäche, so wie Strenge ohne Noth ein Verbrechen. Man muß beide vermeiden, obgleich nur ein edles Herz in den Fehler einer übertriebenen Güte fällt.

*) Schon in Meiners und Spittlers historischem Magazin, wo dieser Brief zuerst bekannt gemacht ward, ist angemerkt worden, daß der König beide würdige Männer verkannt hat.

Denken Sie nicht, das Land Wirtemberg sei für Sie geschaffen; sondern glauben Sie, daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk darin glücklich zu machen. Ziehen Sie immer den Wohlstand desselben Ihren Vergnügungen vor. Wenn Sie schon in Ihrem zarten Alter Ihre Wünsche dem Wohl Ihrer Unterthanen aufzuopfern wissen, so werden Sie nicht nur das Vergnügen Ihres Landes, sondern auch die Bewunderung der Welt sein.

Sie sind das Oberhaupt der bürgerlichen Religion in Ihrem Lande, die in Rechtschaffenheit und allen sittlichen Tugenden besteht. Es ist Ihre Pflicht, die Ausübung derselben, besonders der Menschlichkeit, zu befördern, welche die Haupttugend jedes denkenden Geschöpfes ist. Die geistliche Religion überlassen Sie dem höchsten Wesen. In diesem Stück sind wir Alle blind, und irren auf verschiednen Wegen. Wer unter uns wäre so kühn, daß er den rechten bestimmen wollte?

Hüten Sie Sich also vor dem Fanatismus in der Religion, der Verfolgungen bewirkt. Können elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen, so thun sie es nur durch Wohlthaten, die sie den Menschen erweisen, nicht aber durch Gewaltthätigkeiten, die sie an hartnäckigen Köpfen ausüben. Ja, wenn auch die wahre Religion, d. h. die Menschlichkeit, Sie nicht zu diesem Verfahren verbände, so muß es doch die Politik thun, da alle Ihre Unterthanen Protestanten sind. Toleranz wird machen, daß sie angebetet, Verfolgung, daß Sie verabscheuet werden.

Die Lage Ihres Landes, das an Frankreich, und an die Staaten des Hauses Oestreich gränzt, verpflichtet Sie, gegen diese beiden mächtigen Nachbaren ein abgemessenes und gleichmäßiges Betragen zu beobachten. Aeußern Sie für keinen von Beiden Vorliebe, damit man Sie nicht der Parteilichkeit beschuldigen könne; denn beide würden, je nachdem sie glücklich wären, es Sie unfehlbar entgelten lassen, wenn sie Grund zu Vorwürfen gegen Sie zu haben glaubten *).

Halten Sie Sich immer zu dem Reiche und dem Oberhaupte desselben. Sie haben sonst keine Sicherheit gegen die Ehrsucht und die Macht Ihrer Nachbaren, als wenn Sie die Reichsverfassung aufrecht erhalten. Sein Sie stets ein Feind dessen, der sie umzustürzen sucht; denn in der That will er, daß Sie zugleich eben das Schicksal treffen soll. Verachten Sie das Oberhaupt des Reiches in seinem Unglück nicht, und halten Sie es so sehr mit ihm, als Sie es können, ohne Sich mit in sein Unglück zu verwickeln.

Nutzen Sie Ihre Jugend, ohne sie zu mißbrauchen. Lassen Sie einige Jahre für das Vergnügen hingehen; dann denken Sie darauf, Sich zu vermählen. Das erste Feuer der Jugend ist nicht geschickt zur Ehe, und man glaubt schon äußerst lange treu gewesen zu sein, wenn man es drei Jahre gewesen ist.

Nehmen Sie eine Prinzessinn aus einem zu großen Hause, so wird sie Ihnen durch Ihre Hand eine

*) Man muß sich erinnern, daß Frankreich und Oestreich damals gegen einander Krieg führten.

Gnade zu erzeigen glauben. Dies veranlaßte für Sie einen verderblichen Aufwand, und Sie hätten keinen andern Vortheil davon, als daß Sie der Sklav Ihres Schwiegervaters wären. Wenn Sie eine Gemahlinn wählen, die mit Ihnen ungefähr von gleichem Range ist, so werden Sie glücklicher leben; denn Sie sind dann ruhiger, und die Eifersucht, zu welcher große Fürsten ihren Ehehälften immer Gelegenheit geben, fällt Ihnen nicht zur Last.

Verehren Sie Ihre Mutter als die Urheberinn Ihres Lebens. Je größere Achtung Sie ihr beweisen, desto größere Achtung wird man gegen Sie Selber haben. Geben Sie immer nach, wenn etwa ein Zwist unter Ihnen entstehen sollte. Dankbarkeit gegen Eltern hat keine Gränzen. Man kann getadelt werden, daß man zu wenig, aber nie, daß man zu viel äußert.

Auf gleichgültige und folglich willkührliche Dinge lasse ich mich nicht weitläuftiger ein. Aus zärtlicher Zuneigung zu Ihnen werde ich immer aufrichtigen Antheil an Ihrer Zufriedenheit nehmen, und es mit unaussprechlicher Freude hören, wenn Ihre Unterthanen Sie loben und segnen; auch werde ich Gelegenheiten, Ihnen nützlich sein zu können, mit der äußersten Begierde ergreifen.

Mit Einem Worte, es giebt kein Glück, mein lieber Herzog, das ich Ihnen nicht wünsche, und eben so keines, dessen Sie nicht würdig wären.

Friedrich.

---

An

# An Herrn Heinrich von Katt.

## 1.

Neustadt (bei Meißen) den 24. November 1760.

Sie sind zu einer Zeit nach Berlin gekommen, wo Sie nur traurige Spuren von dem finden werden, was die Stadt ehemals war. Von unsrer Lage machen Sie Sich zu glänzende Vorstellungen. Sie ist nicht so, wie Sie denken.

Beneidet sind wir fern; doch hier — hier seufzen wir.

Wir haben uns wie Verzweifelnde geschlagen *), um die verwünschte Stellung vom vorigen Jahre wieder zu gewinnen. Darum ist denn so vieles Blut vergossen worden! Aber hätten wir die Schlacht nicht geliefert, so wären wir vielleicht bei den Antipoden.

Sein Sie doch so gut, dem kleinen Beaufobre zu sagen, daß er mir einen vollständigen Cicero, einen Xenophon, eine gute Logik aus dem Port-royal, Voltäre'ns *Pucelle*, und seinen *Pauvre diable* (armen Teufel **) schicken soll.

Ich erwarte Sie in Meissen, mein Lieber. Die Arbeiten, die man dort macht, gleichen an Zerbrechlichkeit dem Glücke der Menschen! — Ich beschäftige mich hier mit Anstalten zu meinen Winterquartieren. Man möchte sich dem Teufel ergeben, wenn einer existirte! Leben Sie wohl, mein Lieber. Glückliche Reise.

*) Bei Torgau.

**) Eine Satire von Voltaire. Etting. Ausg. T. XIV. p. 127.

2.

Im Lager zu Strehlen, d. 18. Nov. 1761.

Hier schicke ich Ihnen die Ode verbessert wieder *). Für die Bemerkungen, die Sie mir mitgetheilt haben, bin ich Ihnen verbunden. Sie geisseln mich mit Rosen; es wäre noch vielerlei zu sagen gewesen. Hätte ich Zeit und Genie, so würde ich es besser machen. Die meisten Stellen, die Sie, wie der Abbe d'Olivet kritisiren, habe ich verändert. Bei einigen andern bin ich nachsichtig gegen mich selbst gewesen. Theseus ist, denke ich, nicht am unrechten Orte angeführt; er ging mit dem Pirithous in die Unterwelt hinunter, konnte ihn aber nicht wieder zurückbringen. Darum glaubte ich denn, sagen zu können:

Ich wäre glücklicher
Als Theseus, brächte dann
Aus dem Elisium
Den jungen Held zurück.

Ihr Zufall ist unangenehm **); indeß glaube ich, wenn Sie folgsam wären, würde ein guter Wundarzt Sie heilen. Leben Sie wohl. Ich will lesen, um meine Sorge und meinen Schmerz, die mich allenthalben hin begleiten, einzuwiegen und einzuschläfern. Wenn ich mich nicht von ihnen befreien kann, so will ich sie wenigstens betäuben. Leben Sie wohl.

*) An die Herzoginn von Braunschweig. B. VI.

**) Herr von Katt hatte sich durch einen Fall vom Pferde stark beschädigt.

## 3. *)

d. . . November 1764.

Ich beschäftige mich mit meinem Mark-Aurel und meinem Zeno. Das paßt zu meinem Alter, zu meiner Lage und zu allen Gegenständen, die mich umringen. Sie sind heiter, und wollen mit Recht die Täuschungen nicht verlassen, die Ihnen schmeicheln; daher gebe ich Ihnen denn etwas in Epikur's Manier. In Ihrem Alter hatte auch ich ihn zum Lehrer; aber ich fürchte sehr, Sie werden, wenn Sie in dem meinigen sind, zu Zeno und unsern andern Stoikern kommen. Diese geben uns wenigstens ein Schilf, um uns darauf zu stützen, wenn das Unglück uns niederschlägt, da Epikur nur im Schooße des Glückes Aufnahme finden kann. So hat denn Alles seine Zeit. Sie sind in der, die Blumen und Früchte hervorbringt; ich aber in der, wo die Blätter abfallen und die Bäume vertrocknen. Leben Sie wohl.

## 4.

d. 14. April 1762.

Haben Sie Dank für das, was Sie mir geschickt haben, und für die Bücher, die ich aufhäufe, um meinen Geist im nächsten Winter zu nähren, wenn ich noch am Leben bin. Ich bewundre Sie, mein Lieber, mit Ihrer guten Hoffnung und Ihren Kombinazionen. Mein Glaube ist nicht so lebendig, wie der Ihrige. Ich sehe nicht besser in die Zukunft, als

*) Mit diesem Briefe überschickte der König dem Herrn von Katt die Epistel. S. Hinterl. W. Fr. II. B. VII.

ein Gänschen, und bin, ohne zuverlässige Nachrichten zu haben, bis auf den heutigen Tag von Fußangeln, Fallstricken und Abgründen umgeben. Den 20sten werden aus Rußland und aus Konstantinopel Nachrichten kommen. Sagen Sie dem guten Markis: wenn ich ihm etwas Angenehmes mitzutheilen hätte, so würde ich nicht damit säumen. Indeß mögt Ihr alle wissen, daß der Friede mit Schweden und mit Rußland zu gleicher Zeit zu Stande kommen wird.

Ich lese jetzt den Fleury. Aber da meine Unruhe schon wieder anfängt, so geht es mit meiner Lektüre nicht so geschwind, als in diesem Winter. Ich freue mich über Ihre Zurückkehr. Leben Sie wohl, mein Lieber. Wollte doch der Himmel, daß ich Ihnen bei Ihrer Ankunft gute Neuigkeiten mittheilen könnte.

*Quintus* redet mir von Deutschen Büchern, die ich nicht kenne und auch nicht kennen will. Ich habe ihm die Annalen aller berühmten Räuber von Karl n V bis auf unsre Zeiten *in usum* der Freikorps versprochen. Leben Sie wohl, mein Lieber. Kommen Sie bald zurück.

5.

Im Lager zu Seitendorf, d. 15 Jul. 1762.

Sie reden so von meinen Versen, als wenn sie etwas taugten; aber ich versichre Sie, daß ich selbst wohl einsehe, wie matt und fehlerhaft sie sind. Wenn es mir nicht an Zeit fehlt, so mache ich sie etwas weniger schlecht. Doch diese, die ich bei Sorgen, Unruhe und Noth, den gewöhnlichen Gefährten der

Kriegesexpedizionen, geschrieben habe, taugten nur für den Augenblick, und um der Person zu schmeicheln, für die sie bestimmt sind. Die Frauenzimmer nehmen es nicht so genau; alle Verse, in denen man ihnen Süßigkeiten sagt, scheinen ihnen gut. Die gegenwärtigen werden, glaube ich, ihre Bestimmung erfüllen, da sie nur gefallen sollen, und keine strenge Prüfung von einem d'Olivet oder Freron auszuhalten haben.

Wir machen hier nichts, als Armseligkeiten. Ich schäme mich meines Feldzuges. Es nimmt noch nicht die Wendung, die ich wünschte, und ich fürchte sehr, daß das, was ich Ihnen diesen Winter sagte, buchstäblich in Erfüllung geht. Den 20sten*) werden wir sehen, wie es ausfallen wird. Ich kann mich nur mit Mühe beruhigen. Bisweilen behalten Mark-Aurel und die Stoiker die Oberhand; aber oft bekommt auch die Natur das Uebergewicht, und macht, daß die Philosophie verstummt. Der Himmel stehe uns bei, und gebe uns irgend einen großen Vortheil, der es endlich zu dem so sehr gewünschten und so nöthigen Frieden bringt! Noch wäre ein Schimmer von Hoffnung von Seiten der Leute ohne Vorhaut übrig, wenn man sich auf ihr Wort verlassen könnte; aber Fabriz, den ich gelesen habe, macht, daß ich zittre, und ich fürchte, wir werden keinen Nutzen von ihnen ziehen. Leben Sie wohl, mein Lieber, werden Sie wieder gesund, und kommen Sie, wenn wir die Belagerung von Schweidnitz unternehmen können. *Vale, vale.*

*) Der König wollte an diesem Tage die Oestreicher angreifen, und sie von Schweidnitz entfernen.

6.

Im Lager zu Seitendorf, d. 17 Jul. 1762.

Ach! mein Lieber, so eben bekomme ich eine Nachricht, die mich zu Boden schlägt, und die Sie in Breslau leider! nur zu bald erfahren werden. Ich bin so bestürzt und bekümmert, daß ich noch nicht weiß, wohin ich mich wenden soll. Für mich giebt es nur Schimmerblicke von Hoffnung; aber wesentliches Unglück drückt mich zu Boden. Die schönen Prophezeiungen sind nun alle zu Schanden geworden *); und Gott weiß, was für ein Schicksal mich noch erwartet. Leben Sie wohl, mein Lieber. Mein Herz ist so voll Kummer, daß ich Ihnen unmöglich mehr sagen kann **).

7.

(d. . 176 . .)

Diesen Nachmittag kommen Sie nur nicht. Jedermann geht nach Sanssouci, und man wird erst gegen Abend wieder zurückkehren. Sorgen Sie für Ihre Gesundheit †). Das Fieber ist eine häßliche Sache.

*) Man hatte dem Könige prophezeiet: er werde in diesem Jahre eine Schlacht gewinnen, und der Friede zu Stande kommen; und er hörte dergleichen zuweilen zum Zeitvertreibe an.

**) Unter das Kouvert dieses Briefes hatte der König noch einen Zettel mit den Worten gelegt: „Mein lieber Peter III vom Throne gestürzt, todt! Ist irgend ein Schicksal dem meinigen gleich!“

†) Herr von Katt hatte das Fieber.

So jage sie, was man auch sagt,
Aus ihrem stolzen Zimmer fort,
Wo die Megära unverschämt
Dein schönes Leben morden will.

Ich für mein Theil bin kein junger und leckerer Bissen, und darum hat sie mich nur viermal mitgenommen. Wahrscheinlich fand sie mich nicht nach ihrem Geschmack. Uebrigens bin ich durch den Gebrauch der China in der Meinung bestätigt worden, daß dies Spezifikum gegen das Fieber sicherer ist, als das Weihwasser gegen den Teufel.

Ueber den Brief, den ich bekommen habe, und den ich Ihnen mittheile, sage ich Ihnen, was Sie auch selbst sehen können: daß die Gelehrten, zur Schande unsers Jahrhunderts, eben so eigennützig werden, als die Finanziers. Der Toussaint hat in Brüssel nichts, und schlägt 500 Thaler, nebst einer Stelle in der Akademie aus, die man ihm anbietet. Dies philosophische Säkulum ist sehr unphilosophisch; ich schäme mich seiner.

Einen Professor der Französischen Sprache haben wir nicht nöthig, wohl aber einen Grammatiker, einen Puristen. Ich bitte Sie, sehen Sie doch zu, was wir mit dem Mann anfangen können, der bei der Königinn von Frankreich in Ungnade gefallen ist, weil er gesagt hat: „eine Königinn, die ihr Gemahl verlasse, werde gewöhnlich andächtig." Das ist sehr gut Französisch, und sehr akademisch; aber eben nicht politisch. Ich hoffe, es wird mit Ihrem Fieber besser gehen. Leben Sie wohl.

8.

Im Bade zu Landeck in Schlesien,
den 22 August 1765.

Mein Lieber, ich schreibe Ihnen im Wasser, worin ich mehr lebe, als auf dem Lande. Nach gerade werde ich ein Fisch oder eine Ente; was von beiden, weiß ich selbst nicht. Es wäre nur ein Ovid nöthig, um meine Metamorphose zu besingen. Wie dumm sind doch unsre guten Berliner! Man schreibt mir, daß sie mich für geschwollen ausgeben. Was wird erst dann geschehen, wenn sie mich mit Schuppen bedeckt und mit Floßfedern geziert erblicken? Ohne Zweifel werden Sie mich für den bunten Fisch halten. Nun, was liegt daran? Ich befinde mich besser, meine Beine bekommen unvermerkt ihre Elastizität wieder, und die Man sagt schaden ja niemand.

Nun habe ich noch acht Stunden zu baden. Die werde ich in zwei Tagen abthun, und glaube den 14 oder 15 nächsten Monats wieder in Berlin zu sein. Das heißt doch wenigstens, eine Sache geschwind expediren. Aber unser guter Markis *) scheint mir unbegreiflich. Könnte er mir nicht, nach seiner edlen Gewohnheit, auf einem Streif Papier schreiben, und mir sagen, wo er ist, und weshalb er so lange ausbleibt? Wenn er noch zaudert, so werde ich aus Vermuthungsgründen beweisen, daß er in einem tiefen unterirdischen Loche eingeschlossen, oder bettlägerig ist, und daß wir ihn nicht eher als im Thale Josaphat wieder sehen werden. Welch ein Mensch! welch ein Mensch!

*) D'Argens.

Ich habe hier alle Originale aus der Gegend gesehen; unter andern einen alten Grafen, über dessen Physionomie und wunderlichen Anzug ich bei dem bloßen Anblick beinahe laut aufgelacht hätte. Er fing an zu reden, mein Lieber; und nun war es unmöglich, an sich zu halten. Meine Neffen besonders brachen in ein helles Gelächter aus. Aber wir fanden mancherlei halb gute, halb schlechte Vorwände, um unsre Lustigkeit zu entschuldigen; und unser gute Gesellschafter ließ sich von dem Beispiel der jungen Leute hinreißen, und lachte, ohne es zu wissen, so herzlich als möglich über sich selbst. Indeß kann er sich wohl trösten. Er hat an liegenden Gründen über 600,000 Thaler. Ich wünsche Ihnen eben so viel; aber seine Lächerlichkeit nicht mit. Denn wenn man dabei auch die ganze Welt in Besitz hätte, so würde man doch das gedrückteste und elendeste Geschöpf auf der ganzen Erde sein.

Leben Sie wohl, mein Lieber. Ich will zu Bette gehen. Bleiben Sie gesund.

## 9.

Silberberg, d. 25 Febr. 1779.

Ich danke Ihnen für das, was Sie mir geschickt haben. Es wird eine gute Nahrung sein. Da würde denn bald Friede werden. Die Propheten thun wohl daran, daß sie doppelte Weissagungen haben; wenn die Eine nicht eintrift, so schiebt man die andre vor. Zwei Jahre Krieg, Ein Jahr Krieg — irgend etwas von dem Allen muß wohl geschehen.

An die Schauspielerinn, von der der Fürst Repnin mit Ihnen gesprochen hat, wird es nicht eher Zeit sein zu denken, als bis alle Unruhen wirklich beigelegt sind. Wie viel Papier wird man noch besudeln müssen, ehe es bis dahin kommt. Ich glaube wohl, was Sie mir sagen: daß der Friede jedermann Vergnügen macht; der Bauer, der Edelmann und der Bürger verlieren nothwendig, wenn der Krieg lange dauert. Aber dieser Krieg und dieser Friede sind nur Armseligkeiten, das Werk eines erschöpften Greises ohne Kräfte und ohne Leben. Ich habe mir oft die Verse aus dem Boileau vorgesagt:

Elender, lass' in Ruh Dein schon ergrautes Roß,
Und fürchte, daß einst schnell, entkräftet, athemlos
Es nieder stürzt, und dann den Herrn im Sande läßt.

Leben Sie wohl, mein theurer Freund. Machen Sie, daß Sie von dem Fieber frei werden.

---

## An die Gräfinn von Kamas *).

### I.

Neustadt, d. 11 Nov. 1760.

Ich antworte Ihnen pünktlich, und eile, Sie zu befriedigen. Es ist doch sonderbar, wie die Alten zusammen treffen! Schon seit vier Jahren habe ich

*) Geborne von Brand, Wittwe des Obersten von Kamas, und gewesene Oberhofmeisterinn bei der Königinn Mutter.

auf die Soupers Verzicht gethan, da sie sich mit der Lebensart, die ich treiben muß, nicht vertragen; und an den Marschtagen besteht mein Mittagsessen in einer Tasse Schokolade. Wir sind, ganz aufgeblasen von unserm Siege, wie unsinnig gelaufen, um zu versuchen, ob wir nicht die Oestreicher aus Dresden vertreiben könnten. Aber sie haben sich oben auf ihren Bergen über uns lustig gemacht. Ich bin wieder hingegangen, wo ich hergekommen war, wie ein kleiner Junge, und habe mich aus Verdruß in einem der verwünschtesten Dörfer in Sachsen versteckt. Jetzt muß man die Herren Reicher *) aus Freiberg und Chemnitz verjagen, damit wir zu leben und Dach und Fach haben.

Ich schwöre Ihnen, es ist ein verwünschtes Leben, das, Don-Quixotten ausgenommen, noch Niemand so geführt hat, wie ich. Ueber alles das Wesen, alle die Unordnung, die gar kein Ende nimmt, bin ich so alt geworden, daß Sie mich kaum wieder kennen werden. Auf der rechten Seite des Kopfes ist mir das Haar ganz grau; meine Zähne zerbrechen und fallen aus; mein Gesicht ist so runzlicht, wie der Falbala an einem Weiberrock; und mein Rücken so gekrümmt, wie bei einem Mönch de la Trappe. Ich sage Ihnen das alles zuvor, damit Sie, wenn wir uns etwa noch in Fleisch und Beinen wieder sehen, an meiner Figur nicht gar zu großen Anstoß nehmen. Nur mein Herz ist unverändert geblieben, und wird, so lange

*) So pflegte der König die Reichstruppen im Scherz bisweilen zu nennen; daher hat der Uebersetzer das *Cercles* hier damit ausgedrückt.

ich athme, Gesinnungen voll Achtung und zärtlicher Freundschaft für meine gute Mama behalten. Leben Sie wohl.

2.

d. 27. November 1760.

Sie sehen, liebe Mama, wie thätig Sie bedient werden. Hier ist der Tabak.

Wir ordnen hier unsre Winterquartiere an. Ich habe nur noch eine kleine Reise zu machen; dann will ich in Leipzig Ruhe suchen, wenn sie anders da zu finden ist. Aber für mich ist sie nur ein metaphysisches Wort, ohne alle Realität. Unter uns, liebe Mama, das Leben, das wir führen, ist ganz verwünscht; aber man muß eine gute Mine bei dem schlimmen Spiele machen.

Leben Sie wohl, meine Allerbeste. Vergessen Sie mich nicht. Sie thäten daran sehr Unrecht; denn niemand liebt und achtet Sie mehr, als ich.

3.

d. 3. Dezember 1760.

In der That, liebe Mama, Sie haben viele Erfahrung, und ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie Sich so gut auf die Wassersucht verstehen. Der Vorfall, der sich ereignet hat, ist ganz alltäglich. Es giebt keinen Hof, ja sogar kein Kloster, wo sich nicht dergleichen zutrüge. Ich für mein Theil bin gegen die Schwachheiten unsrer Gattung sehr nachsichtig, und steinige die Hofdamen nicht, die Kinder bekommen. Sie pflanzen unser Geschlecht fort, anstatt daß jene düstren Politiker es durch ihre ver-

derblichen Kriege vernichten. Ich gestehe Ihnen, daß mir die allzuzärtlichen Temperamente lieber sind, als jene Keuschheitsdrachen, die Ihresgleichen zerfleischen, oder als jene intriganten Weiber, die im Grunde boshaft sind und nichts als Schaden anstiften. — Das Kind muß man gut erziehen und die Familie nicht beschimpfen. Das arme Mädchen soll ohne Aufsehen vom Hofe entfernt, ihr guter Name aber so viel geschont werden, als möglich.

Wir werden Frieden bekommen, liebe Mama; und ich nehme mir vor, wenn ich das Vergnügen habe, Sie wieder zu sehen, unter vier Augen recht mit Ihnen lachen. Leben Sie wohl, liebe Mama. Ich umarme Sie.

## 4.

Meissen, d. 20 Dezember 1760.

Hier schicke ich Ihnen eine Kleinigkeit, liebe Mama, zum Andenken an mich. Sie können entweder Schminke, oder Schönpflästerchen, oder Tabak, Zuckerwerck und Pillen in diese Tabatiere hinein thun. Aber was für Gebrauch Sie auch davon machen — denken Sie wenigstens, wenn Sie diesen Hund, das Sinnbild der Treue, sehen, daß der, welcher sie Ihnen schickt, an Zuneigung und Treue gegen Sie alle Hunde in der Welt übertrift, und daß seine Ergebenheit für ihre Person ganz und gar nicht so zerbrechlich ist, wie die Materie, die hier fabrizirt wird.

Ich habe hier für Jedermann Porzellan bestellt: für Schönhausen, für meine Schwägerinnen; mit Einem Wort: ich bin jetzt nur an dieser zerbrechli-

chen Waare reich, und hoffe, wer etwas davon bekommt, werde es für baares Geld annehmen; denn, wir sind bettelarm, gute Mama, und haben weiter nichts übrig, als die Ehre, den Degen und — Porzellan.

Leben Sie wohl, meine liebe, gute Mama. Gefällt es dem Himmel, so werde ich Sie noch von Angesicht zu Angesicht wieder sehen, und Ihnen das, was ich gesagt habe, mündlich wiederholen. Aber, wie ich es auch anfangen mag — ich werde das, was mein Herz empfindet, immer nur sehr unvollkommen ausdrücken können.

5.

Im Hauptquartier zu Bettlern,
d. 8. Junius 1762.

Ich bin vollkommen überzeugt, meine liebe Mama, daß Sie an dem Guten, das uns begegnet, aufrichtigen Antheil nehmen. Nur sind wir leider so weit herunter gewesen, daß wir jetzt alle Arten von glücklichen Vorfällen nöthig haben, um wieder empor zu kommen; und zwei wichtige Friedensschlüsse, die sonst allenthalben die Ruhe wieder herstellen könnten, bahnen für jetzt nur einen Weg, den Krieg weniger unglücklich zu endigen.

Ich wünsche von ganzem Herzen, der Himmel möge Sie so lange erhalten, bis ich Sie sehen, hören und umarmen kann. Allem Anschein nach, können Sie und Andre bald wieder ruhige und friedliche Einwohner von Berlin sein. Wir aber — wir werden Krieg führen müssen, bis die natürliche Wärme ausgeht. Indeß muß es ja doch endlich

ein Ende nehmen! Die einzige angenehme Aussicht, die mir bei dem Frieden noch übrig bleibt, ist die, daß ich Sie mündlich versichern werde, liebe Mama, mit wie vieler Hochachtung ich ihr treuer Freund bin.

## 6.

d. 27. Junius 1762.

Ich freue mich, liebe Mama, daß Sie so guten Muth haben, und fordre sie auf, ihn noch zu verdoppeln. Alles endigt ja; und so muß man hoffen, daß doch dieser verwünschte Krieg nicht einzig und allein in der Welt ewig sein wird. Seitdem der Tod einer gewissen lockern Dame im Norden das Garaus gemacht, hat sich unsre Lage vortheilhaft geändert, und wird erträglicher, als sie war. Man muß nun hoffen, daß sich nun noch dies oder jenes Gute ereignen wird, das man benutzen kann, um zu einem guten Frieden zu gelangen.

Sie reden von Berlin. Ich wünschte sehr, Sie alle zusammen dort zu wissen. Doch, wenn Sie hingingen, so wollte ich just nicht, daß Sie Vögeln gleich wären, die auf einem Zweige sitzen, sondern daß Sie mit aller gehörigen Würde da bleiben könnten. Daher warte ich nur auf den Augenblick, wo ich diese Sicherheit für ganz zuverlässig halten werde, um Ihnen dann zu schreiben, daß Sie wieder dahin gehen sollen.

Nimmt Alles ein gutes und ehrenvolles Ende — wie will ich dann den Himmel preisen, liebe Mama, daß ich Sie wieder sehen und umarmen kann! Ja, ja: umarmen; denn Sie haben ja

doch in der Welt keinen Liebhaber mehr, als mich. Sie können mich nicht eifersüchtig machen, und zur Belohnung meiner Beständigkeit und Treue kann ich mit Recht einen Kuß fordern. Darauf mögen Sie Sich nur gefaßt halten. Finette mag dazu sagen, was Sie will, und wenn Sie auch vor Aerger sterben sollte; denn seitdem ihr Dük todt ist, hat sie ja niemand mehr, der sie küßt.

Leben Sie wohl, liebe Mama. Verzeihung für die Armseligkeiten, die ich Ihnen schreibe. Sie kommen daher, weil ich allein bin, bisweilen meine Sorgen vergesse, Sie liebe, und das Vergnügen, mich mit Ihnen zu unterhalten, gern benutze.

## 7.

Peterswalde, d. 29. Oktober 1762.

Ich wünschte, alle Tage eine Festung einnehmen zu können, damit ich immer allerliebste Briefe von Ihnen erhielte. Aber Dummköpfe von Kommandanten verlieren mir oft eine schimpflich; und wenn es Kaiser giebt, die mir wohlwollen, so — —. Da beurtheilen Sie nun Selbst, in was für einer Lage ich bin. Lebte unser Kaiser noch, so hätten wir in diesem Winter Frieden, und Sie könnten mit einem Sprung in ihr sandiges Paradies Berlin zurückkehren. Aber das Publikum, das sich gern schmeichelt, hat ohne Grund geglaubt: die Einnahme von Schweidnitz werde den Frieden bewirken. Auch Sie haben vielleicht gedacht, das könnte wohl geschehen; allein ich versichre Sie, unsre Feinde sind, so viel ich einsehen kann, noch gar nicht geneigt,

neigt, sich zu vergleichen. Denken Sie nun selbst, ob es klug wäre, auf die Gefahr bei dem ersten Lärm nach Spandau fliehen zu müssen, nach Berlin zurück zu gehen.

Sie sprechen von der armen Finette. Ach! liebe Mama, seit sechs Jahren beklage ich die Todten nicht mehr, wohl aber die Lebendigen. Wir führen ein elendes Leben, dessen Verlust gar keines Bedauerns werth ist. Ich wünsche Ihnen, liebe Mama, viele Geduld, und alles das Glück, das sich nur mit dieser bedrängten Zeit verträgt; besonders, daß Sie Ihre gute Laune, den größten und wesentlichsten Schatz den die Natur uns geben kann, behalten mögen! Ich für mein Theil werde mir in meiner alten Freundschaft und in der Achtung, die ich Ihnen gewidmet habe, immer gleich bleiben. Davon sind Sie, wie ich gewiß bin, überzeugt. Leben Sie wohl, liebe Mama.

## 8.

Leipzig, den 22 Jänner 1763.

Ein und funfzig Jahre sind keine Kleinigkeit, liebe Mama. Sie machen ja beinahe den ganzen Rocken der Madame Klotho aus, die unsern Lebensfaden spinnt. Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme daran, daß ich so weit gekommen bin. Sie interessiren Sich für einen alten Freund und Diener, in dessen Gesinnungen weder Jahre noch Abwesenheit jemals eine Veränderung hervorbringen, und der jetzt mit einer Art von Gewißheit hofft: er werde Sie noch wieder sehen und, wenn Sie es erlauben,

umarmen. Ja, liebe Mama, ich glaube, Sie werden in Berlin sein, ehe — um mich poetisch auszudrücken — Flora die Erde mit ihren Gaben verschönert hat. Wenn ich mich herzlich darauf freue, Jemand in der Hauptstadt wieder zu sehen, so sind Sie es; aber sagen Sie davon nur nichts. Dies ist nicht poetisch, und muß buchstäblich verstanden werden.

Möchte der Himmel über Ihr Leben wachen, und Sie mit so vielem Segen überhäufen, als Ihre Tugend verdient! Möchte ich Sie gesund, zufrieden und vergnügt wieder finden, und Sie mir Ihre Freundschaft beständig erhalten! Freilich, liebe Mama, verdiene ich sie nur durch meine unverletzliche Anhänglichkeit gegen Sie; aber diese werde ich auch so lange haben, bis die feindselige Parze meinen Lebensfaden zerschneidet.

## 9.

Dahlen, d. 6 März 1763.

So werde ich Sie denn wieder sehen, liebe Mama, und zwar, nach meiner Rechnung, zu Ende dieses, oder zu Anfange des folgenden Monats. Hoffentlich finde ich Sie so gesund wieder, wie ich Sie verlassen habe. Ich aber — ich bin, wie Sie sehen werden, gealtert, beinahe kindisch geworden, grau wie ein Esel, verliere alle Tage einen Zahn, und hinke fast vom Podagra. Doch Sie werden nachsichtig gegen die Schwachheiten des Alters sein und mit mir von vergangnen Zeiten sprechen.

Da ist nun unser gute Markgraf von Baireuth gestorben. Das thut mir in der That herz-

lich leid. Freunde verlieren wir; und die Feinde scheinen ewig dauern zu wollen. Ach! liebe Mama, wie fürchte ich mich vor Berlin und den Lücken, die ich da finden werde! Doch, ich will nur an Sie denken, und mich über alles Andre täuschen. Glauben Sie gewiß, daß es mir Vergnügen machen wird, Sie mündlich der wahren Achtung und Freundschaft zu versichern, die ich bis zum Grabe für Sie haben werde.

## 10.

d. 2 Jun. 1763.

Meine gute Mama, Ihr Brief und Ihr Andenken haben mir wahres Vergnügen gemacht, weil sie zum Beweise dienen, daß es mit Ihrer Gesundheit besser geht. Man versichert mich: es sei gar keine Gefahr, und Sie würden Sich bald ganz erholen.

In einer Stunde wird meine Schwester hier ankommen. Ich gestehe Ihnen, daß ich mich sehr darüber freue.

Sie müssen Sich in die Luft machen, liebe Mama. Freie Luft ist die stärkste Arzenei; sie wird wieder Leben in Ihr Blut bringen und Sie gänzlich heilen. Hieran nehme ich aufrichtigen Antheil. Sie kennen mein altes Herz, das noch immer wie sonst und dazu gemacht ist, so lange es existirt, Sie zu lieben.

Leben Sie wohl, liebe Mama. Sorgen Sie ja dafür, daß Sie wieder gesund werden, und vergessen Sie mich nicht.

Ihren Brief, liebe Mama, werde ich meiner Schwester zeigen. Sie wird sich freuen, daß Sie

noch an sie denken. Es thut mir in der That leid, daß ich Sie nicht hier sehen kann; indeß finde ich doch, daß Sie sehr Ursache haben, Sich zu schonen. Im Grunde könnte ich auch Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft sehr wenig genieſſen; denn es ist hier, wie auf einem allgemeinen Reichstage: wir haben dreiſſig Prinzen und Prinzeſſinnen um uns. Uebrigens hält mich meine Kränklichkeit ab, allen Gastmahlen beizuwohnen. Ich finde mich nur bei den großen Feierlichkeiten ein, und suche dann dazwischen einiger Ruhe zu genieſſen.

Der alte Baron *) macht sich über meine lahmen Beine lustig; er ist mit dem Prinzen Friedrich um die Wette gelaufen. Ich für mein Theil schleppe mich auf Einem Beine beinahe so langsam fort, wie eine Schildkröte, und sehe ihrem schnellen Wettlaufe so zu, wie ein Gichtbrüchiger, der einem Ballette von Denis beiwohnte.

Gute Nacht, liebe Mama. Ich hoffe, Sie wieder zu sehen, wenn ich meine Beine wieder gebrauchen, und die Treppen auf dem Schlosse, die zu Ihrem Paradiese führen, hinaufklettern kann. Auf ewig der älteste von Ihren Anbetern.

Friedrich.

*) Pöllnitz.

# An den Prediger Steinbart *).

Potsdam, d. 16 März 1770.

Ihre Schrift und den beiliegenden Brief habe ich erhalten. Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie mit mir gemeinschaftliche Sache machen und die Rechte und Vorzüge der Tugend stark und deutlich vertheidigen. Als ich die Selbstliebe zu einem Grundsatze der Moral nahm, wollte ich die andern gar nicht verwerfen. Ich weiß nur zu gut, daß man nie Stützen und Bewegungsgründe genug haben kann, um die Moral aufrecht zu halten und die Menschen zur Ausübung derselben anzutreiben, und daß ein Prinzipium, welches auf Einige Wirkung thut, bei Andern gar keine äußert. Daher billige ich Ihre Methode und das Prinzipium, das Sie zu dem meinigen hinzusetzen, um diesem letzteren den Grad von Kraft zu geben, den Sie ihm wünschen.

Aber wenn, Ihrer Behauptung zufolge, die Gesetze des Gewissens eine stärkere Autorität nöthig haben, um die Menschen den willkührlichen Einschränkungen zu entziehen, welche der Verstand sich zu ersinnen bemüht — weshalb erklären und beschränken denn diejenigen, welche diese Autorität in der Religion finden, die sie glauben und bekennen, die

*) Jetzigen Konsistorialrath und Professor in Frankfurt an der Oder. Er hatte, als des Königs Versuch über die Selbstliebe, als ein Grundsatz der Moral betrachtet, herausgekommen war, eine Schrift unter dem Titel: Prüfung der Beweggründe zur Tugend nach dem Grundsatz der Selbstliebe (Züllichau 1770) geschrieben, und sie dem Könige zugeschickt.

Verpflichtungen, welche die Rechtschaffenheit ihnen auflegt, nach ihrer Phantasie und nach geringerem oder größerem anscheinenden Nutzen? Sehen Sie nur Ihren Seelsorger an. Er ist ein Kalvinistischer, vielleicht auch ein Lutherischer Christ, und macht sich in gewissen Umständen eine Moral, welche der, die er als göttlich ansieht, ganz entgegen gesetzt ist.

Es wäre nützlich und sehr wichtig, diese Schwierigkeit gut zu heben, und die beste Art aufzusuchen, die Menschen so zu bilden, daß die Selbstliebe (wenn Sie wollen, mit Unterstützung Ihres Prinzipiums) in allen Umständen ihres Lebens den schnellsten, sichersten, allgemeinsten und dauerhaftesten Eindruck auf sie machte.

Und hiermit bitte ich Gott u. s. w

# Briefwechsel des Königs

mit

Sr. Excellenz, dem Staats- und Kabinets-Minister, Herrn Grafen von Hertzberg, bei Gelegenheit der Schrift: über die deutsche Litteratur u. s. w.

Als der König sich im Winter 1779 zu Breslau aufhielt, sagte er eines Tages zu dem Minister Herrn Grafen von Hertzberg, der sich eben daselbst befand: „er zweifle, daß Tacitus mit eben der Präcision ins Deutsche übersetzt werden könne, wie ins Französische.“ Zugleich äußerte er noch: „die alten Gothen wären aus Schweden gekommen, und die Parthischen Könige vom Stamm der Arsaciden hätten in der Geschichte eine größere Rolle gespielt, als die alten Deutschen.“ Herr Graf von Hertzberg behauptete von Beidem das Gegentheil, und schickte dem Könige am folgenden Tage eine Probe von einer Uebersetzung des Tacitus, und zwar das 17 und 44 Kapitel aus dessen Schrift über die Lage und die Sitten Germaniens, mit folgendem Schreiben zu:

Breslau, d. 29. April 1779.

Ich nehme mir die Freiheit, Ewr. Majestät ein Kapitel aus Tacitus Germanien vorzulegen, das ich ins Deutsche und Französische übersetzt habe. Wie mich dünkt, giebt die Deutsche Uebersetzung der Französischen weder in der Präcision, noch in der

Reinheit etwas nach. Dies Kapitel beweist zugleich, wie sehr Tacitus die Deutschen den Parthern und den Arsaciden vorzog; auch läßt sich daraus zeigen, daß die Gothen, die Sveven oder Vandalen, die Longobarden, die Anglen, die Rugier, die Heruler und andre große Völker, welche in der Folge das Römische Reich umstürzten, zwischen der Elbe und der Weichsel, also grade in denen Gegenden gewohnt haben, die jetzt Ewr. Majestät Herrschaft unterworfen sind. Ich hoffe, Dieselben werden mir verzeihen, daß ich so dreist bin, Ihnen diesen kleinen Versuch vorzulegen.

Hertzberg.

Der König schickte eine halbe Stunde nachher dem Minister seinen Brief wieder zurück, und hatte eigenhändig Folgendes an den Rand geschrieben:

Ich habe den Versuch einer Uebersetzung des Tacitus, den Sie mir zuschicken, gelesen. Dagegen läßt sich gar nichts sagen; aber er enthält nur eine Beschreibung von den Sitten der Deutschen: und so etwas ist nicht schwer zu übersetzen, wohl aber sein sentenzenartiger und kräftiger Styl, mit welchem er in wenigen Worten die Charaktere und Laster der Römischen Kaiser zeichnet. An dem Leben des Tiberius, am Klaudius, mögen die Uebersetzer sich versuchen. Die lakonische und zugleich malerische Schreibart darin, durch die er mit ein Paar Worten so Viel sagt — die verdient von unsern Schriftstellern nachgeahmt zu werden. Wenig Worte und viel Sinn! Das sollten sie sich bei ihren Arbeiten zum unverbrüchlichen Gesetze machen.

*Quot verba tot pondera.* Ich bitte Sie um Verzeihung, daß meine Ignoranz so dreist ist, vor Ihrer Sapienz Latein anzuführen. Doch ich hoffe, Sie werden mir meine Anmaßung vergeben.

Friedrich.

Der König schrieb in der Folge seine bekannte Schrift: Ueber die Deutsche Litteratur ꝛc., ließ im November 1780 den Herrn Grafen von Hertzberg nach Sanssouci kommen, las sie ihm vor, und trug ihm auf, sie in Berlin drucken zu lassen. Der Herr Graf fand des Königs Kritik über die Deutsche Sprache zu strenge, bemühete sich, in mündlichen Unterredungen sie zu vertheidigen, und schickte dem Könige eine schwierigere Stelle aus dem Tacitus (*Annal. XIV*, 53.) in einer Uebersetzung, nebst folgendem Schreiben, zu:

Sanssouci, d. 8. November 1780.

Bin ich nicht zu dreist, Ewr. Majestät noch einmal eine Uebersetzung aus den Annalen des Tacitus, als einen kleinen Versuch, zu übersenden? Es ist die Rede, mit welcher Seneka dem Nero sein Vermögen zurückgeben will. Ich habe mich bemühet, die Uebersetzung an Reinheit und Gedrängtheit dem Original so nahe als möglich zu bringen, und dann Amelot's de la Houssaye Uebersetzung verglichen, die mir eine völlig Französirte Paraphrase zu sein scheint, ohne daß der Uebersetzer irgendwo den wahren Sinn des Lateinischen verstanden hat. Es ist indeß gewiß, und ich sehe es noch mehr an den sehr richtigen Bemerkungen, welche Ew. Majestät mir zu lesen zu geben geruhet haben, daß die Deutsche Sprache noch sehr gereinigt und bereichert zu werden braucht; und ich bin überzeugt, daß die

Regeln, welche Ew. Majestät ihr ertheilen wollen, mehr als irgend sonst etwas dazu beitragen werden, diese Sprache zu bilden und die Nazion zu der Arbeit hieran zu ermuntern.

Hertzberg.

Der König antwortete eine Viertelstunde nachher mit folgendem Billet:

Das ist gutes Deutsch, und einer der besten Aufsätze, die ich bisher gesehen habe. Aber, verzeihen Sie meiner vielleicht zu strengen Kritik — das Wort: Beispiel, gefällt mir nicht; es muß Exempel heissen *).

Ganz gewiß würden Leute von Ihrer Fähigkeit und Ihren Kenntnissen, wenn sie sich mit der Bildung der Deutschen Sprache beschäftigten, darin glücklich sein. Ich danke Ihnen indessen, daß Sie mir diese Arbeit haben mittheilen wollen.

Friedrich.

Der Herr Graf von Hertzberg versuchte während seines Aufenthaltes in Sanssouci den König auch noch dahin zu bringen, daß er ein kleines Deutsches Werk (Herrn von Nikolai Erzählung: das Schöne) läse, und schickte es ihm den 9 November mit folgendem Schreiben:

Sanssouci, d. 9. November 1780.

Ew. Majestät haben mich gestern durch eine strenge Kritik in Verwirrung gesetzt; indeß kann ich sie bei dem Buche, das ich Denselben überreichte, nicht anders als gerecht finden. Doch scheint es mir, als

*) In der übersetzten Stelle aus dem Tacitus heißt es: „ich will einige Beispiele anführen.“ Daß des Königs Kritik ungegründet ist, weiß jeder gebildete Leser.

wenn das Ende dieser Erzählung so erhaben wäre, und den Regeln, welche Ew. Majestät mir gestern vorlasen, so nahe käme, daß ich es wage, sie Denselben noch einmal vorzulegen, und es Dero Willkühr zu überlassen, ob Sie nicht von Seite 62 an etwas weiter lesen wollen. Man schildert daselbst als das höchste Schöne einen alten Exminister, den einer von den Prinzen wieder gefunden und an den Hof seines Vaters zurückgebracht, und der, als er durch die Verläumdungen eines Nebenbuhlers vom Hofe vertrieben war, diesen, da er in der Folge auch gestürzt worden, bei sich aufgenommen und ihn zu einem rechtschaffnen Manne gemacht hatte. Mich dünkt, diese Erzählung stellt sehr schöne, mit Stärke, Eleganz und Präcision gesagte Gesinnungen dar, und erinnert an Telemach und Idomeneus. Ich halte mich indeß für keinen kompetenten Richter, und bitte Ew. Majestät um Verzeihung, daß ich mir die Freiheit nehme, Denselben noch einmal beschwerlich zu fallen.

Hertzberg.

Der König schickte die Erzählung bald mit folgender Antwort zurück:

Das ist erträglicher, als was ich gestern gelesen habe; aber doch sind auf zwei Seiten auch zwei Fehler. Brennende Wangen *) können wohl bei

*) Der König hatte in der 1780 einzeln gedruckten Erzählung: Das Schöne, S. 64. brennende Wangen unterstrichen, und dazu geschrieben: *hyperbole impertinente*; eben so S. 63. bei gespannter Stirn: gerunzelter. Dies Exemplar ist jetzt in den Händen des Herrn Prof. Ramler, dem der Uebersetzer diese Anekdote verdankt.

einem Menschen Statt haben, der vor Zorn außer sich oder von Wein berauscht ist; aber hier ist es ein falsches Beiwort: für einen Prinzen, der sich freuet, paßt es nicht. Ich bin zu aufrichtig, als daß ich solchen Fehlern Beifall geben könnte.

Friedrich.

Als der Herr Graf von Hertzberg nach Berlin zurückgegangen war, schickte ihm der König seine Schrift: Ueber die Deutsche Litteratur u. s. w. mit folgendem Briefe zu:

d. 10. November 1780.

Hier ist der Rest von meinem Aufsatze abgeschrieben. Ich habe kleine Verbesserungen darin gemacht, und überlasse ihn nun ihrer Prüfung; auch werden Sie gefälligst die Mühe übernehmen, ihn übersetzen zu lassen.

Ich wünsche, meine Zeitgenossen mögen mir gerechte Ursachen geben, sie zu loben; Niemand wird geneigter sein, es zu thun, als ich. Gäbe es Viele, die Ihnen ähnlich wären, so läge mir der Stoff dazu ganz nahe; und ich versichre Sie, ich würde Allen Gerechtigkeit widerfahren lassen, und eben die Hochachtung für sie haben, wie für Ihre Person.

Friedrich.

Der Herr Graf von Hertzberg schlug dem Könige in folgendem Briefe einige kleine Aenderungen vor:

Berlin, d. 12 November 1780.

Ich habe von der vortreflichen Schrift über die Deutsche Litteratur, welche Ew. Majestät mir anzuvertrauen geruhen, den Schluß erhalten. Das Original hat, nachdem es genau kopirt worden ist,

Herr Thiebault bekommen, um den Druck desselben zu besorgen; und ich beschäftige mich gegenwärtig damit, es Deutsch übersetzen und drucken zu lassen. Noch ehe der Druck ganz vollendet ist, werde ich Ewr. Majestät Exemplare davon überschicken.

Ew. Majestät mißbilligen es vielleicht nicht, wenn ich an zwei Stellen Namen verändre, die mir in der Abschrift verwechselt zu sein scheinen. Das übertriebne Gleichniß mit einem Karfunkel steht nehmlich nicht in einem Werke von Heineccius, sondern in einem Buche von dem Professor Eberti in Frankfurt, dem das Lesen Spanischer Romane den Kopf verrückt hatte. Ferner, wenn Thomasius den Deutschen als Muster eines guten Geschichtschreibers vorgestellt wird, so glaube ich, es wäre besser, Maskow zu nennen, der in der That einer unsrer bessern Historiker ist, da hingegen Thomasius nicht Deutsch geschrieben, und sich nicht in der Geschichte, sondern in der Rechtgelehrsamkeit, und, weil er das Hexenreich zerstörte, in der Philosophie ausgezeichnet hat.

Ich weiß auch nicht, ob ich es wagen darf, die beiliegenden Verse von Gottsched *) anstatt der abgeschmackten Zeilen:

„Scheuß großer Gönner, deine Strahlen
Armdick auf Deinen Knecht hernieder,“

vorzuschlagen. Man behauptet, diese wären in keinem gedruckten Gedichte befindlich; und die beilie-

*) Deines Geistes hohes Feuer
Schmelzte Rußlands tiefsten Schnee;
Ja, das Eis ward endlich theuer
An der runden Kaspersee.

genden Verse von Gottsched, der bei den Deutschen für einen klassischen Schriftsteller gilt, geben ihnen weder an Abgeschmacktheit, noch an Schwulst etwas nach.

Diese Veränderungen würden nur Namen und Citazionen, aber nichts Wesentliches betreffen. Uebrigens sehe ich voraus, daß vernünftige und nicht von Vorurtheilen eingenommene Deutsche entzückt darüber sein werden, daß ein König, der durch seine Regierung, durch das Schwert und die Feder den Ruhm seiner Nazion auf den höchsten Gipfel gebracht, aber bis jetzt dafür gegolten hat, daß er die Deutsche Sprache nicht sonderlich achte, nun doch eben der ist, welcher die Stärke und Schwäche derselben am besten erforscht, und die richtigsten Regeln giebt, wie sie vervollkommnet werden könnte. Ganz gewiß wird dieses Beispiel die Nacheiferung und die stärksten Anstrengungen der Nazion bewirken, so wie Ew. Majestät allen Suveränen in Europa Begierde eingeflößt haben, durch sich selbst zu regieren. Ich glaube ohne Eitelkeit sagen zu können, daß das große Beispiel von ausserordentlicher Tugend, welches Ew. Majestät der Welt gegeben haben, mich immer angespornt hat, dieselbe in der kleinen Sphäre eines Privatmannes nachzuahmen. Der Beifall, welchen Ew. Majestät mir in Dero letztem und einem vorhergehenden Schreiben zu bezeugen geruhet, so wie die gnädige Aufnahme, womit Dieselben mich in Sanssouci beehrt haben, und für die ich Ewr. Majestät unterthänigst danke, bringen mein Glück auf die höchste Stufe, und vergrößern die Begierde, die mich beseelt, Dero gute

Meinung von mir zu rechtfertigen. Ich wünsche mir nichts mehr, als häufige Gelegenheiten, die tiefe Ehrfurcht und die submisseste Ergebenheit beweisen zu können, womit ich bin u. s. w.

Hertzberg.

Wie aus nachstehender Antwort erhellt, genehmigte der König die vorgeschlagenen Veränderungen nicht.

d. 13. November 1780.

Den Karfunkel bitte ich zu verschonen. Er muß stehen bleiben. Die Sache ist wahr, und im Jahre 1722 hat Jedermann sie herzlich belacht. Ich habe den schönen Brief in Wusterhausen gesehen und gelesen. Uebrigens können Sie mit meiner Mäßigung zufrieden sein. Ich habe Ihre Deutschen nur mit Rosen gegeisselt, und in mehreren Stellen die Strenge der Kritik gemildert. Also danken Sie mir für meine Schonung, und treiben Sie mich nicht aufs Aeußerste. Ich bin mir Achtung.

Friedrich.

N. S. Thomasius hat in Halle die Geschichte gelehrt. Ich weiß Personen, die bei ihm gehört haben. Ja, man hat mir sogar einige Abhandlungen von ihm gezeigt, die wirklich meisterhaft waren. Sie betrafen das Recht, die Geschichte und die Philosophie; und alle diese Fächer verstand er ganz vorzüglich.

Der Herr Graf von Hertzberg machte mit folgendem Briefe einen neuen Versuch, die Ehre seiner Nazion zu retten. Er bekam ihn aber mit einer dabei befindlichen Randschrift zurückgeschickt:

d. 14 November 1780.

Ich werde Ewr. Majestät Willensmeinung pünktlich erfüllen. Der Karfunkel bleibt; ich wollte nur den Namen des wirklichen Verfassers Eberti anstatt Heineccius setzen. Ew. Majestät haben sich des Jahres 1722 sehr richtig erinnert. Ich habe das Buch gefunden; es ist wirklich von diesem Jahre. Auch Thomasius soll seinen Platz behalten. Es ist richtig, daß er viel und vorzüglich gut über das öffentliche und das Feudal-Recht geschrieben hat, welche mit der Geschichte in genauer Verbindung stehen. Maseov hat ihn nur im Deutschen übertroffen.

Ich sehe, daß Ew. Majestät von Gottsched's asiatischen Versen Gebrauch zu machen erlauben. Die Deutschen werden sich Ewr. Majestät sehr gerechter Kritik unterwerfen; nur werden sie für einige Neuere um Gnade bitten.

Hertzberg.

Der König hatte an den Rand geschrieben: „Ich kann an diesen Kleinigkeiten nichts mehr ändern." — Als nun der Druck der Schrift weiter vorgerückt war, schickte der Herr Graf von Hertzberg sie dem Könige mit folgendem Briefe:

Berlin, d. 19 November 1780.

Da der Druck des Werkes, welches Ew. Majestät dem Professor Thiebault und mir anzuvertrauen geruhet haben, nicht eher als zu Ende der Woche vollendet sein kann: so nehme ich mir die Freiheit, Denselben den ersten Bogen Französisch und Deutsch vorzulegen. Ew. Majestät werden sehen, daß man

sich

sich genau an das Französische Original gehalten hat, einige Druckfehler ausgenommen, die noch verbessert werden sollen. Ich hoffe auch, daß Dieselben mit der Deutschen Uebersetzung zufrieden sein werden, die ich von dem Kriegesrath und Archivarius Dohm habe machen lassen, und die dem Original genau entspricht, ob sie gleich, um dem Genius der Sprache gemäß zu sein, nicht ganz buchstäblich ist. Bei dem abermaligen Durchlesen und bei dem Uebersetzen dieser vortreflichen Schrift bin ich noch mehr von der Wahrheit und Richtigkeit der vortreflichen Lehren, welche Ew. Majestät Dero Nazion darin geben, durchdrungen und überzeugt worden.

Hertzberg.

Der König antwortete hierauf Folgendes:

Potsdam, d. 30 November 1780.

Ich danke Ihnen für die Bemühung, welche Sie, nach Ihrem Bericht vom 19ten, gefälligst auf den Druck des Werkes verwenden, das ich Ihnen anvertrauet habe, und wovon sie mir den ersten Bogen vorlegen. Das Uebrige werde ich erwarten, wenn Alles fertig sein wird.

Ich bitte Gott, Sie in seinen heiligen Schutz zu nehmen.

Friedrich.

Als des Königs öfters erwähnte Schrift herausgekommen war, schrieb unter andern der Abt Jerusalem darüber. Ihro K. H. die verwittwete Frau Herzoginn von Braunschweig, die dessen Aufsatz veranlaßt hatte,

schickte ihn sogleich dem Könige zu; und Dieser theilte ihn in einem sehr gnädigen Briefe vom 28 Dezember 1780 dem Herrn Grafen von Hertzberg mit, der damals gefährlich krank war, und nun folgenden Brief an den König schrieb:

Berlin, d. 3 Jänner 1781.

Ich betrachte es als ein schätzbares Merkmal von Ewr. Majestät gnädigem Andenken, daß Dieselben mir die Schrift über die Deutsche Litteratur mitgetheilt haben, welche der Abt Jerusalem, bei Gelegenheit des Aufsatzes von Ewr. Majestät über eben den Gegenstand, an Ihro K. H. die verwittwete Frau Herzoginn von Braunschweig gerichtet hat. Ich las diese Schrift, sobald meine sehr geschwächte Gesundheit es mir erlaubte, und ließ durch unsern Kanzeleisekretär le Coq eine Französische Uebersetzung davon verfertigen, die ich Ewr. Majestät hiermit vorlege, falls Dieselben sie ganz oder theilweise lesen wollten. Die Schrift des Abt Jerusalem hat ihre Verdienste, und scheint mir mit Wahrheit, Bescheidenheit und in einer reinen Sprache geschrieben zu sein. Er pflichtet im Ganzen Ewr. Majestät in dem bei, was Dieselben als die Ursachen von den geringen Fortschritten der Deutschen Sprache angeben, nehmlich, daß Deutschland zwei Jahrhunderte hindurch von Kriegen verheert worden ist, und daß die Fürsten es an Protekzion haben fehlen lassen. Zugleich gesteht er, daß die gerichtliche und kirchliche Beredsamkeit in Deutschland nie so glänzend werden könne, wie in Frankreich, und zwar wegen der Verfassung und der Religionsgrundsätze, worüber er manches ziemlich Be-

merkenswürdige sagt. Er räumt ferner ein, daß die Deutsche Sprache der Französischen in Ansehung des Wohlklanges nachsteht; aber dagegen behauptet er, sie übertreffe diese an Stärke, und sei völlig so wohlklingend wie die Griechische, die eben so viele Konsonanten und noch mehr Diphtongen hat. Zuletzt sagt er: Seit Ewr. Majestät Regierung, und seit dem großen Beispiele, welches Dieselben durch die Kultur aller Wissenschaften dem ganzen Europa gegeben, hätten die Sprache und die Litteratur der Deutschen einen Schwung bekommen, der ihnen in kurzem den Vorzug vor andern Nazionen verschaffen würde. Kurz, dieser Geistliche unterstützt seine Meinung mit Gründen und Beispielen; und sein Aufsatz ist um so interessanter, da er im Wesentlichen mit Ewr. Majestät Schrift übereinstimmt.

Ich glaubte, Ewr. Majestät, so weit es mein gegenwärtiger Zustand mir erlaubt, meine geringe Meinung über diesen Aufsatz vorlegen zu müssen, und bin mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

Hertzberg.

Der König beantwortete diesen Brief durch folgendes Schreiben:

Berlin, d. 4 Jänner 1781.

Mit Ihrem gestrigen Briefe habe ich die Uebersetzung von des Abt Jerusalem's Schrift über die Deutsche Litteratur erhalten, und schicke sie Ihnen mit vielem Danke für die Mühe, die Sie Sich damit gegeben, zurück. Ich muß Sie indeß bitten, Sich noch sehr zu schonen und alle Arbeit zu

unterlassen, welche eine zu anhaltende Geistesanstrengung von Ihnen erfordert, weil ich besorge, Ihre Wiederherstellung möchte dadurch verzögert werden. Wenn Sie diesen Rath befolgen, so hoffe ich, daß Sie Ihre vorige Gesundheit bald wieder bekommen sollen, worüber denn Niemand sich mehr freuen wird, als ich.

Und hiermit bitte ich Gott u. s. w.

---

An Ihro Königl. Hoheit

## die Herzoginn von Braunschweig.

### I.

Potsdam, d. 8 Oktober 1743.

Meine theuerste Schwester! derjenige, der die Ehre haben wird, Ihnen diesen Brief zu übergeben, ist der Herr von Voltaire, der einen so allgemein bekannten und gegründeten Ruhm hat, daß Alles, was ich Ihnen hierüber sagen könnte, überflüssig wäre. Sie können glauben, daß der Dichter der Henriade ein rechtschaffner Mann ist; daß der Mann, der den Tempel der Freundschaft schilderte, den Werth derselben kennt; daß der Verfasser von Newton's Philosophie gründliche Wissenschaften hat; daß der Schöpfer von zwanzig Trauerspielen die Menschen kennt, und der Sänger der *Pucelle* mit Eleganz die Gabe zu scherzen, oder die lebhaftesten glänzendsten Einfälle ver-

einigt, welche die froheste Laune nur hervorbringen kann.

Sie werden sehr wohl daran thun, meine theuerste Schwester, wenn Sie die Erscheinung so vieler Talente benutzen. Ich beneide Voltaire'n sehr um das Vergnügen, daß er genieſſen wird. Doch, ich vergesse mich, und es könnte mir eben so gehen, wie dem Müllerthier mit dem Schooßhündchen.

Leben Sie wohl, reizende Schwester. Erhalten Sie mir einigen Antheil an Ihrer Freundschaft, und sein Sie überzeugt, daß Niemand stärkere Gefühle oder mehr Zärtlichkeit gegen Sie haben kann, als Ihr ergebenster Diener und getreuer Bruder

Friedrich.

2.

d. 12. Mai 1785. *)

Meine verehrungswerthe Schwester! ich bin nun über siebzig Jahre auf der Welt, und habe in der ganzen Zeit nichts als seltsame Spiele des Glücks gesehen, das zu einigen günstigen Vorfällen, die uns begegnen, eine Menge widriger mischt. Wir schwanken unaufhörlich zwischen vielem Kummer und einigen frohen Augenblicken. Das, meine gute Schwester, ist das gemeine Schicksal aller Menschen. Jungen Leuten muß der Verlust ihrer Anverwandten und Freunde empfindlicher sein, als den Alten. Die Erstern vermissen sie lange Zeit; Leute von unserm Alter hingegen folgen ihnen in kurzem

*) Nach dem unglücklichen Tode des Herzogs Leopold von Braunschweig.

nach. Die Todten haben den Vortheil, daß sie vor allen Schlägen des Schicksals gesichert sind; wir Ueberlebenden aber bleiben ihnen beständig ausgesetzt.

Alle diese Betrachtungen, meine gute Schwester, sind, wie ich gestehe, nicht sehr tröstlich; doch glücklicher Weise haben Sie durch Ihre Weisheit und Ihren Geist Kraft, dem Schmerze zu widerstehen, den eine zärtliche Mutter bei dem Verlust eines von ihren innig geliebten Kindern empfindet. Möchte der Himmel fortfahren, Ihnen beizustehen, und eine Schwester erhalten, die das Glück meines Lebens ist! Glauben Sie, meine gute Schwester, daß ich mit der zärtlichsten Zuneigung und der größten Achtung bin, u. s. w.

3.

d. 10. August 1786.

Meine verehrungswerthe Schwester! Der Hannöverische Arzt *) hat sich bei Ihnen geltend machen wollen, meine gute Schwester; im Grunde aber ist er mir unnütz gewesen. Die Alten müssen den jungen Leuten weichen, damit jede Generazion ihren Platz finde; und wenn man genau prüft, was das Leben sei: so ist es nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden sieht. Indessen finde ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unveränderlich ergeben, meine gute Schwester. Ich bin mit der größten Hochachtung, u. s. w.

Friedrich.

*) Der Ritter und Hofrath Zimmermann.

# Briefe an den König.

# Briefe von Herrn d'Alembert.

## I.

Paris, d. 16. Julius 1754.

Sire!

Das Schreiben, womit Ew. Majestät mich beehren, würde meine Dankbarkeit noch vergrößern, wenn sie vergrößert werden könnte. Ihre Wohlthaten haben mich weit über meine kühnste Erwartung beglückt, und mich viel reicher gemacht, als es für mich nöthig war. Hätte ich mich auch über die Ungerechtigkeit des Schicksals oder der Menschen zu beklagen; so wären, Sire, allein diese Ihre Wohlthaten hinreichend, mich zu trösten.

Als den glücklichsten Augenblick meines Lebens werde ich den ansehen, wo es mir endlich vergönnt sein wird, selbst persönlich Ewr. Majestät die zärtlichen und ehrfurchtsvollen Gesinnungen, womit ich für Dieselben durchdrungen bin, zu bezeugen; und ich werde nichts verabsäumen, um diesen Augenblick, nach welchem mein Herz sich sehnt, zu beschleunigen. Zwar würde vielleicht meine Eigenliebe denselben fürchten; aber Ihre Güte, Sire, versichert

mich Ihrer Nachsicht: und ich weiß außerdem, daß ich diese Güte weit mehr meiner Denkungsart als meinen schwachen Talenten zu verdanken habe. Auch bestrebt sich mein Eifer, hauptsächlich durch diese meine Denkungsart und durch meine unwandelbare Erkenntlichkeit und Ergebenheit mir Ewr. Majestät Achtung zu erhalten; und ich wage es, mir zu schmeicheln, ich werde nicht das Unglück haben, sie zu verlieren, wenn ich mich zeige wie ich bin.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

2.

Paris, d. 20 Februar 1761.

Sire!

Ich bin Ewr. Majestät für den Brief, womit Dieselben mich beehrt haben, neuen Dank schuldig. Allein, Sire, so ungemein schmeichelhaft auch dieser Brief für mich ist, so beunruhigt und betrübt er mich dessen ungeachtet, weil Dieselben mir so wenig Hofnung zu dem Frieden geben, den ich aus so mannichfachen Ursachen so sehr wünsche. O daß doch dieser Friede von mir abhinge! Dann sollte er bald geschlossen sein; und zwar, Sire, sowohl zu Ewr. Majestät, als zu Frankreichs Zufriedenheit. Denn noch habe ich mich nicht daran gewöhnen können, Ihr beiderseitiges Interesse als verschieden zu denken. Möchte doch der bald beginnende Feldzug der letzte in diesem schrecklichen Kriege sein, und den Leiden der Menschheit ein Ende machen!

Mit tiefster Verehrung verharre ich u. s. w.

3.

Sans-Souci, d. 6 Julius *).

Sire!

Ich habe die Ehre, Ewr. Majestät beigehende Bittschrift und beigehenden Brief zuzusenden, welche ich dringend gebeten worden bin, Denenselben persönlich zu überreichen. Ew. Majestät folgen stets den Grundsätzen der Gerechtigkeit, und lieben daher keine Vorsprache. Ich schränke mich deshalb bloß darauf ein: Dieselben von der Ehrerbietung und der Ergebenheit des Herrn Esperandieu für Ewr. Majestät Person und für Dero hohes Haus, so wie auch von der Reue, welche ich an dem Herrn Grafen von Schwerin über seinen Fehltritt bemerkt habe, zu versichern. Ich ersuche Ew. Majestät um die Gnade, mir Dero Antwort zustellen zu lassen.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

4.

Sans-Souci, d. 15 August,
am Jahrestage der Schlacht bei Liegnitz.

Sire!

Da mein Urlaub in den ersten Tagen des folgenden Monats zu Ende läuft, und die Zeit zu meiner Italiänischen Reise herannaht; so ersuche ich Ew. Majestät um die gnädige Erlaubniß, bald nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, — mit einem Herzen, das mehr als je voll Bewunderung für Ihre Person und voll Dankgefühl für Ihre Güte ist.

*) Dieser und der folgende Brief haben keine Jahrszahl; allein ohne Zweifel sind sie aus dem Jahre 1763, wo d'Alembert in Potsdam war.

Ich wünschte, Sire, dem gesammten Europa erzählen zu können, was ich so glücklich war, bei Ewr. Majestät zu sehen: einen Fürsten, der selbst über seinen Ruhm erhaben ist, einen Helden voll Philosophie und Bescheidenheit, einen König der Freundschaft würdig und fähig, mit Einem Worte, einen wahren Weisen auf dem Thron. Diese Empfindungen, Sire, werden, so wie das Andenken an Ihre Wohlthaten, auf ewig in mein Herz geschrieben bleiben.

Geruhen Ew. Majestät, mir einige Befehle aufzutragen, so werde ich sie mit dem Eifer ausrichten, welchen mir jene Gesinnungen einflößen.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

5.

Paris, d. 24. Jänner 1765.

Sire!

Herr Thiebault, welcher diesen Brief Ewr. Majestät einzuhändigen die Ehre haben wird, ist der Professor der Grammatik, auf welchen Ew. Majestät auf meine Empfehlung die Augen zu werfen geruhet haben. Ich ersuche Ew. Majestät unterthänigst, ihn Dero Güte und Dero Schutzes zu würdigen; ich habe alle Ursache zu glauben, er werde sich dessen durch seine Fähigkeiten, seinen Charakter und sein Betragen werth machen. Sobald er wußte, daß Ew. Majestät Sich für ihn entschlossen hatten, war es sein eifrigster Wunsch, sich bald zu Dero Füßen zu legen, und sich Dero Befehle zu erbitten, die er,

wie ich hoffe, mit allem möglichen Eifer und aller Geschicklichkeit ausrichten wird.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

6.

Paris, d. 31. Mai 1767.

Sire!

Herr Pernetti, der von Ewr. Majestät nach Berlin berufen ist, wird die Ehre haben, Denenselben diesen Brief zu überreichen. Wegen seiner Talente und seiner Kenntnisse verdient er vollkommen die Stelle, zu welcher Ew. Majestät ihn bestimmen; und er wird sich — wie ich Denenselben zu versprechen mich unterstehe — in dieser Stelle allgemeine Achtung erwerben, und sich insbesondre die Achtung des großen Königs, in dessen Staaten er itzt kommt, verdienen. Ich nehme mir die Freiheit, Sire, diesen verdienstvollen Mann Ewr. Majestät Güte zu empfehlen, da ich fest überzeugt bin, daß er sich derselben werth machen wird.

Ich verharre mit tiefster Verehrung u. s. w.

7.

Paris, d. 15. September 1767.

Sire!

Ein philosophischer Grammatiker, Herr Beauzée, Professor bei der Königlichen Kriegsschule, welcher über die allgemeine Metaphysik, die der Grammatik zur Grundlage dient, tief nachgedacht, — hat itzt über diesen Gegenstand ein gründliches Werk geschrieben, voll Ideen, welche der Aufmerksamkeit

denkender Köpfe werth sind. Er wünscht, Sire, diese seine Arbeit Ewr. Majestät darbringen zu dürfen, und hat mich ersucht, sie Denenselben zu überreichen. Ich habe ihn versichert, Sie würden dieses dargebrachte Werk mit Güte annehmen, und sogar, so abstrakt das Buch auch ist, auf dessen Lesung die wenige Zeit verwenden, welche Ihre wichtigen Beschäftigungen Ihnen frei lassen können.

Erlauben Sie mir, Sire, diese Gelegenheit zu benutzen, um bei Ewr. Majestät die Gesinnungen zu erneuern, von welchen ich für Dieselben durchdrungen bin, und wovon, wie ich mir schmeichle, Dieselben völlig überzeugt sind. Ich ersehe aus den öffentlichen Nachrichten, daß die Vermählung der Prinzessinn Wilhelmine Königliche Hoheit mit dem Erbstatthalter nächstens wird vollzogen werden; und ich ersuche Ew. Majestät inständigst, meinen unterthänigsten Glückwunsch darüber anzunehmen. Alles, was Dero erhabenes Haus betrift, ist mir unendlich werth; aber ein viel lebhafteres Vergnügen empfinde ich bei der Versicherung meiner Theilnahme an dem Glück und dem Ruhme dieses Hauses und seines erhabenen Oberhauptes, als bei der Bezeugung meiner gerührten Empfindung über die Vorfälle, welche Dieselben betrüben können, obgleich meine Rührung bei diesen letztern Gegenständen um nichts schwächer ist, als bei jenen erstern. Ich wünschte, Ew. Majestät nie von andern Sachen, als welche Denselben lieb und angenehm sein können, zu unterhalten; aber ich bitte Dieselben zu glauben, daß meine Theilnahme sich mit gleicher Lebhaftigkeit auf alles erstreckt, was für Dero Herz vergnügend oder

beunruhigend sein kann. Mit diesen Gefühlen, mit der größten Bewunderung und der tiefsten Verehrung werde ich mein ganzes Leben hindurch verharren u. s. w.

8.

Paris, d. 15. April 1770.

Sire!

Der Herr Erbprinz von Salm, welcher itzt nach seinem Fürstenthum abgeht, hat mich ersucht, einliegenden Brief Ewr. Majestät zuzusenden. Ich erfülle mein Versprechen, welches ich ihm hierüber gegeben habe. Der üble Zustand meiner Gesundheit, welcher mich gegenwärtig im Bette hält, gestattet mir nicht, Ewr. Majestät mehr zu sagen.

Ich verharre mit tiefster Ehrfurcht u. s. w.

9.

Paris, den 28 Julius 1770.

Sire!

In dem letzten Briefe, welchen ich mir die Ehre nahm Ewr. Majestät zu schreiben, wagte ich es Dieselben um eine Gnade für die Philosophie zu ersuchen; und itzt bin ich so frei, Ew. Majestät um eine für mich selbst zu bitten: so sehr haben Dieselben mich gewöhnt, meine Hofnung auf Dero Güte zu setzen, ja fast sie zu mißbrauchen.

Meine Gesundheit, Sire, schwindet von Tage zu Tage mehr; durchaus unfähig, die leichteste Arbeit zu übernehmen, leide ich itzt noch dazu an einer fürchterlichen Schlaflosigkeit und einer tiefen

Schwermuth. Alle meine Freunde, so wie meine Aerzte, rathen mir die Reise nach Italien, als das einzige Mittel für meinen unglücklichen Zustand an; aber, Sire, meine geringen Vermögensumstände untersagen mir diese Hülfe, so sehr sie auch das einzige mir übrige Rettungsmittel ist, um nicht eines langsamen und grausamen Todes zu sterben.

Ew. Majestät hatten die Güte, vor sieben Jahren, als ich das Glück hatte, bei Denselben zu sein, mir Höchstselbst die nöthige Unterstützung zu dieser Reise anzubieten, welche ich damals zu machen Willens war. Itzt nehme ich meine Zuflucht zu Dero Wohlthätigkeit, welcher ich schon so viel verdanke, und welcher ich auch noch das Leben zu danken haben will. Man sagt mir: daß die Reise nach Italien, wenn sie mit einiger Bequemlichkeit soll gemacht werden, vorzüglich von einem Schwachen oder Kranken, ungefähr zweitausend französische Thaler erfordert. Ich nehme mir demnach die Freiheit, mir dieselben von Ewr. Majestät zu erbitten; und ich erwarte mit dem ehrfurchtsvollesten Vertrauen, und zum Voraus mit der innigsten Dankbarkeit, die Antwort, welcher ich von Denselben hierüber werde gewürdigt werden.

Vor einigen Tagen habe ich das Paket erhalten, welches Ew. Majestät mir zuzusenden geruhet haben; und ich werde unverzüglich die Ehre haben, Denselben ausführlich über die großen Gegenstände zu schreiben, welche diese Abhandlung betrift.

Ich verharre mit der tiefsten Ehrfurcht, und mit einer Bewunderung, die meiner unverbrüchlichen Ergebenheit gleich kommt u. s. w.

10.

Paris, d. 15 September 1770.

Sire!

Morgen trete ich meine Reise an, worauf ich suchen werde meine Gesundheit wieder zu erlangen; und ich trete sie voll Dankgefühl gegen alle die Güte an, womit Ew. Majestät mich überhäufen. Ich weiß nicht, wie diese Reise für meine physische Beschaffenheit ausfallen wird; aber wenigstens gewährt sie mir den Trost, zu sehen: daß der Held Europa's einigen Antheil an meiner geringen Person zu nehmen geruhet, und mir eben so schmeichelhafte als rührende Beweise von diesem Seinen mir so unschätzbaren Antheile geben will. Wohin ich auch reisen mag, Sire, so werde ich Niemanden unbekannt lassen, was ich Ewr. Majestät schuldig bin; das ist freilich eine nur sehr schwache Art meiner Erkenntlichkeit gegen Dieselben, aber die einzige mir vergönnte. Indessen werde ich mich Dero Wohlthat nur mit zurückhaltender Mäßigung bedienen; und da ich meine Reise auf Langedok und Provence einschränke, wie Mehrere mir rathen, so ersuche ich Dieselben um Erlaubniß, von der Summe, welche Dero Güte mir bestimmt, nur soviel zu nehmen, als zu dieser Reise nöthig ist, welche, wie man mich versichert, dieselbe Wirkung hervorbringen wird, ohne bei weitem so ermüdend und so beschwerlich, in Absicht der bösen Wege und der schlechten Herbergen, zu sein. Ich werde hierüber keinen entscheidenden Entschluß fassen können, als bis ich zu Genf und zu Lyon werde angekommen sein, und die Wir-

kung eines Postweges von 150 Meilen auf meinen armen Kopf werde erfahren haben. Ich ersuche Ew. Majestät um die Erlaubniß, Denselben auf meiner Reise schreiben zu dürfen. Da ich indeß mich nirgends lange aufhalten werde, so wage ich nicht die Hofnung, von Ewr. Majestät Höchstselbst unmittelbar Nachrichten zu erhalten; aber die öffentlichen Berichte und der allgemeine Ruf werden sie mir melden.

Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht und der gerührtesten Dankbarkeit u. s. w.

## II.

Lyon, d. 12. Oktober 1770.

Sire!

Ich komme itzt von Ferney, wo ich vierzehn Tage bei Herrn von Voltaire zugebracht habe. Ich fand ihn durchdrungen von Erkenntlichkeit über die Güte Ewr. Majestät, und von innigem und gerührtem Gefühle gegen Dieselben. Er hat oft mit dem lebhaftesten Interesse mit mir davon geredet, wie viel die Philosophie und die Wissenschaften Ewr. Majestät verdanken, wie gleich dringend das Bedürfniß Ihres Schutzes und Ihres Beispiels für sie ist, und wie einstimmig sie die Erhaltung Ihrer — der ganzen Menschheit so wichtigen — Tage wünschen müssen. Ich theile auf das lebhafteste, Sire, alle diese Gefühle mit Herrn von Voltaire, und mit allen denkenden Menschen; denn — ohne Rücksicht auf das allgemeine Interesse der Litteratur — würde schon meine persönliche Verpflichtung gegen Ew. Majestät

mir dieses zum Gesetz machen, wenn ich eine meinem Herzen so werthe Denkungsart ein Gesetz nennen kann.

Herr Mettra hat mir Kreditbriefe zugestellt, die sich auf 6000 Liver belaufen; haben Ew. Majestät die Gnade, meinen gerührten und ehrfurchtsvollen Dank dafür anzunehmen. Ich werde aber, Sire, nur einen Theil dieser Briefe gebrauchen, da die Kosten meiner Reise bei weitem nicht so hoch steigen werden; denn ich bin entschlossen, mich mit der Reise nach Langedok und Provence zu begnügen. Ich fühle durch die schon überstandne Strapaze, daß die Beschwerde einer Reise nach Italien zu heftig für meine schwache Gesundheit sein würde; und ich hoffe, die Reise in den mittäglichen Provinzen Frankreichs wird mir denselben Nutzen leisten, ohne mir dieselben Gefahren zu schaffen, da die Wege und die Herbergen daselbst ganz ohne Vergleich besser sind als in Italien.

Ich denke noch zwei Monate hindurch in einer fast beständigen Bewegung zu sein; und ich werde die Ehre haben, da Ew. Majestät Sich dafür zu interessiren geruhen, Denselben Bericht vom Erfolge meiner Reise abzustatten. Seit zwei Tagen bin ich hier; und nachdem ich die Stadt gesehen habe, werde ich übermorgen von hier nach Montpellier abgehen. Daselbst werde ich Aerzte finden, die mich zwar nicht heilen, mir aber sicherlich viel Schönes sagen werden. Mit meinem Magen geht es schon viel besser; mit meinem Kopf bleibt es freilich fast noch immer beim Alten: doch, hoffe ich, wird er endlich auch meinem Magen nachahmen. Ich miß-

brauche durch diese Ausführlichkeit Ewr. Majestät Güte und Zeit; und ich schließe, indem ich Denselben die tiefe Ehrfurcht, die innige Bewunderung, und die zärtliche und ewige Dankbarkeit zu Füßen lege, mit welcher ich mein ganzes Leben hindurch sein werde u. s. w.

12.

Paris, d. 13. September 1773.

Sire!

Der Herr Markis von Puysegür, königl. französischer Generallieutenant, und Sohn des Marschalls von Puysegür, des Verfassers eines Werkes über die Kriegskunst, hat mich ersucht, Ewr. Majestät das hier beigefügte Buch zu überreichen, welches größtentheils von ihm ist. Den Werth dieser Schrift zu bestimmen, geziemt den höchsten Richter über diese Gegenstände, dessen Aussprüche für alle Kenner Gesetzeskraft haben; mir genügt es, dem Willen des Verfassers gemäß, sein Werk zu Ewr. Majestät Füßen zu legen.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

13.

Paris, d. 10. November 1774.

Sire!

In meinem letzten Briefe hatte ich die Ehre Ewr. Majestät vorläufig den Vorsatz des Herrn Taffart zu melden, welcher als Bildhauer in Ewr. Majestät Dienste zu treten wünscht, und den Entschluß ge-

faßt hat, sofort auf eigne Kosten und Gefahr, nach Berlin abzureisen, um die Ehre zu haben, sich selbst Ewr. Majestät zu zeigen, und zu erfahren, ob seine Kunstfähigkeit, seine Person und sein Charakter Denselben nicht mißfällig sind. Den gegenwärtigen Brief wird er die Ehre haben, Ewr. Majestät zu überreichen, und von Denselben Selbst zu erfahren, auf welche Bedingungen Dieselben ihn in Dero Dienste zu nehmen geruhen werden. Mit dem größten Rechte glaube ich, daß er durch sein Betragen, seine Geschicklichkeit und seinen Eifer sich Ewr. Majestät Gnade würdig bezeigen wird.

Erlauben mir Ew. Majestät, bei dieser Gelegenheit mir eine Gnade auszubitten, welche Bezug auf die Kunst hat. Ich habe dieser Tagen bei Herrn Grimm ein Bildniß Ewr. Majestät im Kleinen gesehn, welches aus Dero schönen Porzellanmanufaktur kommt, und welches mir so ähnlich und in jeder Rücksicht so meisterhaft scheint, daß ich dem Wunsche nicht widerstehen kann, ein ähnliches zu besitzen. Wäre es zu unbescheiden, Sire, Ew. Majestät um diese Gnade zu bitten? Durch dieselbe würde auf immer meinen Augen der philosophische Monarch gegenwärtig, der beständig meinem Herzen gegenwärtig ist, und für welchen meine Bewunderung, meine Dankbarkeit, und meine tiefe Ehrfurcht nur mit meinem Leben aufhören werden.

Mit diesen Gesinnungen verharre ich bis zum letzten Athemzug u. s. w.

---

14.

Paris, d. 31. Mai 1775.

Sire!

Mylord Dalrymple, welcher die Ehre haben wird Ewr. Majestät diesen Brief zu überreichen, ist ein Mann, den seine Verdienste noch mehr als seine Geburt auszeichnen. Er ist verschiedenemal in Frankreich gewesen; und so habe ich das Vergnügen genossen, ihn kennen und schätzen zu lernen: welches letztere alle thun, die ihn kennen. Sein eifriger Wunsch ist, Sire, bei seiner itzigen Reise nach Berlin Ewr. Majestät aufwarten zu dürfen: ein natürlicher Wunsch für jeden Fremden von Kenntnissen und Philosophie, den Monarchen zu sehen und zu bewundern, der, mitten im Glanz seines Ruhmes, auch noch die Wissenschaften und die Philosophie auf eine so ausgezeichnete Art bearbeitet und beschützt. Ich habe Mylord Dalrymple Hoffnung zu Ewr. Majestät Gnade gemacht; und ich darf hoffen, daß Dieselben ihn Dero Gnade würdig finden, und seinen Verdiensten einen auszeichnenden Vorzug unter jenem Haufen von Fremden gewähren werden, worüber Dieselben oft unzufrieden sind.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

15.

Paris, d. 3. Jänner 1779.

Sire!

Ich bin so frei, Ewr. Majestät hier die Schrift zu Füßen zu legen, welche ich die Ehre hatte, Denselben in meinem Briefe vom 1. Jänner anzukündi-

gen *), und welche ich Herrn von Rougemont zustelle, um sie an Ew. Majestät gelangen zu lassen. Dieselben werden in der Note über die Bildsäule des Herrn von Voltaire Seite 523 und folgg., ferner auch S. 521 finden, wie ich gesucht habe die Empfindungen auszudrücken, welche, als den Tribut ihrer Pflicht, die Menschheit, die Philosophie, die Wissenschaften, und ganz Europa Denselben darbringen. Aber ich war nur der schwache Dollmetscher dieser Gesinnungen, deren würdige Schilderung einer beredtern Feder als der meinigen zukommt. Ungemein bedaure ich nur, daß ich erst nach dem Abdrucke dieses Aufsatzes, Ewr. Majestät schöne Lobschrift auf Herrn von Voltaire erhielt, deren ich sonst gewiß würde erwähnt haben; aber diese Begebenheit, über deren Lobpreisung alle Gelehrten in Frankreich nur Eine Stimme haben, soll bei einer andern Gelegenheit, die nächstens sich zeigen wird, nicht mit Stillschweigen von mir übergangen werden.

Darf ich Ew. Majestät ersuchen, mir gnädigst durch Herrn von Katt sagen zu lassen: ob Dieselben ein Werk, welches ich bereits vor einiger Zeit Denselben durch Herrn von Rougemont zuzuschicken die Ehre hatte, erhalten haben, des Titels: Neue Grundlinien zur Kenntniß des Menschen? Herr Barthes, ein gelehrter Arzt zu Montpellier, und der Verfasser dieses gelehrten Werkes, hatte auch einen Brief beigelegt, worin er dies sein Buch

*) Dieser Brief vom 1. Jänner, der vermuthlich bei der Lobschrift auf den Lord Marschall beigeschlossen war, findet sich nicht. — Das überschickte Werk, wovon hier die Rede ist, sind Akademische Lobschriften.

Ewr. Majestät zu Füßen legte, und zugleich ansuchte, ihn mit der Ernennung zum auswärtigen Mitgliede der Berliner Akademie zu beehren. Ich darf Ew. Majestät versichern, daß Herr Barthes, wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit und seiner Einsichten, dieser Ehre sehr würdig ist. Der Verfasser wünscht nun zu erfahren: ob Ew. Majestät das Buch erhalten haben, was Dieselben davon denken, und ob er sich mit der Gewährung der erbetenen Gnade schmeicheln darf?

Mit tiefster Ehrfurcht und der innigsten Verehrung des Herzens verharre ich u. s. w.

16.

Paris, d. 8. Jun. 1781.

Sire!

Der Herr Abbé de Boismont, ein Mann von viel Verstand und Verdiensten, mein Mitbruder bei der Französischen Akademie, bittet mich, Ewr. Majestät seine tiefe Ehrfurcht zu Füßen zu legen, und Denselben in seinem Namen beigehende Leichenrede auf die Kaiserinn Königinn zuzustellen. Ew. Majestät werden Seite 20 und 29 dieser Rede finden, welche gerechte Huldigung der beredte Redner den seltnen Talenten, und dem in jedem Fache so glänzenden Genie des Großen Friedrichs dargebracht hat. Obgleich diese Rede in einer Kapelle gehalten ward; so hat doch die Gegenwart Gottes nicht gehindert, Sire, daß die Versammlung bei der Stelle, welche Ew. Majestät betrift, mit Entzücken ihren lauten Beifall äußerte: denn der Redner drückte, mit Kraft und Wahrheit, bloß das aus,

was alle seine Zuhörer empfanden. Sehr geehrt und sehr geschmeichelt, Sire, würde der Abbé de Boismont sich fühlen, wenn er Ewr. Majestät Beifall erhielte, der ihn unendlich mehr rühren würde, als alles Lob, welches das Publikum seiner Rede ertheilt hat.

Erlauben Ew. Majestät mir, als dem Sekretär der französischen Akademie, meine Freude darüber zu bezeigen, daß diese Gesellschaft sich bei der Nazion so viel Ehre dadurch erwirbt, daß sie fast in jeder ihrer öffentlichen Sitzungen, sie mögen geistlich oder weltlich sein, zahlreiche und gerechte Huldigungen gegen Ew. Majestät darbringt. Wäre ich nicht schon lange mit den Gesinnungen der Bewunderung und der tiefen Verehrung, welche ich Ewr. Majestät schuldig bin, erfüllt; so hätte ich sie in dem Umgange meiner Mitbrüder geschöpft, welche mit dem größten Rechte Sie, Sire, als den Beschützer der Philosophie und der Wissenschaften, und dabei zugleich als das Oberhaupt und das Muster der Gelehrten ansehn.

Mit diesen innigen und unveränderlichen Gesinnungen verharre ich auf ewig u. s. w.

N. S.

In diesem Augenblick, Sire, beim Abgang der Post, erhalte ich den Brief, womit Ew. Majestät mich unter dem 28 Mai beehren; wann Dieselben von Dero Reisen zurück sein werden, gebe ich mir die Ehre darauf zu antworten.

---

17.

Paris, den 26. Oktober 1781.

Sire!

Ich habe die Ehre, Ewr. Majestät den Brief und die Werke des Professors zu überreichen, welcher durch seinen Unterricht den jungen Zögling gebildet hat, dessen Talente Ew. Majestät zu belohnen geruhet haben. Dieser Professor, Sire, theilet mit seinem jungen Schüler die Dankbarkeit, die Bewunderung, und die innige Verehrung, welche Ew. Majestät seit so lange allen denkenden Menschen einflößen. Er würde sich unendlich geschmeichelt finden, wenn seine Schriften hinlänglich Ewr. Majestät Beifall erhielten, um ihn für würdig zu halten, ihn unter die Zahl der auswärtigen Mitglieder Dero berühmter und gelehrter Akademie aufnehmen zu lassen. Geruhen Ew. Majestät ihm diese Gnade zu erweisen, so könnte er dieser Gesellschaft von Zeit zu Zeit interessante Abhandlungen über Gegenstände der Litteratur zusenden. Diese von Ewr. Majestät erhaltene Belohnung sowohl seiner eigenen Talente als seines Wartens und Pflegens aufwachsender Talente, würde in der Universität, deren Mitglied er ist, zugleich Dankbarkeit und Nacheiferung bewirken. Ich bin so frei, Sire, meine Bitten zu den Bitten des Herrn Selis (das ist der Name dieses Professors) zu fügen, um von Ewr. Majestät diese Gunst zu erflehen.

Mit tiefster Verehrung verharre ich u. s. w.

## 18.

Paris, d. 8. März 1782.

Sire!

Ich eile, um sogleich mit der heutigen Post den letzten Brief zu beantworten, womit Ew. Majestät mich beehren, und in welchem Dieselben Sich über meine Thorheit beschweren, Ihnen ich weiß nicht welches schlechte physikalische Werk überschickt zu haben. Ewr. Majestät Vorwurf würde sehr gerecht sein, wenn ich Denselben wirklich den Verdruß einer solchen Lektüre verursacht hätte; aber, Sire, ich bin daran völlig unschuldig. Ich habe mir nicht die Freiheit genommen, Ewr. Majestät irgend ein Werk, weder ein gutes noch ein schlechtes, zu übersenden; ich kenne Dero Willensmeinung hierüber, und richte mich genau darnach. Auch kann ich nicht vermuthen, wer die Unverschämtheit gehabt haben mag, sich meines Namens zu bedienen, um Ewr. Majestät Langeweile zu erregen. Herr von Rougemont, Dero Bankier, sagte mir gestern: Ein Herr Baron von Marivetz habe ihm aufgetragen, ein Buch an Ew. Majestät zu schicken. Ich aber, Sire, kenne diesen Herrn Baron von Marivetz nicht, habe sein Buch nicht gelesen, und mit Herrn von Rougemont nicht darüber geredet. Auch hat ein gewisser Herr Carra neulich ein physikalisches Werk des Prinzen von Preussen Königl. Hoheit dedizirt; und er sagte mir, er habe eines nach Berlin, unter Ewr. Majestät Wapen, geschickt. Aber Herr Carra, den ich kenne, hat mich versichert: er habe sich hierbei meines Namens nicht bedient. Ich bitte also Ew.

Majestät, überzeugt zu sein, daß ich völlig unschuldig daran bin, daß jenes schlechte Buch, was es nun auch für eins mag gewesen sein, Sie ungeduldig gemacht hat. Es ist wahrlich genug, daß ich Dieselben zuweilen mit meinen Rhapsodieen ennuyire, ohne daß ich noch andrer Schriftsteller ihre hinzu füge.

Mit der tiefsten Ehrfurcht, sowohl für Ewr. Majestät Person, als für Dero Zeit, verharre ich u. s. w.

19.

Paris, d. 27 März 1784.

Sire!

In dem letzten Briefe, den ich mir die Ehre gab Ewr. Majestät zu schreiben, rechtfertigte ich mich wegen eines Fehlers, dessen mich Dieselben schuldig glaubten, und weshalb ich auch in der That Dero Vorwürfe verdient hätte, wenn ich Denselben, unmittelbar oder mittelbar, das schlechte physikalische Werk, welches Ihnen Langeweile erregte, übersandt hätte. Und heute nehme ich mir die Freiheit — aber ohne Besorgniß, weder Ew. Majestät zu beleidigen, noch ihnen kostbare Augenblicke zu entziehen — Ihnen ein Werk zuzusenden, welches Dieselben wahrscheinlich nicht lesen werden, dessen Ueberreichung aber die Pariser Universität für ihre Pflicht hielt, weshalb sie mir, als einem ihrer ehemaligen Zöglinge, aufgetragen hat, es Ewr. Majestät zu Füßen zu legen. Ich habe schon die Ehre gehabt, Ew. Majestät zu versichern, wie sehr dieses Kollegium von

Gefühlen des Danks, der Bewunderung, und der Verehrung gegen Dieselben durchdrungen ist. Sie haben geruhet, Sire, die aufkeimenden Talente eines ihrer Zöglinge zu belohnen und aufzumuntern; und Ewr. Majestät Wohlthaten haben ihm einen solchen Eifer eingeflößt, daß er seitdem ununterbrochen der erste in seiner Klasse gewesen ist. Dieser junge Mensch ist Stipendiat in dem Collège de Louis-le-Grand, welches ehemals die ehrwürdigen Jesuiten inne hatten, und welches itzt das erste Collège der Pariser Universität geworden ist. Dieses Gymnasium und die Universität bitten Ew. Majestät inständigst, die Sammlung der Statuten des genannten Gymnasiums, nicht als eine Schrift, die von Denselben gelesen zu werden verdiente, sondern nur als einen Beweis von der Ehrfurcht der Ueberreichenden, gnädigst anzunehmen. Vielleicht, wenn Ew. Majestät Jemand den Auftrag zu ertheilen geruhen wollten, Denselben von der Administrazion dieses Gymnasiums Bericht abzustatten; würden Dieselben mit der Ordnung, der Aufmerksamkeit, dem Eifer, und der Sparsamkeit der Administratoren ganz wohl zufrieden sein: und vielleicht fände man darin einige nützliche Winke für die Verwaltung der Gymnasien in Ewr. Majestät Landen.

Und das wäre denn, Sire, wie ich hoffe, mehr als es bedarf, um mich wegen der Uebersendung des beigeschlossenen Buchs an Ew. Majestät zu rechtfertigen, wobei ich Dieselben zugleich meiner beständigen Vorsichtigkeit in diesem Punkte und vorzüglich meiner großen Achtung für Dero Zeit versichere,

welche letztere ich nicht minder als Dero Person verehre.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

20.

Paris, den 5. April 1783.

Sire!

Gegenwärtigen Brief wird Ewr. Majestät ein junger Mann von Stande, der tugendhaft und schätzbar ist, überreichen: der Sohn des Guvernörs bei dem Herzog von Angouleme. Er reiset, um sich zu unterrichten; und aus diesem Grunde wünscht er, wie sehr natürlich ist, einen Augenblick Ew. Majestät, und in Ihnen den großen König, den Helden, und den Weisen, zu sehen und zu hören. Nur in dieser Absicht ersuche ich Ew. Majestät, ihm gnädigst eine Minute Audienz zu gestatten; er wird, so wie ich, voll Gefühls des lebhaftesten Dankes dafür sein.

Die Ehre der Antwort auf Ew. Majestät Brief vom 23. März, behalte ich mir vor, sobald ich weniger leiden werde, als ich itzt wirklich leide.

Mit tiefster Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

21.

Paris, d. 7. Jul. 1783.

Sire!

Ich bitte Ew. Majestät unterthänigst um Erlaubniß, in diesem Augenblick eine fremde Hand gebrauchen zu dürfen, um den Brief, welchen Dieselben

mir vor ungefähr sechs Wochen zu schreiben die Ehre erzeigten, zu beantworten. Seit der ganzen Zeit bin ich sehr matt und nicht im Stande gewesen, vorzüglich mit meiner eignen Hand, zu schreiben; die dazu nöthige Lage des Körpers ist für mein Uebel sehr ungünstig: und mein Arzt räth mir, zur Linderung meiner Schmerzen einige Zeitlang nicht selbst zu schreiben. Ich brauche Ew. Majestät nicht zu versichern, wie ungern ich mich dieses Mittels bediene; aber ich kann es nicht noch länger aufschieben, für alle Güte, womit Ew. Majestät mich unaufhörlich überhäufen, Denselben meinen innigsten und tiefsten Dank zu bezeigen. — Ich glaube, Ew. Majestät sehen die Ursache meiner Krankheit besser ein, als viele Aerzte sie eingesehn haben; und mit dem größen Eifer würde ich die mir von Denselben gütigst angebotenen Heilmittel annehmen, wenn ich itzt nicht neue Arznei gebrauchte, wovon ich mehr Hülfe, als von der vorigen, hoffe.

Des Herrn de Serant*) Familie ist über die Güte, welcher Ew. Majestät diesen jungen Offizier gewürdigt haben, von Dank durchdrungen, und trägt mir auf, Dieselben zu versichern, daß das Andenken dieser Güte bei ihr unverlöschlich sein wird.

Man fürchtet hier sehr, wegen der Besitznehmung der Krimm durch die Russen, den Krieg wieder erneuert zu sehen. Mögen nur Ew. Majestät nicht gezwungen werden, Theil daran zu nehmen, sondern Dero übrige — für Europa so kostbare — Tage in der glorreichen Ruhe hinbringen können,

*) Wahrscheinlich der im 20sten Brief empfohlne (S. 94) und dort nicht genannte junge Mann.

welche Sie so wohl erworben und so wohl verdient haben!

Ich bin und bleibe, bis an das Ende meines traurigen Lebens, mit der gefühlvollsten Dankbarkeit und der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

22.

Im Louvre, d. 13. Jul. 1783.

Sire!

Der Herr Baron d'Escherny, Ewr. Majestät Geheimer Rath (Conseiller d'Etat) zu Neufchatel, ein ehemaliger Bekannter des Lord Marschall, und Verfasser eines schätzbaren Buches, welches den Titel führt: die Lücken in der Philosophie (les Lacunes de la Philosophie), und welches er vor einiger Zeit, ohne sich dabei zu erkennen zu geben, Ewr. Majestät zu übersenden die Ehre gehabt hat; — dieser Mann wünscht itzt die Ehre, Ewr. Majestät diesen Brief zu überreichen, und zugleich seine innigst gefühlte Verehrung zu Dero Füßen legen zu dürfen. Er hat es übernommen, Denselben eine genauere Nachricht von meinem traurigen Zustande zu geben, der sich fast immer gleich bleibt. Möge doch das Schicksal Ewr. Majestät das Glück und die Gesundheit zuwenden, welche es mir verweigert!

Mit der tiefsten und der zärtlichsten Verehrung beharre ich u. s. w.

---

# Briefe von Herrn Darget.

## I.

Berlin, d. 20. Mai 1749.

Sire!

In diesem Augenblick bekomme ich Briefe aus Paris, und habe die Ehre, sie Ewr. Majestät vorzulegen. Sie enthalten litterarische Nachrichten, und spezielle Umstände über Herrn von Voltaire, von denen ich glaubte, es würde Ewr. Majestät nicht unangenehm sein, sie zu erfahren.

Herr d'Arnaud schreibt mir, Voltaire's Reise könnte sich wohl noch bis zu dem Monat September, wo die Frau von Chatelet entbunden wird, verzögern. Zugleich nennt er mir ein neues Buch in Einem Bande, aus welchem die Kenner sehr viel machen. Es hat den Titel: Voyage pittoresque (Malerische Reise) oder: „Nachrichten von den „schönsten Werken der Bildhauerkunst, der Malerei „und der Architektur in Paris." Befehlen Ew. Majestät, daß ich Herrn d'Arnaud schreibe, er solle das Buch schicken?

Man versäumt keinen Augenblick bei dem Druck des Gedichtes *), Sire; aber ich fürchte sehr, es wird nicht zu Ende dieses Monats fertig werden, wie

*) Des Palladiums.

ich Anfangs hoffe; denn anstatt zwei und zwanzig Bogen wird es acht und zwanzig betragen, und zwar deshalb, weil einige Seiten etwas gesperrt werden müssen, damit das Ende der Gesänge gerade auf die zweite Seite der Blätter kommt; denn sonst würden die Vignetten an keinem guten Orte stehen, und das Werk nicht schön sein. In der That, Sire, ich thue, was ich nur kann, damit die Ausgabe der Schönheit des Werkes entsprechen soll; aber das ist sehr schwer, und geht über meine und des Buchdruckers Kräfte.

Auch von Herrn Petit habe ich einen Brief bekommen, Sire. Er läßt die Soubrette noch immer nicht aus den Augen; aber er giebt alle Hoffnung auf, daß er sie für siebenhundert Thaler bekommen wird. Sie soll hübsch und witzig sein. Wollten Ew. Majestät nicht die Gnade haben, ihr achthundert Thaler zu bewilligen, wenn sie für weniger schlechterdings nicht kommen will? Ich erwarte Dero Befehle hierüber, um Herrn Petit entscheidend schreiben zu können.

Der Buchhändler Reaulme hat mir endlich über den Druck des Ovids geantwortet. Er glaubt, wenn, Ewr. Majestät Befehl zufolge, die erotischen Elegieen, die Episteln aus dem Pontus, die Kunst zu lieben, das Heilmittel der Liebe, der Kalender, und die Klagegedichte in Einem Bande zusammen gedruckt würden, so möchte er zu stark und folglich nicht sonderlich elegant werden. Daher schlägt er vor, diese sechs verschiednen Werke in zwei gleich starke Bände zu vertheilen, die in Druck und Format eben so werden sollten, wie der Horaz. Er ver-

langt vierhundert und dreißig Reichsthaler, und zwar die Hälfte vorschußweise, da er, wie er sagt, nicht im Stande ist, das Werk aus seinen eignen Mitteln zu unternehmen.

Ich bitte Ew. Majestät, mich Dero Gesinnungen über diesen Punkt wissen zu lassen.

Mit der tiefsten Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

2.

Berlin, d. . . November 1749.

Sire!

Ich wage es nicht, mit Ewr. Majestät von dem Schmerze zu sprechen, den mir der Tod meiner Gattinn verursacht. Er durchdringt mich so, daß ich ihn nicht aussprechen kann, und daß er, wenn Gott, die Zeit und Ihre Güte, Sire, keine Wirkung auf ihn thun, aus meinem Leben ein Gewebe von Kummer und Elend machen wird. Ich will mich nicht ohne Kampf ergeben; aber wenn die Hülfsmittel, die ich versuchen werde, meine Wünsche täuschen, so hoffe ich von Ewr. Majestät Menschenfreundlichkeit, Dieselben werden mir erlauben, daß ich meine Thränen in einer ewigen Einsamkeit verbergen, und irgend Jemand, der glücklicher und ruhiger ist als ich, das Glück lassen darf, Denselben so zu dienen, wie es ein so gütiger und würdiger Herr werth ist.

Ich bin u. s. w.

---

3.

Stettin, d. 7. Septemb. 1750.

Sire!

Vergebens eilet man zu andern Welten hin,
Zu stillen seinen Schmerz, zu scheuchen seinen Gram.
Das Klima ändert sich, doch unsre Denkart nicht.

Das habe ich erfahren, Sire; und ich hätte besser gethan, wenn ich dem Rathe, den mir Ew. Majestät zu geben geruhten, gefolgt und in Berlin geblieben wäre, als daß ich mit meiner Melancholie und meiner schlechten Gesundheit hieher gegangen bin. Bei meiner Ankunft habe ich einen schlimmen Hals bekommen, und dazu hat sich auch ein Fieber eingefunden, so daß ich, anstatt mir, wie ich dachte, mit meinen alten Freunden Vergnügen zu machen, nun Arzeneien brauchen muß, um mich in den Stand zu setzen, meinem Versprechen gemäß wieder bei Herrn von Voltaire sein zu können.

Ew. Majestät werden aus dem hier beigefügten Briefe sehen, wie er seine Zeit anwendet, wie voll er von dem Glück ist, bei Ihnen zu leben, und wie sehr er Sie liebt. Sie kennen die Menschen besser als ich, Sire; Sie haben dies zu dem Platze, auf den der Himmel Sie gestellt hat, so wesentlich gehörige Talent in einem höhern Grade; aber wenn ich mich nicht schrecklich irre, so herrschen Ew. Majestät in der Seele dieses zweiten Virgils eben so, wie es Dieselben in dem Geist und dem Herzen aller derer zu thun verdienen, die das Glück haben, Ihnen nahe zu sein, und in Ihnen den Menschen und den König zu bewundern. Ich thue, wie ich Ewr. Ma-

jestät nicht verberge, die lebhaftesten Wünsche, daß Dieselben Herrn von Voltaire behalten mögen; denn ich bilde mir ein, Niemand in der Welt sei für Dero Privatleben und für Dero Beschäftigungen nöthiger. Sie werden aus seinem Briefe sehen, Sire, wie sehr er alles, was Ihren Ruhm angeht, zu Herzen nimmt. Gewiß hat er nicht geglaubt, daß ich Ewr. Majestät den Brief mittheilen würde. Auch ist es ein Geheimniß, um dessen Bewahrung ich Dieselben bitte. Aber ich glaubte, es würde Ihnen angenehm sein, zu erfahren, wie er sich in den Augenblicken, wo er ganz voll Enthusiasmus ist, über das ausdrückt, was Ew. Majestät betrift.

Ich schmeichle mir, daß Ewr. Majestät meine Dreistigkeit nicht mißbilligen werden. Sie ist nur eine Folge von meinem Eifer und von der Aufrichtigkeit, die ich Denselben schuldig bin, und die ich Ihnen, als einem Herrn, den ich liebe, (ich wage es, dies zu sagen) und den ich über allen Ausdruck bewundre, auf mein ganzes Leben gelobt habe.

Mit diesen Empfindungen und mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich auf immer u. s. w.

4.

Paris, d. 18. September 1752.

Sire!

Ist es jemals einem Unglücklichen erlaubt gewesen, sich zu beklagen, so befinde ich mich gewiß in diesem Fall. Ich bin von Ewr. Majestät Gütigkeiten, die ich so oft auf die Probe gestellt habe, ganz durchdrungen. Dieselben erlaubten mir gnädigst, hie-

her zu gehen, um an der Wiederherstellung meiner Gesundheit zu arbeiten. Nun befinde ich mich sechs Monate lang hier, habe Schmerzen gelitten, ausgedauert, und Geld aufgeopfert, um meine Absicht zu erreichen. Das Alles ist vergeblich gewesen, und ich befinde mich nicht besser. Man versichert, ich leide von einem mit Eiter vermischten Skorbut, und verlangt, daß ich noch bis zum Januar bleiben soll, um ihn durch gelinde, doch sichere Mittel zu vertreiben, zu denen aber, wenn sie ihre völlige Wirkung thun sollen, die hiesige Luft erfordert wird. Der Arzt, der mich in die Kur nehmen will, verlangt erst nach einem glücklichen Ausgange Bezahlung; meine Familie dringt in mich, daß ich mich ihm anvertrauen soll, und besteht bei Strafe der Enterbung darauf; meine Freunde liegen mich darum an; und die Liebe zum Leben macht es mir beinahe zu einem Gesetz. Man verspricht mir nicht mehr zwei Jahre, wenn ich mit meinen Uebeln zurückreise; aber ich habe nichts zugesagt, und kann es auch nicht. Ich hange von Ihnen ab, Sire, und zwar noch weit mehr durch meine Ergebenheit und durch meine ehrfurchtsvolle Dankbarkeit, als durch meine Pflicht.

Meine Lage ist schrecklich. Ich wünschte zu leben, und fürchte doch auch Ewr. Majestät zu mißfallen und Dero Güte und Geduld zu ermüden. Aber das Publikum weiß nicht und Ew. Majestät vielleicht eben so wenig: wie sehr man Ihnen ergeben seyn muß, wenn man das Glück hat, Sie zu kennen. Und wenn ich Ihretwegen mein Leben in Gefahr setze, so wird man diesen Schritt mehr dem Eigennutz und der Ehrsucht zuschreiben, als der

Ergebenheit, die indeß doch der wahre Bewegungsgrund dazu ist. Auch will ich mich nur von Ewr. Majestät Selbst leiten lassen; ich bitte Dieselben, Sich in meine Lage zu versetzen, und meiner Unentschlossenheit (der schrecklichsten Quaal der Seele) ein Ende zu machen. Ja ich wage es, Sie als den besten Kopf, den ich kenne, um Ihren Rath, und als den besten Herrn in der Welt, um Ihre Befehle zu bitten. Diese werde ich ohne Widerrede erfüllen, mögen sie nun dahin gehen, daß ich (wenn Sie anders die Güte haben, mir diese letzte Gnade zu bewilligen) hier bleiben, oder, sobald ich Ewr. Majestät Befehle erhalten habe, wieder zurückkehren soll. Im letztern Falle werden mich weder die schlimmen Wege, noch die Jahreszeit, mein schwächlicher Zustand, noch sonst etwas abschrecken. Ich will Ewr. Majestät Befehle erfüllen; und komme ich bei dieser Unternehmung um, so sterbe ich wenigstens, nach meiner Art, auf dem Bette der Ehre.

Ich habe bei Herrn d'Alembert die Schritte gethan, die Ew. Majestät mir vorschrieben. Er fühlt den ganzen Werth der Stelle, welche Ihre Gnade ihm bestimmt, und ist von Dankbarkeit dafür durchdrungen; aber Liebe zum Vaterlande, Genuß eines völlig freien Lebens, Besorgniß, den Umgang mit seinen Freunden zu verlieren, eine zärtliche Gesundheit, die sich, wie er glaubt, nur durch die vaterländische Luft erhält — alle diese Bewegungsgründe überwiegen bei ihm das glänzende Glück, das ihn in Berlin erwartete. Aber ich bin es ihm und der Wahrheit schuldig, Ew. Majestät zu versichern, daß er weiter nichts bedauert, als

Denselben nicht nahe sein zu können; und dies thut mir um so stärker leid, da er es mehr verdient, als ein Andrer. Er ist ein seltner Mann, in Ansehung seiner ausgebreiteten Kenntnisse, seines Herzens und seiner Talente; aber auch ein Philosoph, der seinen Grundsätzen getreu bleibt, und keine andern Güter kennt, als das Leben und die Freiheit; kurz, ein solcher, wie Ew. Majestät sein würden, wenn der Himmel Sie nicht zu einem großen König hätte lassen geboren werden. Sein Vermögen ist nur sehr mäßig, und er hat sich fest vorgenommen, dessen in Ihren Staaten zu genießen, wenn jemals die üble Laune der Theologen ihn nöthigen sollte, sein Vaterland, das er und das ihn liebt, zu verlassen. Er fühlt, daß ein Philosoph nur unter Ihrem Zepter eine Freistatt suchen muß; und diese Idee haben auch alle denkenden Menschen.

Neulich aß ich bei Herrn de la Tour mit einem Manne, den ich von allen denen Gesinnungen durchdrungen fand, die man Ewr. Majestät schuldig ist; nehmlich mit Herrn von Frei-Chapelle, gewesenem Oberstallmeister des Königs von England in Hannover. Ich glaube, er würde sein Glück darein setzen, Ewr. Majestät Unterthan zu werden, wenn er in Dero Dienst nützlich angestellt werden könnte. Er scheint mir ein verständiger und verdienstvoller Mann, der große Kenntnisse von Pferden und Stutereien hat. Ich weiß durch einige von seinen Freunden, daß ihm an mehreren Höfen verschiedene Stellen angetragen worden sind; aber er will keine, durch die der kleine Groll, den man an dem Hannöverischen Hofe gegen ihn hat, gerecht-

fertigt werden könnte. Er ist Römischkatholisch, aber, wie es mir scheint, ein Mann ohne Vorurtheile, und voll Eifer und unbegränzter Bewunderung gegen Ew. Majestät. Diese ist auch die Quelle seiner Verbindung mit Herrn de la Tour gewesen, der so laut als möglich erklärt, Sire, daß er Ihnen ganz ergeben ist!

Ich erwarte hier mit Gehorsam, Unterwerfung und Begierde die Befehle, welche Ew. Majestät mir über den ganzen Inhalt dieses langen Briefes geben werden, für welchen ich Dieselben um Geduld und Nachsicht zu bitten wage.

Ich bin u. s. w.

5.

Paris, den 11. Jun. 1753.

Sire!

Ich zog mehr meinen Eifer und Muth, als meine Kräfte zu Rathe, da ich zu Ewr. Majestät Füßen zurückzukehren hofte. Meine Zufälle dauern noch immer mit den beunruhigendsten Symptomen fort. Die Schärfe wirft sich wechselsweise auf die Gegend der Blase und auf die Brust, und ich sehe wohl, daß ich mein ganzes Leben hindurch in einem sehr unglücklichen Zustande sein werde. Ich hatte die Arzeneien ausgesetzt, um die nöthigen Kräfte zu meiner Reise zu sammeln; aber die bösartige Schärfe, die mich beschwert, will ohne Unterlaß bekämpft sein, und man drohet mir mit noch schlimmern Zufällen, wenn ich meine vaterländische Luft, die einzige Hülfsquelle, verlasse, die mir in einem so schreckli-

chen Zustande noch übrig bleibt. Daß ich nur hier vielleicht noch einige Jahre vegetiren kann, fühle ich selbst wohl, und sehe mich daher gezwungen, Sire, auf das Glück, wieder vor Ewr. Majestät zu erscheinen, Verzicht zu thun, oder noch durch neue Verzögerungen Dero Geduld zu ermüden, indeß meine Empfindung gegen Dieselben die Furcht bei mir erweckt, daß ich sie schon zu viel gemißbraucht habe. Geruhen Ew. Majestät, Sich der Gnade zu erinnern, mit der ich seit acht Jahren von Denselben überhäuft worden bin; ferner der sichern und ehrenvollen Lage, die ich bei Ihnen hatte, und der Hofnungen, mit denen ich mir schmeicheln konnte; endlich, da Ew. Majestät ja meinen Charakter kennen, meiner aufrichtigen gänzlichen Ergebenheit: und Dieselben werden sehen, daß ich nur der Liebe zum Leben und der Hofnung, es zu verlängern, die Vortheile aufopfern konnte, welche die Wünsche meines Herzens und meinen Ehrgeiz so sehr befriedigten.

Ew. Majestät würden mich beklagen, wenn Sie sähen, in welchem Zustande ich Ihnen diesen Brief schreibe. Durch wie vielerlei wird nicht mein Herz zerrissen! Ich kann mich nicht an den Gedanken gewöhnen, Sire, Ihre Gnade auf immer zu verlieren. Geruhen Sie, mir diese noch ferner zu erhalten; ich werde mich ihrer nie unwürdig machen, und Ewr. Majestät durch meine Wünsche, durch meine Ergebenheit und Dankbarkeit immer angehören. Begierig würde ich Denselben meine Dienste von neuem widmen, wenn meine Gesundheit auf eine dauerhafte Art wiederhergestellt werden könnte.

Ich wünschte, Sire, daß ich nur mit meinem Leben Ihr Diener zu sein aufhören und nur von Ihren Wohlthaten leben möchte. Dies Glück würde alle Hofnungen krönen, die ich mir noch machen kann. Gott ist mein Zeuge, daß ich sie nur auf Ew. Majestät setzte. Ich kenne Dero gutes Herz zu genau, um nicht zu hoffen, daß Dieselben mich nicht verlassen werden, und um nicht wenigstens auf Dero Protekzion und Unterstützung zu rechnen, wenn ich Sie bei dieser oder jener Gelegenheit darum anflehen möchte. Es ist Ihrer würdig, Sire, Sich eines Dieners, den sein Unglück von Ihnen wegreißt, zu erinnern und ihm Dero Gnade zu bezeigen. Ich lege mich Ewr. Majestät zu Füßen, und bitte Dieselben, mir einen Abschied zu bewilligen, welcher der Zufriedenheit mit meinen Diensten entspricht, die Ew. Majestät zu äußern geruhet haben, und welcher mir zum Beweise dient, daß Dieselben mich nicht mit Ihrer Ungnade belasten. Bei meinem Eifer, meiner Treue und Ergebenheit habe ich diese niemals verdient; dies erkläre ich Ewr. Majestät noch einmal, und mit diesen Gesinnungen, so wie mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich, und werde ich bis zum letzten Augenblicke meines Lebens sein u. s. w.

## 6.

Vincennes, d. 27. April 1754.

Sire!

Das Glück, daß ich Ewr. Majestät meinen Eifer und meine gänzliche Ergebenheit bezeigen kann,

würde machen, daß ich Wunder thäte; und vielleicht wäre es schon eins, wenn ich eine solche Tänzerinn fände, wie Ew. Majestät sie verlangen. Haben dergleichen Mädchen eine artige Figur, so ist Paris für sie ein Peru, das sie nicht verlassen wollen. Indeß, wie dem auch sein mag, Sire, ich habe die Angelegenheiten Ihres Theaters Herrn Petit, Ewr. Majestät Agenten, übergeben; und ich wage es, zu versichern, daß Niemand geschickter ist, dergleichen Unterhandlungen zu treiben. Es ist billig, daß ihm alle Ehre davon zu Theil wird, da er alle Mühe hat; und er giebt mir auch zu verstehen: ich würde ihm, wenn ich ihm bei seinem Geschäfte behülflich sein wollte, nur schaden.

Ich höre, daß sogleich ein gewisser Uhrmacher, Namens de Caen nach Berlin abreisen wird. Er ist ein vortreflicher Arbeiter, und Ew. Majestät machen an ihm eine sehr gute Akquisizion.

Daß Herr von Voltaire Schritte thut, um wieder zu Ewr. Majestät zurückzukehren, wundert mich gar nicht. Er hat zu viel Kopf, als daß er nicht einmal in seinem Leben vernünftig werden sollte. Aber Ihrer Verweigerung, Sire, fehlt es nicht an einem guten Grunde, da er so unglücklich gewesen ist, sich sehr stark gegen Sie zu vergehen. Das, was Ew. Majestät mir hierüber zu schreiben geruhet haben, macht mir um so mehr Vergnügen, da man hier ausbreitete, Dieselben hätten einige Neigung geäußert, ihn wieder zu sehen. Ich weiß sogar, daß der Präsident *) sehr darüber erschrokken ist. Man wird eines Tages, wie ich glaube,

*) Maupertuis.

von dem Allen noch sonderbare Dinge erfahren, die itzt noch in Dunkelheit verhüllt sind. Wie dem auch sein mag, Sire, Ihr Ruhm siegt über Alles, und wird immer darüber siegen. Man hat Recht, sich mit angenehmen Dingen zu belustigen, wenn man beständig nur nützliche thut; und diesen zufolge werden die Fürsten von den Weisen und von der Nachwelt beurtheilt. Warum kann die Epistel an Ihren Geist *), Sire, nicht öffentlich bekannt gemacht werden! Ew. Majestät müssen erlauben, daß man Ihnen dieselbe entwendet, wenn Sie die beste Apologie für Sich bekannt machen wollen.

Man versichert hier, Herr von Voltaire werde den ganzen Sommer in Plombieres zubringen, und sich dann für immer in Straßburg aufhalten. Er hat sich Mühe gegeben, nach Luneville gehen zu dürfen; aber ohne Erfolg. Jeder, der zu diesem Lande gehört, wird sich nie auf etwas einlassen, das sich vielleicht nicht mit der ausgezeichneten Achtung vertragen möchte, die man Ewr. Majestät hier so gern bezeigt.

Wirklich, Sire, ist meine Gesundheit noch immer sehr zerrüttet. Dieser Winter war sehr hart und sehr langwierig; ein Klima unterschied sich wenig von dem andern. Uebrigens wissen Ew. Majestät besser, als sonst Jemand, wie sehr auf Seelen, die Reizbarkeit haben, alles das wirkt, was sie umgiebt. Dies leidige Geschenk der Natur hat sich bei mir noch nicht vermindert: das Andenken an Ewr. Majestät Güte stellt sich meinem Herzen und meinem Geiste sehr oft auf die rührendste Art dar;

*) Die zwanzigste in den *Poesies diverses*. S. h. W. Fr. II.

und die Gnade, Sire, die sie mir dadurch erzeigen, daß sie mir dieselbe noch immer nicht entziehen, verdoppelt diese Rührung noch. Ich wage es, Ew. Majestät zu bitten, mir noch ferner Beweise davon zu geben.

Noch immer rechne ich fest auf die Protekzion, welche Dieselben mir zu versprechen geruhet haben. Auf Ihre Unterstützung, Sire, gründe ich meine stärksten Hofnungen. Es ist Ewr. Majestät Herzensgüte gemäß, daß Sie es gern sehen werden, wenn ich Ihnen, selbst von Ihnen entfernt, mein Glück verdanke; und dies wird doppelten Werth für mich haben, wenn ich es durch Dieselben bekomme.

Ich lege eine Abschrift von zwei authentischen Briefen bei, die in Paris großes Aufsehen machen.

Mit der tiefsten Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

7.

Vincennes, d. 10. Jun. 1754.

Sire!

Ich hätte, wie ich gestehe, nicht gedacht, daß Ew. Majestät noch mit der Zänkerei der Herren von Maupertuis und von Voltaire sollten beunruhigt werden. Dieser leidige Prozeß hat nur schon zu lange gedauert. Aber trotz meiner Hypochondrie habe ich über das lachen müssen, was Ew. Majestät mir auf eine so angenehme Art zu sagen geruhen: „Diese Herren hielten Dieselben für einen Rinnstein, in den sie ihre Unreinigkeiten ausgießen könnten.“ Aus diesem Ausdruck sehe ich, daß Ew. Majestät an diesen Zänkereien nicht anders Antheil

nehmen und auch ihn nie genommen haben, als wie es Dero überlegnerem Genie und höherem Range angemessen war; und dies ist eine Wahrheit, deren Demonstrazion hier für Dero persönlichen Ruhm so wenig gleichgültig ist, daß ich mir die Indiskrezion erlaubt habe, das, was Dieselben mir hierüber zu schreiben die Güte gehabt, einigen Personen mitzutheilen, die sich für alles, was Ew. Majestät betrift, interessiren. Auch das, was Dieselben nachher hinzusetzen, bestätigt, was ich mit so vielem Vergnügen von Dero Charakter äußere. Hier ist es, Sire! Sie werden das gern wieder lesen, was Sie so schön sagen: „Der Witz ist eine Schminke, welche häßliche Züge bloß versteckt. Die gesunde Vernunft „glänzt zwar weniger; aber sie führt eben durch ihre „Genauigkeit zur Tugend hin; und ohne diese kann „keine Gesellschaft bestehen.“ Diese Züge, Sire, malen Ihr Herz; und die Gesellschaft gewinnt dabei, wenn sie solche Herzen, wie das Ihrige, kennen lernt. Auch haben diese Ausdrücke Eindruck auf Jeden gemacht, dem ich sie zeigte, und der den Menschen in dem großen Könige zu lieben fähig war. Man sagt mir, daß sie auch Herrn von Maupertuis zu Ohren gekommen sind, und daß er sehr unruhig darüber gewesen ist; aber damit will man ihn ohne Zweifel nur lächerlich machen. Der Ergebenheit für Ew. Majestät zufolge, die ich an ihm kenne, muß es ihn freuen, daß Dieselben im Publikum Sich mit seinem Streite nur so zu beschäftigen scheinen, wie er es selbst vielleicht thun sollte; das heißt: zu seiner Belustigung; er würde dann, auf seine Art, dem Feinde Frieden vorschreiben.

Ich glaubte, das ehrfurchtsvolle Vertrauen, das ich Ewr. Majestät gewidmet habe, erforderte es, Denselben Rechenschaft von meinem Betragen zu geben, da es Ihnen vielleicht so hinterbracht werden könnte, daß Sie mir Ihre Gnade entzögen, worüber ich mich niemals trösten würde. Meine Absichten sind ohne Falsch, und hangen immer von meiner Ergebenheit gegen Sie ab, Sire. Dieser Bewegungsgrund muß auch, wie ich zu sagen dreist genug bin, Ew. Majestät verpflichten, die Fehler zu verzeihen, zu denen mich vielleicht ein zu lebhafter Eifer verleiten könnte. Aber kann das, wodurch Dero Eigenschaften als Mensch bekannter werden, ein Verbrechen sein?

Ew. Majestät erinnern Sich also noch, wie Dieselben mich so scherzhaft ins Garn führten, und mich eines Tages auf das Kapitel von den Deutschen brachten? Ich bin weit davon entfernt, die Zuverlässigkeit ihrer Freunschaften zu bestreiten, und erkläre vielmehr laut und täglich: daß ich durch sie niemals den geringsten Verdruß bei Ewr. Majestät gehabt habe, und daß mir dergleichen nur von den Franzosen aus der Klasse der schönen Geister verursacht worden ist, die es mir nicht verzeihen konnten, daß ich mich weniger unverständig betrug, als sie. Dies ist geradezu die einzige Art von Verdruß, die ich in Ewr. Majestät Dienste gehabt habe. Alle Vergnügungen des Landes, worin ich wohne, entreißen mir das Andenken an Dero Gütigkeit nicht, und eben so wenig die Gesinnungen der zärtlichsten und ehrfurchtsvollsten Ergebenheit, welche die Art, wie Dieselben sie mir noch erhalten, von mir erfordert.

dert. Nur durch die Redlichkeit meines Herzens kann ich sie verdienen; und ich wage es, zu schwören, Sire, daß dieses Herz Ihnen beständig zugehören und ganz gewidmet sein wird. Geruhen Sie, mir zu erlauben, daß ich es Ihnen immer widmen, und dies auch sagen darf.

Ich bin u. s. w.

## 8.

Vincennes, d. 3. August 1754.

Sire!

Ewr. Majestät Güte bewegt Dieselben, mir Ruhe und Heiterkeit zu wünschen; die letztere fehlt mir noch eben so, wie in Potsdam, und Ruhe könnte ich daselbst mehr haben, als an jedem andern Orte in der Welt, wenn ich Gesundheit, und keinen Sohn hätte. Diesen beiden Gegenständen habe ich das Glück meines Lebens aufgeopfert, welches meine Ergebenheit für Sie mich zu Ihren Füßen finden ließ, Sire, und welches, selbst mitten unter den Annehmlichkeiten, deren man in Paris genießen kann, das Andenken an jene Zeit immer stören wird, wenn ich auch jemals so viel Vermögen haben sollte, mir dieselben verschaffen zu können. Doch hieran habe ich große Ursache zu zweifeln, wenn Ewr. Majestät Protekzion und Unterstützung das Ministerium nicht bestimmen, etwas für mich zu thun. Darauf setze ich meine Hofnung, und ich schmeichle mir noch immer: Ew. Majestät werden, da Dieselben mir das Versprechen zu geben geruhet haben, es, wenn eine Gelegenheit vorkommt, auch erfüllen.

Herr von Voltaire ist noch in Plombieres, und hat daselbst einen Besuch von seinen Nichten gehabt. Wo er nachher hingehen wird, weiß man nicht. Sein Aufenthalt in der Abtei zu Senonne bei dem berühmten Don Calmet verursachte, daß viele lächerliche Gerüchte über seine angebliche Bekehrung umher liefen. Aber er hat Herrn d'Alembert einige sehr gut gearbeitete Artikel für die Encyklopädie geschickt, und einen Brief hinzugefügt, der keinen von Vorurtheilen unterjochten Mann verräth.

Erst von Ewr. Majestät erfahre ich die Verheirathung des Grafen Algarotti. Dieselben verlieren an ihm einen sehr angenehmen Mann. Wenn er so denkt wie ich, so wird er es sehr bedauern, daß er Ew. Majestät dazu vermocht hat, neue Freunde zu suchen, wie Dieselben Sich so verbindlich auszudrücken geruhen.

Der Brief, den ich von dem Herrn Abbe' de Prades bekommen habe, machte mich Anfangs wirklich ganz traurig, weil ich befürchtete, die Ausgabe von Ihren Werken möchte verlegt oder verloren gegangen sein, was Ew. Majestät denn freilich sehr beunruhigen müßte. Aber wie wenig wahrscheinlich war es, daß eine ganze Ausgabe verschwunden sein sollte? Auch merkte ich, da die Rede von Klein-Quart ist, sehr bald: Ew. Majestät hätten vielleicht vergessen, daß Dieselben nur Ein Exemplar von dieser Art für Dero kleine Reisebibliothek haben abziehen lassen. Alle übrigen auf großem Papiere sind auf dem Berlinischen Schlosse in der Buchdruckerei in sicherer Verwahrung, wie ich es

dem Herrn Abbe' de Prades auch sogleich schrieb, als ich seinen Brief erhielt. Indeß wird meine Unruhe nicht eher ganz gestillt sein, als bis ich die Bestätigung meiner Vermuthung erhalte. Diese Gnade erwarte ich von Ewr. Majestät Gütigkeit. Dieselben wissen, wie sehr Besorgnisse auf melancholische Leute meiner Art wirken.

Ich wünsche recht herzlich, der Brunnen, den Dieselben vor kurzem in Sans-Souci getrunken haben, möge eine heilsame Wirkung thun; dann würde mein heißester Wunsch erfüllt sein.

Ehe ich diesen Brief schließe, Sire, muß ich mich noch unterstehen, Ewr. Majestät zu sagen, wie sehr zweierlei, was Dieselben so eben gethan, hier allgemeinen Beifall findet; nehmlich, daß Sie Herrn Baron von Knyphausen zu Dero Minister ernannt, und Herrn d'Alembert die Wohlthat erwiesen haben. Zwar weiß ich wohl, daß Ew. Majestät Sich nicht nach der Meinung des großen Haufens bestimmen; aber es kommt doch, wie Frau von Sevigne bei der Verheirathung ihres Sohnes sagte, immer mit in Anschlag, wenn das Publikum zufrieden ist. Möchten Sie noch lange leben, Sire, um Andre glücklich zu machen, und es Selbst zu sein!

Der Markis von Vallory ist von dem Andenken, womit Ew. Majestät ihn beehren, immer stärker entzückt, und legt sich Denselben sehr aufrichtig und ehrfurchtsvoll zu Füßen.

Ich bin u. s. w.

9.

Vincennes, d. 5. Oktob. 1754.

Sire!

Nur von Ewr. Majestät kann ich Glück und gute Umstände hoffen; und jetzt ist eine Gelegenheit da, wo ich Beides durch Dero Güte und Protekzion bekommen kann. Dieselben haben es mir zu versprechen geruhet, und ich setze nun mein ganzes Vertrauen darauf.

Herr von Sechelles, der zum Generalkontrollör der Finanzen ernannt, und in dieser Eigenschaft das Tribunal aller soliden und baaren Gnadenbezeigungen ist, fühlt für Ew. Majestät noch alle die Gesinnungen, welche Dieselben ihm in Prag einflößten, wo er das Glück hatte, Ihnen persönlich bekannt zu werden; und ich weiß, das er mit Begierde jede Gelegenheit ergreifen wird, etwas zu thun, das Ewr. Majestät angenehm sein kann. Dieselben werden geradezu mein Glück machen, wenn Sie geruhen, mir ein Empfehlungsschreiben an diesen Minister zu bewilligen, und ihm darin zu sagen: mit welcher besondern Güte Ew. Majestät mich beehren, und daß es Denselben persönlich Vergnügen machen würde, wenn Herr von Sechelles mir in Rücksicht auf Sie, entweder bei der Unterpachtung, oder in irgend sonst einem Finanzfache gefälligst einen vortheilhaften Antheil geben wolle.

Diese Gnade, Sire, wäre ein Sieg für mich, und ich würde Ewr. Majestät das Glück verdanken, allenthalben, wo ich wollte, ruhig, frei, und los

und ledig von tyrannischen Geschäften zu leben, die immer beschwerlich und lästig werden, wenn man eine so zerrüttete Gesundheit hat, wie ich. Ich bitte Ew. Majestät auch sehr ehrfurchtsvoll, den Herrn Baron von Knyphausen zuvor wissen zu lassen, daß Dieselben mir bei dieser Gelegenheit Dero Protekzion zu gewähren geruhen, damit er dadurch autorisirt wird, die Wirkung derselben von dem Herrn Generalkontrollör zu verlangen; und falls Ew. Majestät glauben sollten, Sie müßten nicht an Herrn von Sechelles schreiben, (was indeß Dieselben, als ich die Ehre hatte in Dero Diensten zu sein, mehr als Einmal zu thun die Güte hatten:) so wage ich es, Ew. Majestät zu bitten, daß Dieselben dem Herrn Baron von Knyphausen befehlen, mich in Dero Namen dem Minister vorzustellen und ihm das zu sagen, warum ich Ew. Majestät zu bitten dreist genug bin, und daß Dieselben die Gnade haben, mit dem Chevalier de la Touche*) darüber zu sprechen.

Aber, Sire, ein Brief von Ewr. Majestät würde bei weitem wichtiger für mich sein; und eben weil diese Gnade ausgezeichneter ist, wage ich es auch, Dieselben dringender darum zu bitten, und mir mehr Hofnung zu machen, daß ich sie erhalten werde. Erlauben mir Ew. Majestät, Dieselben zu erinnern, daß Sie durch Ihre Empfehlung die Brüder der Herren von Maupertuis und von Chasot glücklich gemacht haben, die nicht einmal den Vortheil hatten, persönlich von Denselben gekannt

*) Damaligem Französischen Gesandten am Berliner Hofe.

zu sein; und daß Ew. Majestät, wenn Sie mir diese Gnade zu erzeigen geruhen, einen alten Diener belohnen, der Denselben immer gänzlich ergeben ist, und mit dessen Treue Sie gnädigst keine Unzufriedenheit zu äußern schienen. Diese Empfehlung kompromittirt übrigens, wie ich Ew. Majestät feierlich zu versichern wage, Dieselben gar nicht. Es ist ganz gewöhnlich, daß man dergleichen Antheile nur bei der mächtigsten Protekzion bewilligt.

Da diese Finanzsachen auf der Reise nach Fontainebleau abgethan werden, so wünschte ich sehr, dahin gehen zu können, um den Brief zu überreichen, den ich von Ewr. Majestät Güte mit dem ehrfurchtsvollsten Vertrauen erwarte.

Ich bin u. s. w.

## 10.

d. 9. November 1754.

Sire!

Ich erwarte, daß der Herr Baron von Knyphausen die Befehle erfüllen wird, die er von Ewr. Majestät, dem zufolge, was Dieselben mir in Dero Briefe vom 19. v. M. anzukündigen geruhen, erhalten soll. So ausgezeichnete Gütigkeiten müssen für mich die vortheilhafteste Wirkung haben, besonders wenn Ew. Majestät gnädigst auch dem Herrn Chevalier de la Touche einige Worte sagen wollten, damit er dem gemäß hieher schriebe. Mein Glück wird Ihr Werk sein, Sire; ich hoffe, daß Sie es nicht aufgeben, und, wenn es zur Entscheidung meiner Lage durchaus nothwendig sein sollte,

geruhen werden, mir einen unmittelbaren Brief an Herrn von Sechelles zu bewilligen. Dieselben kennen die Menschen, und wissen, wie sehr etwas, das ein großer König und ein großer Mann persönlich an sie gelangen läßt, Anrecht darauf hat, sie zu interessiren. Ich wünsche dieses geringe Glück aus keiner andern Ursache, Sire, als um mir Freiheit zu verschaffen, ohne welche kein wahres Wohlsein Statt findet, und von der ich nur den Gebrauch machen werde, daß ich Ewr. Majestät bisweilen meine Wünsche, mein Glück selber und meine ehrfurchtsvolle Erkenntlichkeit zu Füßen lege. Diese Hofnung, Sire, ist der erste aller meiner Plane, und ich wage es, Ew. Majestät zu bitten, daß Sie einen Gedanken nicht zerstören mögen, der mich belebt und aufrecht erhält.

Ich kenne Ewr. Majestät Geschmack an Lanfret's Arbeiten, und lege hier eine Nachricht von zehn Gemälden dieses Meisters bei, die einer von meinen Freunden, auf mein Zureden, abtreten will, wenn sie Ewr. Majestät etwa gefallen sollten. Es sind, wie Jedermann gesteht, die angenehmsten, welche dieser Künstler jemals gemacht hat, sowohl in Rücksicht der richtigen Zeichnung, als der Schönheit der Figuren. Wenn Ew. Majestät es für gut finden, mir irgend einige Befehle hierüber zu geben, so werde ich sie mit der größten Genauigkeit erfüllen. Die Gemälde sind in sehr gutem Zustande, selbst in Ansehung der Rahmen, so daß man sie bei ihrer Ankunft sogleich an Ort und Stelle aufhängen könnte.

Herr von Voltaire ist mit seiner Nichte, Madame Denis, noch immer im Elsaß. In diesem Winter wird man seine Rettung Rom's wieder auf das Theater bringen. Bei der Zurückkunft von Fontainebleau erwartet man Krebillon's Triumvirat, über dessen Aufnahme die Meinungen noch getheilt sind. Die Schauspieler haben die größte Erwartung davon; und ehe man noch die Rollen ausgetheilt hatte, waren schon alle Logen für die ersten Vorstellungen dieses Trauerspiels gemiethet. Dies ist wirklich wahr, Sire, und kann nur hier zu Lande geschehen!

Ich bin u. s. w.

## II.

d. 24. Dezemb. 1754.

Sire!

Ich bin dem Herrn von Sechelles vorgestellt worden, und er hat Ewr. Majestät ehrfurchtswerthe Empfehlung so aufgenommen, wie er mußte. Hoffentlich wird sie die heilsame Wirkung für mich thun, die ich so viele Ursache zu erwarten habe, besonders, wenn Herr Baron von Knyphausen den Herrn Generalkontrollör bisweilen daran erinnert. Ich bin so dreist, Ew. Majestät um die Gnade zu bitten, daß Sie ihm dies zu empfehlen geruhen und auch die ausserordentliche Güte haben mögen, Herrn de la Touche einige Worte darüber zu sagen. Hier zu Lande ist jeder Weg, auch selbst zu einem mittelmäßigen Glücke, so voll Leute, daß man geradezu nur durch mächtige Protekzion etwas erlangen kann;

und ich habe alle mögliche Hofnung, Sire, daß man der, mit welcher Ew. Majestät mich beehren, die bescheidnen Bitten nicht abschlagen wird, die ich zu thun Willens bin. Wie glücklich, Sire, wäre ich, wenn ich bei den Gesinnungen, die mich an Ew. Majestät fesseln, meinen Wohlstand nur Ihrer Unterstützung und Güte verdankte!

Herr von Voltaire ist bei der Durchreise des Herzogs von Richelieu in Lyon gewesen, und hat der Madame M** seine Aufwartung gemacht, aber eine kalte Aufnahme gefunden. Er ist von den Großen mit Gleichgültigkeit behandelt, von den Privatleuten gefürchtet und von dem gemeinen Haufen mit Lobsprüchen überhäuft worden. Man glaubte, er würde daselbst die Zurückkehr des Herzogs von Richelieu erwarten, die den 10. Januar erfolgen wird; aber am 10. d. Monats zu einer Zeit, wo man es am wenigsten vermuthete, ist er in Gesellschaft der Madame Denis wieder abgereist, um sich auf dem Schlosse Prangin im Païs de Vaud unter Berner Hoheit, sechs französische Meilen von Genf und an dem See dieses Namens, niederzulassen. Dies Schloß, das sehr schön und auf das reizendste gelegen ist, hat der Eigenthümer ihm geliehen; und man glaubt in Lyon: dieser ökonomische Bewegungsgrund habe nicht wenig zu seinem Entschlusse beigetragen. Er hat bekannt machen lassen, daß er nach Aachen gehen würde, um die Bäder zu gebrauchen; aber man zweifelt daran. Gegenwärtig veranstaltet er in Genf eine neue Ausgabe der Universalgeschichte, und man versichert: die öffentliche Bekanntmachung der *Pucelle* hange nur noch an

einem Faden. Er äussert gegen Jedermann, daß er auf eine ewige Verweisung aus diesem Lande rechne, wenn dies Werk gedruckt werden sollte. In Lyon hat er zum Zeitvertreibe die Schauspieler einige von seinen Tragödien aufführen lassen. Krebillon's Triumvirat, das gestern zum erstenmal und mit sehr großem Beifall vorgestellt worden ist, wird ihm ein empfindlicher Schlag sein. Er soll nach eben dem Plan Cicero's Tod gemacht haben.

Die Rede, die Herr d'Alembert am 19. d. bei seiner Aufnahme in der Französischen Akademie hielt, fand allgemeinen Beifall, und verdiente ihn auch. Er sprach von Ewr. Majestät, wie Jedermann von Denselben denkt.

Wir sind dem neuen Jahre nahe, Sire. Ich wage es, mir zu schmeicheln, daß Ew. Majestät mir gnädigst erlauben werden, Dieselben bei dieser Gelegenheit abermals zu versichern, daß ich für Dero Gesundheit Wünsche thue, und sie mein ganzes Leben hindurch thun werde. Diese sind eine Folge von meiner ehrfurchtsvollen Dankbarkeit, und meiner gänzlichen Ergebenheit für Ew. Majestät.

Ich bin u. s. w.

## 12.

d. 12. März 1755.

Sire!

Herr Petit hat Ewr. Majestät ohne Zweifel das Verzeichniß von den Gemälden des Herrn Pasquier, gewesenen Deputirten der Kaufmannschaft

der Normandie, zugeschickt, der eine Sammlung von auserlesenen Stücken aus den verschiedenen Schulen besaß. Dies Kabinet soll sogleich verkauft werden. Man findet darin besonders die Leda von Korreggio aus dem Kabinet des Regenten. Der verstorbene Herzog von Orleans ließ aus Frömmigkeit dies Gemälde in vier Stücke zerschneiden. Glücklicherweise rettete Coypel sie aus dem Feuer, ob er gleich den Kopf nicht erhalten konnte. Er setzte die Stücke wieder zusammen, und den Kopf ergänzte de Lien. Dies Gemälde, das an sich selbst so schön, und durch seine Schicksale so berühmt ist, wird, wie man sagt, bis auf fünf und zwanzig tausend Livres getrieben werden. Es ist ungefähr sechs Fuß hoch, und fünf breit. In der Gallerie, zu der Ew. Majestät Anstalten machen, würde es seinen Platz herrlich füllen.

Herr von Voltaire hat sich endlich zwischen Genf und Rom entschieden, und sich durch seinen Verleger Cramer ein sehr schönes und gut gebautes Landgut an dem Genfer See für 87,200 Livres kaufen lassen. Er hat das Geld vorausbezahlt, und Cramer hat es ihm für 40,000 Franken auf Lebenszeit verkauft. Gegenwärtig veranstaltet er von seiner Universalgeschichte eine vollständige Ausgabe in fünf Bänden. Wie es scheint, ist er, so wie Madame Denis, entschlossen, in dem dortigen Lande zu bleiben; sie haben alle ihre Möbeln und Bücher dahin kommen lassen. Folgende Verse hat er auf die Stadt Lyon gemacht:

Ihr seht den Plutus wohl als eine Gottheit an;
Doch desto besser nur für eure schöne Stadt:

Er hat kein besseres Asyl.
Sonst ist er blind, doch nicht bei euch.
Vor Zeiten war er nichts, als nur des Reichthums Gott;
Ihr macht, daß er bei euch der Gott der Künste wird;
Ich seh', in euren Wällen fließt
Die Hippokren' und der Paktol.

Herr de Fontenelle war dem Tode nahe. Er ist ihm entgangen, und ungeachtet seines Alters von neun und neunzig Jahren, ißt er doch Mittags täglich außer dem Hause, wie er es sein ganzes Leben hindurch gethan hat. Sein Geist bleibt immer heiter, und diesen Zustand verdankt er nur seinem ruhigen Charakter. Vor noch nicht drei Jahren machte er folgendes Impromptu:

Beglückt, wer sonst nichts kennt, als nur
Den unbescheidnen losen Schalk,
Der stets die Weiberchen besiegt!
Ihn läßt man denn nun freilich wohl;
Allein — wo mit dem Herzen hin?

Dies ist im neun und neunzigsten Jahre sehr scherzhaft philosophirt, und deshalb werden Ew. Majestät, wie ich mir schmeichle, mir verzeihen, daß ich Denselben so etwas Muthwilliges mitgetheilt habe.

Auf dem Französischen Theater giebt man itzt mit vielem Beifall das Trauerspiel Philoktet von Herrn von Chateau-Brun, dem Verfasser der Trojanerinnen, die im vorigen Jahre aufgeführt wurden. Die Charaktere des Ulysses und des Philoktet sind dem Homer sehr glücklich nachgezeichnet, und in dem ganzen Stück sind hin und wieder sehr gute Verse und herrliche Sentenzen. Ein Finanzier sagte neulich über dies Stück: es ist

recht artig; aber der Sophokles vom Euripides ist mir doch lieber. Die Witzlinge sagen: es wären Pibrak's Quatrains (vierzeilige Strophen) in Handlung gebracht. Ich habe dies neue Stück noch nicht gesehen, Sire; eine gichtische Schärfe, die zu meinen andern Unbequemlichkeiten noch hinzugekommen ist, hat mich davon abgehalten. Bei meiner eignen traurigen Erfahrung bewundre ich nun noch mehr als ehemals die Ruhe, mit welcher ich Ew. Majestät die Schmerzen dieser grausamen Krankheit habe leiden sehen. Möchten Dieselben lange davor bewahrt bleiben! Dieser Winter ist sehr anhaltend, und ich fürchte immer, Sire, daß die Art von Einsiedlei, in welche Sie Sich während dieser Jahreszeit vergraben, Ihrer Gesundheit nachtheilig sein wird. Ew. Majestät werden einem alten, Denselben noch immer gleich ehrfurchtsvoll ergebenen Diener erlauben, Ihnen über diesen Punkt seine Unruhe und seine Wünsche zu bezeigen.

Ich bin u. s. w.

13.

d. 8. Jul. 1755.

Sire!

Indeß Ew. Majestät in Holland umher reisten, und ein Inkognito beobachteten, (wobei Dieselben ohne Zweifel viel Vergnügen gehabt haben, von welchem aber die Leute, die nicht wissen, was Ew. Majestät Alles zu thun im Stande sind, sich nicht einbilden können, daß es sich mit der Königswürde vertrage,) war ich in Lüttich, und befragte daselbst die geschicktesten Aerzte über meinen Zustand und

über die Wirkung, die das Spaawasser auf mich haben würde. Sie sagten mir: ich könnte nicht eher Gebrauch davon machen, als wenn ich mich zwei Monate oder wenigstens sechs Wochen lang durch Arzeneien und Diät darauf vorbereitet hätte; und nachher müßte ich das Wasser vier Wochen hindurch trinken. Aber da sich das Alles nicht mit meinem Urlaub und mit meinen Finanzumständen vertrug; und da übrigens — Dank sei es der unendlichen Güte, Sire, die Sie mir zu erweisen geruhten — das Vergnügen und die Bewegung auf meiner Reise mich gesunder gemacht haben, als ich seit langer Zeit gewesen bin; so entschloß ich mich, in aller Stille hieher zu gehen, weil ich den vornehmsten Zweck meiner Reise mit so vieler Wollust für mein Herz erfüllt hatte.

Ich eile, Sire, mich Ewr. Majestät von neuem zu Füßen zu legen, und Denselben den ehrfurchtsvollsten und, wenn ich es sagen darf, den zärtlichsten Dank für die Art zu bezeigen, mit der Sie mich gnädigst aufnahmen. Welche Belohnung, Sire, für die so aufrichtige und lautre Ergebenheit, die ich Ewr. Majestät gewidmet habe! Ich wage es, Sie zu bitten, daß Sie die ehrfurchtsvollen Aeußerungen derselben immer mit gleicher Güte ansehen mögen.

Nicht ohne Grund hoffe ich, Sire, daß der neue Schritt, den der Herr Baron von Knyphausen auf Ihren Befehl bei Herrn von Sechelles für mich thun soll, den glücklichsten Erfolg haben wird; und ich versichre Ew. Majestät noch einmal, daß ich mir nur deshalb Vermögen wünsche, damit ich Denselben von Zeit zu Zeit den Gegen-

stand Ihrer Wohlthaten zeigen und zu ihren Füßen neue Bewegungsgründe, Sie zu lieben und zu bewundern, sammeln könne. Ew. Majestät hatten die Gnade, mir dies zu erlauben und zu versprechen, als Sie mich in Wesel entließen, und ich beschwöre Dieselben, diese Gnade nie zurück zu nehmen.

Hiermit, Sire, bekommen Sie eine neue Epistel von Voltaire. Ich wünschte sehr, daß ich der Erste wäre, der sie Ewr. Majestät schickte. Es sind allerliebste Stellen darin, wie in Allem, was er schreibt. Er ist über das Schicksal seiner *Pucelle*, von welcher Abschriften in der Welt umher gehen, in der größten Unruhe, und zittert davor, daß sie gedruckt werden möchte. Ich habe hier zwei Briefe von ihm über diesen Punkt gefunden. In dem einen sagt er mir: er habe Ewr. Majestät den jungen Villaume, den Dieselben zum Kopisten verlangen, geschickt, und ihm das Reisegeld bezahlt. Seine Briefe sind übrigens lauter Zärtlichkeit und Herzensgüte; er glaubt, mich nöthig zu haben.

In Lüttich sah ich ein Kabinet von Gemälden, unter denen zwei oder drei in die Gallerie zu Sanssouci zu kommen verdienten. Ich habe gebeten, man möchte mir das Verzeichniß davon schicken, ohne zu sagen, welchen Gebrauch ich davon machen wollte. Ew. Majestät werden es durch mich bekommen; und wenn diese Gemälde Denselben etwa gefällig wären, so weiß ich Jemand, der sie bei der Versteigerung kaufen könnte, und der eben so zu Werke gehen würde, wie Herr Mettra*) hier in dergleichen Geschäften.

*) Damaliger Bankier des Königs in Paris.

Auch in Ansehung des andern Auftrages, den Ew. Majestät die Gnade hatten mir zu geben, habe ich schon etwas gethan, und dieselben können versichert sein, daß er so gut als möglich und zu Dero gänzlicher Zufriedenheit ausgeführt werden soll, auf die man ernstlich denkt, und zwar ebenfalls in Herrn Mettra's Art.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

## 14.

Vincennes, d. 22. Aug. 1755.

Sire!

Ich habe die Ehre gehabt, Ewr. Majestät schriftlich und mündlich etwas von des Herrn von Voltaire neuem Trauerspiel: die Sinesische Waise, zu sagen. Man hat es vorgestern, den 20sten, zum erstenmal vorgestellt. Die besten Köpfe fällen folgendes Urtheil darüber: die Exposition des Stückes ist bewundernswürdig, und das Interesse von dem ersten Akte an so lebhaft, daß man, wenn es sich verhältnißmäßig vermehrte, den Athem darüber verlieren würde. Der dritte und vierte sind weniger feurig, und der fünfte hat, wie der in der Rettung Roms, einen etwas zu raschen Gang. Aber darin stimmt man durchgängig überein, daß das Stück vorzüglich geschrieben ist, und viele sentenzenartige Verse enthält, die alle aus den Situazionen hergeleitet sind; desgleichen auch jene Schönheiten im Detail, die nur Voltaire'n eigenthümlich zu sein scheinen. Indeß sind doch langweilige Stellen darin, welche die Vorsteher des Theaters (Herr d'Ar-

d'Argental und Andre) für die zweite Vorstellung abzukürzen unternommen haben. Sie wagen sich aber nicht an die Verse, welche diese Lücken wieder ausfüllen sollten; und so werden morgen mehrere Stellen mit vier männlichen oder eben so vielen weiblichen Reimen hinter einander vorkommen. Der Tyrann Gengiskan ist ein Charakter im Geschmack des Herzogs de Foix, der Ew. Majestät so sehr interessirt hat. Die Rolle der Prinzessinn ist unnachahmlich, und eben so die Clairon, von der sie gespielt wird.

Das, Sire, urtheilt man allgemein. Es gab Kabale unter den Schauspielern, weil sie gewisse Rollen verlangt und nicht bekommen hatten; desgleichen unter dem Publikum: aber endlich hat Alles dem Beifall der zahlreichsten und glänzendsten Versammlung nachgeben müssen.

Bei diesem Werke ist noch ein besondrer Umstand vorgefallen, der hinlänglich beweist, wie richtig der Verfasser in diesem Fache urtheilt. Als das Stück bei Herrn Argental von einigen Schauspielern und andern Leuten von Wissenschaften und Geschmack vorgelesen ward, kam man darin überein, daß der vierte Akt nothwendig geändert werden müßte; und man traf deshalb noch vor dem Abgange der Post sogleich die nöthigen Verfügungen. Der Verfasser hatte seiner Seits eben das gefunden, und schickte einen vierten Akt, der so abgeändert war, als wenn jene Bemerkungen ihm mitgetheilt worden wären. Marmontel macht, wie man sagt, Ansprüche auf den Stoff, da dieser mit seinem Egyptus übereinkommt; auch findet man einige

Situazionen darin, die aus dem Polieuktes und der Athalia genommen sind. Aber, wie dem auch seyn mag, bis jetzt wird über die Schönheiten des Stückes Alles vergessen.

Ein schlimmer Hals und ein schmerzlicher Rheumatismus halten mich seit vierzehn Tagen in meinem Zimmer, und haben mich verhindert, Gebrauch von einem Platze in einer Loge zu machen, die schon vor länger als einem Monat zu der ersten Vorstellung dieses Stückes gemiethet war. Die wenige Gesundheit, die mir mein äußerst großes Vergnügen und die Bewegung auf der Reise nach Wesel verschaft hatten, ist bald erschöpft worden; und nun, Sire, bin ich denn wieder in die Hypochondrie gefallen, die bei Personen, welche nicht so viele Seelenstärke haben, als Ew. Majestät, mit dem Zustande des Leidens unzertrennlich verbunden ist. Doch Dero Herzensgüte macht, daß Sie das, was Sie durch Ihren Heroismus bei vorfallender Gelegenheit an Sich Selbst muthig besiegen würden, an Andern nicht ohne Mitleiden sehen. Ich fühle ganz, Sire, wie sehr ich dieser Güte bedurfte und noch bedarf, und wage es, mir die Fortsetzung derselben als eine Wohlthat von Ewr. Majestät zu erbitten.

Der Herr Graf von Gisors ist vor einigen Tagen zu Metz in ein Bassin gefallen, und würde ertrunken sein, wenn nicht ein Soldat von der Lothringischen Garde sich selbst hineingestürzt hätte, um ihn herauszuziehen. Es wäre sehr Schade gewesen, wenn ein Mann, der, wie Ew. Majestät Selber gestehen, seine Bahn so schön zu laufen verspricht, so unglücklich gestorben wäre!

Die *Pucelle* geht auf allen Straßen im Manuskript umher. Ganz gewiß wird sie bald gedruckt. Der Verfasser äußert hierüber eine Unruhe, welche seine Freude über die gute Aufnahme der Waise zuverlässig sehr verringert.

Mit der tiefsten Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

## 15.

Paris, d. . Novemb. 1755.

Sire!

Des letzten Briefes, mit dem der Herr Abbé de Prades mich auf Ewr. Majestät Befehl beehrt hat, bedurfte ich recht sehr. Ich war in der schmerzlichsten Furcht, daß Ew. Majestät mir Dero Andenken und Gütigkeiten entzogen hätten, und ich betrübte mich darüber eben so herzlich, als ich, wie ich Denselben zu sagen dreist genug bin, Sie zu lieben weiß.

Die Sinesische Waise hat bei dem Druck etwas von ihrer Achtung verloren. Es giebt harte Verse, und noch andre darin, die man nicht sonderlich Französisch findet. Nur dem Spiel der Clairon hat Herr von Voltaire die erste günstige Aufnahme dieses Trauerspiels zu danken. — Das so wenig keusche, aber so lange versteckt gehaltene Mädchen (die *Pucelle*) ist eine freche Person, die itzt auf allen Straßen herumläuft. Man bietet sie in den Häusern für zwei Louisd'or feil. Thiriot hat von dem Verfasser eine Abschrift zugeschickt bekommen, die sehr kastrirt, und nicht die ächte ist, so wie Ew. Majestät sie haben. Der düstre Schleier des Wohlstandes kleidet diese Schöne nicht.

Man versichert, der Herzog von Nivernois werde zu Ende dieses Monats abreisen. Ew. Majestät kennen seinen Geist aus mehrern Werken von ihm, und Dieselben werden seine Sittsamkeit und Bescheidenheit lieben, die bisweilen bis zur Furchtsamkeit gehen soll. Aber Ew. Majestät wissen, daß Verdienst und hohe Geburt nicht immer hiervon befreien, und Dieselben haben übrigens alles das, was jene Furchtsamkeit erregen kann, in zu hohem Grade, als daß Sie nicht geneigt sein sollten, sie zu entschuldigen.

Aus den öffentlichen Nachrichten erfahre ich, Sire, was für angenehme und glänzende Feierlichkeiten Ew. Majestät in Charlottenburg veranstaltet haben *). Mich dünkt, ich sehe, wie Sie nachher mit Wollust wieder zu Ihrem stillen Aufenthalte in Potsdam zurückkehren. Dies interessirt mich mehr, als jede andre Lektüre. Ich versetze mich mit großem Vergnügen an die Oerter hin, wo ich so oft in Gedanken lebe, und die ich noch immer wiederzusehen hoffe. Weniger als diese Hülfsquellen meiner Imaginazion brauche ich auch nicht, Sire, um mich über mein wirkliches Schicksal zu täuschen. Die gänzliche Reform, die so eben in den Finanzen vorgenommen worden ist, bewirkt vielleicht, daß Herr von Sechelles sein Versprechen noch lange nicht erfüllt; und doch macht meine schlechte Gesundheit meine Bedürfnisse dringend. Sire, ich beschwöre Sie, mir gnädigst von neuem Beweise Ihrer mächtigen Protekzion zu geben. Wenn Ew. Majestät

*) Wegen der Vermählung des Prinzen Ferdinand von Preussen.

dem Herrn von Sechelles nur ein Wort zu meinem Besten sagten, so würde ihn das bewegen, mir einen Antheil an der Pachtung des Postwesens zu geben, die nächstens erneuert wird. Doch, wenn Ew. Majestät glauben, daß Sie nicht geradezu an ihn schreiben können, (was völlig entscheidend wäre;) so haben Sie nur die Gnade, gegen den Herrn Marschall von Belle-Isle etwas darüber zu äussern, noch einmal an den Herrn Baron von Knyphausen deshalb zu schreiben, und endlich in dem Ton der Theilnahme und der Güte mit dem Herzoge von Nivernois davon zu sprechen.

Nur zitternd bitte ich Ew. Majestät um diese Gnade; aber ich appellire an Dero gutes Herz. Dieselben werden geruhen, mein und meines Sohnes Glück durch ein Wort zu sichern, das, wie ich zu sagen dreist genug bin, Sie nicht kompromittiren wird. Dies hoffe ich, Sire, von Ihrer unbegränzten Güte gegen mich; aber die Zeit ist dringend; die Pachtung wird in diesem Jahre erneuert, und es ist äusserst wichtig für mich, daß mir Niemand zuvorkommt. Wenn mir diese Aussicht fehl schlägt, die mir eine sichere, ruhige und vielleicht die einzige für mich schickliche Lage zeigt; so werden alle meine Hofnungen so weit zurückgesetzt, daß sie beinahe gänzlich vernichtet sind. Bin ich nicht so glücklich, daß Ew. Majestät mir diese Gnade gewähren, so müsse ich doch wenigstens nicht so zu beklagen sein, daß Dieselben mir meine Dreistigkeit, Sie darum zu bitten, nicht verzeihen sollten!

Mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

16.

Paris, d. 21. Novemb. 1755.

Sire!

Man hat mir einen Aufsatz zugestellt, der mir wichtig genug schien, um Ewr. Majestät vorgelegt zu werden. Die Seifenfabrik, von der die Rede ist, könnte für Dero Staaten interessant sein, da es, wie ich glaube, keine dergleichen dort giebt. Wenn der Plan, den man vorlegt, Ihre Genehmigung erhielte, Sire, so würde ich die dabei interessirten Personen an Ewr. Majestät hiesigen Minister verweisen, damit er auf Ihr und Dero Unterthanen Interesse Rücksicht nehmen könnte.

Ich füge auch die Beschreibung von sechs Gemälden bei, Sire, die man mir angetragen hat, und die in ihrer Art Meisterstücke sind. Wenn Ew. Majestät glaubten, daß sie Denselben gefallen möchten, so würde ich sie den Herrn Baron von Knyphausen sehen lassen. Dieser könnte dann mit dem Besitzer, der bis itzt nicht genannt sein will, wegen des Preises eins werden. Die Stücke sind zwar vortreflich; aber ich fürchte, die Gegenstände derselben werden nicht nach Ewr. Majestät Geschmack sein, und ohnedies schienen Dieselben Sich eben nicht viel aus Miniaturgemälden zu machen.

Die *Pucelle* ist in Lüttich gedruckt worden, und man hat schon Exemplare sehr verstohlen hieher gebracht. Die Ausgabe ist nicht schön und voller Fehler, eben so wie die Abschriften, von denen es im Publikum wimmelt.

Ew. Majestät werden den Herzog von Nivernois mit allen Anekdoten unsrer Litteratur sehr bekannt finden. Er hat sich hier, so wie der Herr Marschall von Belle-Isle und die Frau von Pompadour, meiner schon bloß deshalb angenommen, weil man weiß, daß ich ein alter Diener Ewr. Majestät bin, dessen Dieselben Sich noch bisweilen gnädigst erinnern. Was darf ich nicht hoffen, Sire, wenn Sie dem Herrn von Nivernois zu äußern geruhen: ich sei wirklich so glücklich, noch einigen Theil an Ihrem Andenken zu haben! Durch die Aufhebung der Unterpachtungen sind die Wege zum Glück so verschlossen geworden, daß man sich nur vermittelst mächtiger Protekzionen Zugang dazu verschaffen kann. Die, mit der Ew. Majestät mich beehren, ist meine einzige Hofnung, und ich wage es, Sie um die Fortsetzung derselben mit dem ehrfurchtsvollen Vertrauen zu bitten, zu welchem Ew. Majestät mir gnädigst Erlaubniß gegeben haben.

Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

17.

Paris. d. 6. Febr. 1756.

Sire!

Hier sind, doch bis itzt noch ganz in der Stille, zwei Werke zum Vorschein gekommen, die gleich stark gesucht werden. Das eine ist ein Gedicht unter dem Titel: *le Plaisir* (das Vergnügen,) das man dem Herzoge von Nivernois zuschreibt. Ich

habe es noch nicht gelesen, aber, wie man sagt, entspricht es seinem feinen Geschmack und seinem Geiste, worüber Ew. Majestät, ein so guter Richter in diesem Fache, itzt selbst zu urtheilen im Stande sind. Das andre Werk ist von Herrn von Voltaire, und zwar ein Gedicht über die natürliche Religion, in vier Gesängen, wobei weder in Ansehung der richtigen Gedanken, noch des schönen poetischen Vortrags, etwas zu wünschen übrig bleibt. Kurz, es ist, nach dem Zeugniß der Kenner, das schönste Werk, das er jemals geschrieben hat. Da es Ewr. Majestät dedicirt ist, und da Dieselben bei Gelegenheit der Grundsätze, die darin vorgetragen werden, mehr als Einmal angeführt sind; so zweifle ich nicht, daß der Verfasser es Ewr. Majestät zugeschickt haben wird. Noch ist es nicht gedruckt, und man kann auch nicht einmal eine Abschrift davon bekommen.

Ich wage es nicht, mit Ewr. Majestät von dem zu reden, was itzt in ganz Europa zum Gespräche dient. Alle die Aussichten, die es eröfnet, machen stärkern Eindruck auf mich, als ich es sagen kann. Mein Geschick, Sire, hat mir ein doppeltes Vaterland gegeben; ich bin ein geborner patriotischer Bürger des einen, und an das andre ewig durch Dankbarkeit gefesselt. Es machte mir unendliches Vergnügen, daß ich bisher Wünsche thun konnte, in welchen immer beide vereinigt waren. Der Zeitpunkt, der sie trennen könnte, wird nie aus meiner Seele kommen, und mich stets mit der lebhaftesten Theilnahme erfüllen. Ich bitte Ew. Majestät, dieses Geständniß der so lautern und so beständigen Er-

gebenheit gegen Dieselben zu verzeihen, welche Sie an mir kennen.

Mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

## 18.

d. 2. März 1756.

Sire!

Habe ich jemals einen großen Beweis von Ewr. Majestät unbegränzter Güte erhalten, so ist es gewiß die Art, mit welcher Sie mir zu verzeihen geruhen, daß Sie an Einem Tage zwei Briefe mit eben denselben litterarischen Nachrichten von mir erhielten. Ich kann diese anscheinende, meiner Hochachtung für Ew. Majestät nicht gemäße Unbesonnenheit nur so rechtfertigen, daß ich Denselben die Wahrheit mit der Offenherzigkeit sage, die Sie lieben, und die ich Ihnen gelobt habe.

Meine Unruhe über die Londoner Konvenzion, Sire, entsprang aus einer reinern und bessern Quelle, als aus dem Gerede des Volkes. Da ich diesen Brief auf eine sichere Art nach Berlin schicke, so unterstehe ich mich, Ewr. Majestät zu sagen, daß die gemeinschaftlichen Feinde Frankreichs und Ewr. Majestät sich bei dieser Gelegenheit alle mögliche Mühe gegeben haben, um zwei Mächte, die zu einer Wiedervereinigung so sehr geschickt sind, gänzlich zu trennen, und daß man auch alle Verführungsmittel anzuwenden gesucht hat, um dies zu bewirken.

Aus der Sache selbst, Sire, schöpften eben diese Feinde ihre gefährlichen Argumente nicht. Man gesteht ziemlich allgemein, daß Ew. Majestät das

gethan haben, was Ihr Interesse in dem gegenwärtigen Zeitpunkt ohne Zweifel erforderte, indem Sie die Ruhe in Deutschland sicherten, wodurch auch ganz Europa wenigstens vor einem Landkriege gesichert werden kann. Nur über die Art, wie, hat man Erbitterung zu erregen gesucht. Kurz, noch einmal: die gemeinschaftlichen Feinde, oder die, welche es mit ihnen halten, haben sich alle möglichen Vorstellungen erlaubt, um den Umstand, daß Ew. Majestät bei dieser Gelegenheit geheimnißvoll gegen unsern Hof verfahren zu müssen geglaubt haben, in das nachtheiligste Licht zu setzen.

Mitten unter diesen Bewegungen, und ganz voll davon, daß ich hier selbst die Ewr. Majestät und Dero Interesse am stärksten geneigten Personen solche Folgerungen daraus herleiten sah, wagte ich es, Denselben am 6. v. M. bei meiner Zurückkunft von Versailles zu schreiben. Aber, da ich wohl fühlte, daß es mir vielleicht nicht geziemte, Ewr. Majestät so etwas vor Augen zu legen: so schickte ich meine beiden, verschiedentlich bezeichneten Briefe dem Herrn Baron von Knyphausen, und äußerte ihm dabei, was ich Ewr. Majestät über die gegenwärtigen Umstände zu schreiben wagte, und daß, welche Gefahr ich auch bei Denselben durch diesen dreisten Schritt laufen möchte, mein Eifer mich doch dazu antreiben würde, wenn er glaubte, es sei für das gemeinschaftliche Interesse vortheilhaft, daß Ew. Majestät auch durch Andre, als durch ihn, Nachricht bekämen, welche Eindrücke unser Hof in der jetzigen Periode fühlt. Dieser Minister, Sire, weiß besser, als sonst Jemand,

wie weit ich, ohne meinem Vaterlande zu nahe zu treten, in meinen Gesinnungen für Ew. Majestät gehe. Ich hatte die Briefe verschiedentlich bezeichnet, damit er selbst nach seinen eignen Einsichten entschiede, welcher von Beiden weggeschickt werden sollte, und damit er den andern verbrennen möchte. Ohne Zweifel ist ein Versehen dessen, der das Paket gemacht hat, Schuld daran, daß alle beide Ewr. Majestät zugeschickt worden sind.

Nun wissen Dieselben den wahren Zusammenhang eines Vorfalls, der Ihnen so lächerlich hat vorkommen müssen, daß gerade nur Sie Selbst ihn entschuldigen konnten. Erlauben Sie mir, Sire, diesen neuen Beweis von Dero Güte Ewr. Majestät Kenntniß von meinen Gesinnungen gegen Dieselben beizumessen. Ich erbitte mir von Ihnen die Gnade, mich immer nach diesem Grundsatze, der sich nie ändern wird, zu beurtheilen, und mich über meine Furcht zu beruhigen, daß meine Dreistigkeit bei dieser Gelegenheit Denselben mißfallen haben möchte. Ew. Majestät wissen nun, daß sie nicht von einem lächerlichen Dünkel, sondern bloß durch meinen Eifer und meine Ergebenheit gegen Ew. Majestät und gegen mein Vaterland veranlaßt worden ist.

Ich bin u. s. w.

# Briefe von Herrn Grimm.

## I.

Paris, d. 19. März 1781.

Sire!

Wenn ich es wagte, Sie so oft mit meinen Briefen zu beunruhigen, als das Andenken an Ihre Güte mich beschäftigt und ganz erfüllt; so würde meine Korrespondenz bald das tägliche Brodt von Sanssouci werden, und ein Monarch, dessen Ruhe ganz Europa verehrt, so wie es seine Heldenthaten bewundert hat, unaufhörlich einem überlästigen nie endenden Geschwätz ausgesetzt sein. Wie ist es also möglich, daß ich bei so guten Dispositionen so viele Monate habe hingehen lassen, ohne an Ew. Majestät zu schreiben, und ohne Denselben meine ehrfurchtsvolle Erkenntlichkeit für den gnädigen Brief zu Füßen zu legen, mit dem Sie mich im vorigen Herbste beehrten? Weil ich beständig bemerkt habe, daß es in dieser Welt nur den großen Leuten nicht an wahrhafter Muße fehlt, daß nur ihnen Zeit übrig bleibt, Gedichte zu machen, kleine Schriften zu schreiben, und die Flöte zu blasen, als wenn sie nicht ihre Staaten und ganz Europa zu regieren hätten; indeß die kleinen immer unter

ihren Beschäftigungen erliegen. Ich bin also genöthigt, die lächerlichste und leidigste Sache einzuräumen: daß ich von meinen geringen und unbedeutenden Geschäften zu Boden gedrückt und in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt worden bin, sogar meine große Kaiserinn, nebst ihrem erhabnen Alliirten und Obristlieutenant zu vernachlässigen.

Nichts ist so genau passend, Sire, als dieser Charakter, den Sie anzunehmen für rathsam finden. Er setzt zwar Ew. Majestät eine Stufe unter mich; indeß ist es doch ganz gewiß, daß der große Friedrich und die große Katharine gegenseitig bei einander Obristlieutenants gewesen sind, und sich Beide so gut dabei befunden haben, daß sie ihren Dienst auf diesen Fuß bis an das Ende der Welt fortsetzen könnten. Doch ich, Sire — Dank sei es meinen kleinen und unendbaren Geschäften! — ich wäre beinahe vom Schauplatz abgetreten. Ich bin im letzten Herbste nur acht oder zehn Tage krank gewesen; aber diese zehn Tage der Unterwerfung gegen die Befehle des Aeskulaps Tronchin haben mich auf den ganzen Winter heruntergebracht, und ich kann mich nur erst seit einigen Tagen als wieder hergestellt, und den Klauen der Aerzte entronnen ansehen.

Dies ist die wahre Ursache des langen Stillschweigens, das ich beobachtet habe. Indeß hat es mich nicht gehindert, mit Hülfe der Zeitungen Ew. Majestät Schritt für Schritt zu begleiten, mich in Dero Gefolge in die Berlinische Oper einzuschleichen, mich am Neujahrstage an Ewr. Majestät Kabinetsthüre einzufinden, um den Monarchen her-

auskommen zu sehen, der bei seinem Erscheinen eben so von Ruhm strahlt, wie die Sonne von Licht; besonders aber den 24sten Januar mit der Freude zu feiern, wozu Ewr. Majestät blühende Gesundheit anreizt und berechtigt. Aber, ehe ich es wagte, die Feder zu nehmen, wollte ich erst warten, bis die Wiederkehr des Schlafs mein allzu heftig wallendes Blut beruhigt hätte.

Ew. Majestät schränken Sich, indem Sie meiner schönen Prophetengabe Gerechtigkeit widerfahren lassen, auf die Kenntniß des Vergangenen ein, und wollen Sich nicht die Mine geben, die Zukunft zu errathen. Sie begnügen Sich damit, sie vorzubereiten, und überlassen die Gabe der Weissagung dem Troß des Publikums. Sie haben von Ihrem Ahnhern Jupiter das Vorhersehen bekommen, bekümmern Sich aber nicht um das Vorherwissen, diese über und über theologische Kraft. Also werden Ew. Majestät Sich nicht die Mühe nehmen, uns zu sagen, ob wir in diesem Jahre Frieden bekommen, ob die Holländer in der bewaffneten Neutralität figuriren, und ob wir eine Trinität von Vermittlern haben werden, ohne welche, wie mich mein Katechismus lehrt, kein Heil zu hoffen ist. Dieses große Beispiel von Zurückhaltung sollte den Herrn Obristen eben so geheimnißvoll machen; aber er hat vor Ewr. Majestät keine Mysterien. Er sagt: da seine Kaiserinn ihn zum Veteran gemacht habe, ohne daß er Rekrut gewesen sei, so schließe er daraus, er könne eine Stelle unter den Invaliden verlangen. Er bleibt also Oberster apraxin, oder ohne Praxis und unnütz, doch immer mit der

Bedingung, daß er, wenn die Kaiserinn auf den Gedanken kommt, „Marsch!“ zu ihm zu sagen, es sich nicht zweimal wird befehlen lassen. Auf der Stelle macht er dann sein Bündel, um nach Petersburg zu eilen, wobei er es indeß nicht vergißt, seine Andacht in dem Tempel des Ruhms zu verrichten, der zwischen der Spree und der Havel liegt. Das hat er mit seiner erhabnen Monarchinn verabredet. So lange sie nicht spricht, bleibt er ruhig. Indessen vertreibt er sich die Zeit damit, daß er in Paris und Rom, so viel er kann, ihr Geld ausgiebt, und wird in Antiken, Gemälden und andern unnützen Dingen ein sehr theurer Mann für Rußland.

Herr d'Alembert hat mir eine Schrift von dem neueren Mark-Aurel über die Litteratur seines Vaterlandes zugestellt, und ich habe dies königliche Geschenk mit der tiefsten Ehrfurcht und der lebhaftesten Dankbarkeit angenommen. Mark-Aurel Friedrich hat unter andern auch das mit dem Mark-Aurel Antonin gemein, daß er, so wie dieser das Lateinische verschmähete und Griechisch schrieb, nicht in seiner Sprache schreiben mag, und die Sprache Racine's und Voltaire's vorzieht. Die Deutschen sagen: die Geschenke, die er ihnen ankündige und verspreche, hätten sie größtentheils schon; ihre Sprache sei nicht mehr das barbarische, rauhe, weitschweifige, verwickelte Rothwelsch, das man vor funfzig oder sechzig Jahren schrieb; sie habe Harmonie, Numerus, Präzision und Stärke bekommen, und, da sie an sich selbst sehr reich sei, sich bald in alle nur wün-

schenswerthe Formen gefügt. Ich für mein Theil lebe seit meiner frühesten Jugend außer meinem Vaterlande, kann seit vielen Jahren beinahe gar keine Zeit auf die Lektüre wenden, und bin nicht im Stande, diesen Prozeß zu schlichten; aber so viel ist wahr, daß man mir jedesmal, wenn ich durch Deutschland gereist bin, vollkommen gut geschriebene Sachen gezeigt hat, in denen ich das altdeutsche Rothwelsch nicht mehr gefunden, und daher den Schluß gemacht habe: mit den Köpfen in Deutschland müsse eine große Revoluzion vorgegangen sein. Dies schien mir denn auch ganz begreiflich. Ein Land, das in Einem Jahrhundert einen Friedrich und eine Katharine geboren hat, war in meinen Augen das erste in der Welt; und da die Natur Alles durch Mittheilung wirkt, so dünkte mich: zwei solche Phänomene hätten nicht einzeln bleiben können, und müßten das größte Gefolge gehabt haben, obgleich kein Souverän auf den Gedanken gekommen sei, dies aufzumuntern.

Besonders hat mich in Mark-Aurel's Schrift die Sorgfalt für die Verbesserung der Studien gerührt, die man auf jedem Blatte bemerkt. Man sagt: selbst von dieser Seite sei in Deutschland eine große Revoluzion vorgegangen; doch habe man sie in den katholischen Ländern stärker bemerken können, als in den protestantischen; vielleicht deshalb, weil die letztern, da sie bei der Reformazion das Hauptsächlichste schon gethan hatten, in der Folge träger geworden sind, da hingegen bei den Erstern, weil sie sich von dem ganzen Schmutz der Unwissenheit und des Aberglaubens befreien mußten, die Verän-

derung

derung merklicher und auffallender ward. Wie man sagt, hat ein Prälat von Sagan*), Ewr. Majestät Unterthan, viel zu dieser Revoluzion beigetragen. Am Rhein hat der Baron von Dalberg, Domherr in Mainz und Statthalter von Erfurt**), große Dienste geleistet. Der Freiherr von Fürstenberg ***), den ich ohne weitere Umstände zum Bischof von Münster gemacht hätte, wenn der heilige Geist nicht auf den Erzherzog Maximilian herabgekommen wäre, hat den Westfälingern Antheil an diesen Wohlthaten gegeben; und die Bemühungen dieser drei Männer sind bis nach Oestreich vorgedrungen, wo die fromme Maria Theresia zugelassen hat, daß man Normalschulen errichtete; vielleicht ohne die mittelbaren Wirkungen zu ahnen, die mit einem vernünftigen und von einem Ungereimtheitsschwall befreieten Institut unzertrennlich verbunden sind.

Möchte Mark-Aurel Friedrich Zeuge des schönen Tages sein, den er seinem Vaterlande verkündigt, und bis zum letzten Ziele des menschlichen Lebens des unsterblichen Ruhmes genießen, den ihm sein Land und sein Jahrhundert schuldig ist! Dies sind die beständigen Wünsche des Russischen Obersten, der Ihnen die tiefste Ehrfurcht zu Füßen legt, mit der er sein ganzes Leben hindurch sein wird u. s. w.

*) Der vor einiger Zeit in Presburg verstorbene Felbiger.

**) Jetziger Koadjutor von Mainz.

***) Bruder des Fürstbischofs von Hildesheim.

2.

Paris, d. 29. Junius 1781.

Sire!

Ich habe auf den Brief, mit dem Sie mich unter dem ersten April zu beehren geruheten, nicht eher geantwortet, weil ich es nicht wagte, Ew. Majestät in Ihren militärischen Arbeiten oder Belustigungen zu stören. In Herkules Jahrhundert nannte man so etwas: Arbeiten; aber in Friedrichs Säkulum: seine Belustigung; denn seine Arbeiten, so wie sie in dem Tempel des Ruhms aufgezeichnet sind, waren etwas ernsthafter. Man beklagt sich in diesem Tempel, daß Ew. Majestät Sich aller vier Mauern bemächtigt, und gar keinen Platz für Dero Zeitgenossen übrig gelassen haben, die doch mit ihren Thaten und Unternehmungen auch gern ein kleines Feld darin anfüllen wollten; doch das geht mich nichts an, und ich mische mich nicht in die Angelegenheiten der Großen. Auch wage ich es nicht mehr, mich bei Ewr. Majestät mit dem Interesse meiner Nazion zu befassen. Sie hat mich zu jung von sich ausgestoßen, als daß ich von allen ihren Vortheilen Nutzen ziehen könnte, und sie braucht einen besser unterrichteten, besonders aber einen beredtern Advokaten. Wenn der große Quintus*) noch lebte, so würde ich sie seinem Eifer empfehlen. Ich für mein Theil, Sire, werde mich immer sehr lebhaft daran erinnern, mit welchem Feuer Ew. Majestät mir einmal den ganzen Anfang

*) Der Oberst Guichard, dem der König den Namen Quintus Icilius gab, und der viele Jahre hindurch sein litterarischer Gesellschafter war.

*der Asiatischen Banise* vordeklamirten. Diese vortrefliche Stelle konnte sich neben Racine'ns und Voltaire's schönsten Tiraden, neben der Kriegeskunst und neben dem Gedichte zur Ehre der Polnischen Konföderirten, erhalten! Indeß gestehe ich, daß man heut zu Tage in Deutschland nicht mehr in diesem Geschmacke schreibt, und daß die deutsche Sprache sich im Ton und Gange völlig geändert hat.

Ew. Majestät haben die Gnade, mich auf die Trümmer von dem schönen Jahrhundert Ludwig's XIV zu verweisen, um in Frankreich eine reiche Aerndte zu halten; aber ich fürchte, diese Aerndte würde sehr dürftig ausfallen: denn seitdem uns der große Voltaire entrissen ward, ist auf den harmonischen Gesang der Nachtigallen eine tiefe und schauderhafte Stille gefolgt, die nur von Zeit zu Zeit durch das widrige Krächzen einiger Unglücksvögel unterbrochen wird.

Ich bin verläumdet worden, Sire, da mich Leute zum Führer eines jungen Russen von Stande gemacht haben. Man hat hier unter dem Monde Mühe genug, sich selbst zu leiten, und man muß sehr voll Dünkel sein, wenn man noch Andre führen will. Ich habe dieses Geschäft Einmal in meinem Leben getrieben, aber nur auf eine kurze Zeit, und auf die Bitte einer Fürstinn, der ich nichts abschlagen konnte. Uebrigens thut man für einen Fürsten des Heiligen Römischen Reiches wohl etwas, das man nicht für einen Russischen Edelmann thut. Es ist Schade, daß die Kaiserinn mich so spät zum Obersten gemacht hat; nun habe ich nicht einmal mehr

Hofnung, eines Tages ein grünes Regiment mitten durch Gefahren zum Siege zu führen!

Ich bin Willens, Sire, auf eine kurze Zeit nach Spaa zu reisen, um Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Heinrich meine Aufwartung zu machen. Beinahe hätte ich bei dieser Gelegenheit einen frevelhaften Wunsch gethan; nehmlich: Ewr. Majestät Gesundheit möchte so schlecht sein, daß Sie des dortigen Wassers bedürften; dann würde ich das unschätzbare Glück haben, Den noch einmal zu sehen, der die Augen seines Jahrhunderts auf sich heftete, und auch die Blicke der Nachwelt an sich ziehen wird. Keinen Weg würde ich zu lang finden, um dieses Glückes zu genießen.

Allenthalben, wo ich bin, Sire, werden Ew. Majestät einen sehr treuen, aber leider auch sehr unnützen Diener haben. Das zu sein, verpflichtet mich meine Russische Uniform, und noch mehr mein Herz. Ich werde an jedem Orte Ewr. Majestät Befehle mit der tiefsten Ehrfurcht annehmen, die ich zu Dero Füßen lege und mit der ich bin u. s. w.

3.

Paris, d. 8. Septemb. 1781.

Sire!

An dem glänzenden Glück auf meiner Reise nach Spaa fehlte nur noch Eins, und das danke ich itzt der Gnade Ewr. Majestät. Se. Königl. Hoheit der Prinz Heinrich überhäuften mich mit tausend Gütigkeiten; ich erhielt hinter einander drei allerliebste Briefe von meiner erhabnen Monarchinn; sah we-

nigstens dreimal, und auf längere Zeit als eine Viertelstunde, Joseph II. zwischen Heinrich und mir sitzen; hörte ihn von Ewr. Majestät sprechen; war Zeuge von der äußerst großen Achtung, die er dem Prinzen bewies, dem er nicht verhehlte, daß er hauptsächlich seinetwegen nach Spaa gekommen sei; hörte ihn über die Frau Prinzessin von Oranien reden, deren kurzer Besuch in Spaa keine von den geringsten Freuden auf meiner Reise gewesen ist; und faßte Alles auf, was Joseph mir von meiner Selbstherrscherinn sagte, für die ich mich immer sehr interessire. Was fehlte mir also bei so vielem Glücke noch? Daß ich einen Brief von Ewr. Majestät erhielte; und der kam am Ende wirklich. Besonders sah ich aber mit Wollust die Ehrenbezeigungen, welche alle auf diesem allgemeinen Kaffeehause von Europa versammelte Nazionen einem Prinzen zu erweisen sich bestrebten, der an Ewr. Majestät ruhmvollen Heldenthaten so oft Antheil gehabt hat, und dessen hervorragende Eigenschaften, dessen interessante Unterhaltung, dessen Verstand und Einsichten, dessen beispiellose Herablassung und Gnade Allen, welche die Jahreszeit hieher gezogen hatte, länger als sechs Wochen täglich zu Gegenständen der Unterhaltung und der Bewundrung gedient haben. Besonders entstand zwischen den zwei rivalirenden Nazionen, der Englischen und der Französischen, ein Streit, welche von beiden ihm ihre Hochachtung am besten bezeigen würde; abes es macht mir Vergnügen, wenn ich glaube, die Französische Nazion habe in diesem Kampfe gesiegt. Wenigstens sind die Eindrücke bei ihr sehr lebhaft gewesen, wie ich aus Al-

lem sehe, was die, welche nach und nach aus Spaa wieder zurückkommen, von dem dortigen Aufenthalte Sr. Königl. Hoheit sagen; und, nach der angenehmsten Sommer-Kampagne, werde ich nun das unaussprechliche Vergnügen haben, daß ich diesen Winter in meinem Quartiere zu Paris keinen Schritt thun kann, ohne von dem Helden reden zu hören, in dessen Gefolge ich den Feldzug machte.

Ew. Majestät werden mir sagen: womit man umgehe, das hange einem an, und wenn man lange Oberster sei, gebe man allen seinen Wendungen ein militärisches Ansehen. Ich muß mich wohl als einen berühmten Mann betrachten, Sire, da Ew. Majestät Sich so herablassen, daß Sie alle die Destillirkolben herzählen, auf welche die göttliche Vorsehung, weil es ihr so gefiel, mich gebracht hat. Indeß wage ich es doch, meinem erhabnen Geschichtschreiber vorzustellen, daß ich kein Recht dazu habe, mich als Oberster der Preobaczinskischen Garde zu charakterisiren. Bin ich Oberster der größten Kaiserinn, so mag ich wohl nur zu einem Invaliden-Regiment gehören; und das ist für mich schon Ehre genug. Ich bekleide auch noch einige andre Würden, die Ewr. Majestät entgangen sind. So habe ich z. B. seit acht Jahren von der Kaiserinn aller Reussen ein Patent als Narrenholz, das Ihro Majestät die Gnade hat, täglich zu konfirmiren. Ihrem letzten Briefe zufolge, Sire, könnte ich mich sogar als Witzscheibe des großen Friedrichs qualifiziren; aber man muß gegen die Eitelkeit auf seiner Hut sein. Ew. Majestät schießen nicht mit tödtlichen Pfeilen, wie Ihr Schutzgott Apoll; Ihre

Gnade geruhet, ehe Sie sie abschießen, die Spitze abzustumpfen, und man ist eine armselige Witzscheibe, wenn man nur abgestumpfte Pfeile auffängt. Das sicherste ist also, daß ich mich in meinen Waldstörchel-Mantel hülle *), und mich mit einem halben Dutzend Titel begnüge, ohne nach neuen Würden zu streben.

Ew. Majestät hätten mich beinahe heftig erschreckt, da Sie mir etwas von dem Verluste des Abbé Coyer sagen, von dem ich noch nichts gehört hatte. Noch habe ich seit meiner Zurückkunft nicht untersuchen können, ob dies Unglück gegründet ist; lieber will ich hoffen und zweifeln. Besonders schmeichle ich mir mit Vergnügen: dieses armselige Blatt werde Ew. Majestät glücklich von der Reise nach Schlesien zurückgekommen und im Schooß der Ruhe finden. So sehr ich auch Russischer Oberster bin, so werde ich doch Berlin nie als ein Wirthshaus auf dem Wege nach Petersburg ansehen; sondern, wenn der Herr mich jemals wieder in das Allerheiligste von Potsdam oder Sanssouci führt, zu den Füßen Ewr. Majestät den Gesang des alten Simeons anstimmen: *Nunc dimittis servum tuum &c.* **)

Ich bin u. s. w.

*) Herr Grimm hat im Jahre 1753 unter dem Titel: *Le petit prophète de Bœhmisch-Broda*, (der kleine Prophet von Böhmisch-Broda) eine witzige Satire geschrieben, worin er sich unter dem Namen: Waldstörchel, über die damalige Pariser Oper lustig macht.

**) Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren ꝛc.

4.

Paris, d. 24. Jan. 1782.

Sire!

Ew. Majestät haben zu vielen Glanz auf meine Reise nach Spaa zu werfen geruhet; deshalb hat es dem himmlischen Vater gefallen, mich wie eines seiner lieben Kinder zu behandeln, d. h. mich unmittelbar hinterher zu züchtigen, ehe der Hochmuthsteufel in mein Herz einkehren und es verderben könnte. Als ich von meiner Reise nach Spaa, die das erste unter den mit Lorbeern bekrönten Häuptern gefeiert hat, zurück war, machte ich ganz in der Stille eine Ritterfahrt nach Deutschland, und fand bei meiner Zurückkunft nach Paris zu Ende des Oktobers einen allerliebsten und unschätzbaren Brief von eben diesem ersten Haupte. Ich war im Begriff, Sire, darauf zu antworten, und Ewr. Majestät mein Dankopfer zu Füßen zu legen, als ich in eine Krankheit fiel. Freilich bin ich, da es seit dem Tode des großen Tronchin keine Aerzte mehr giebt, nur durch eine äußerst strenge Diät einer sehr ernsthaften Krankheit ausgewichen, weil ich Geduld genug gehabt habe, die Krisis der Natur abzuwarten; aber ich bin auch noch nicht gänzlich wieder hergestellt, und es fehlt noch viel daran, daß ich ein Siegeslied anstimmen könnte. Da die Kaiserinn, meine Suveräne, Ewr. Majestät den Titel meines Archiaters, oder ersten Leibarztes gab, weil sie wußte, Sie hätten mir dadurch, daß Sie mich nach Karlsbad schickten, das Leben gerettet: so muß ich Ihnen denn gestehen, daß ich

mitten in meinem glänzenden Aufenthalte zu Spaa einen großen Fehler begangen zu haben glaube; nehmlich, daß ich das Wasser vor Langerweile trank. Es ist zu tonisch für mich. So lange ich in den Feldern umherlaufen, mir Bewegung machen und mich ermüden konnte, ging es sehr gut; aber als ich meine sitzende Lebensart wieder anfangen mußte, fühlte ich ein Austreten meiner Galle, die mir beinahe einen schlimmen Streich gespielt hätte, und die ich noch immer nur mit vieler Mühe in Ordnung bringen kann.

Doch es ist billig, daß man für seine Fehler Züchtigung leidet. Und nun hätte ich denn meinen erhabnen Leibarzt lange genug von einer Gesundheit unterhalten, die ich ihm beinahe seit acht Jahren zu verdanken habe. Ich bin nur deshalb so umständlich gewesen, weil ich Ewr. Majestät beweisen wollte, wie sehr es mich geschmerzt hat, daß ich so viele Zeit mußte vorübergehen lassen, ohne Denselben meine Dankbarkeit bezeigen, und ohne Ew. Majestät mit der tiefsten Ehrfurcht an meine alte Ergebenheit erinnern zu können. Darüber, daß ich mit dem Fieber auf meinem Bette lag, als man bei Hofe und in der Stadt die Geburt eines Dauphins feierte, tröstete ich mich; aber darüber konnte ich es nicht, daß ich nicht im Stande war, die Feder zu halten, und an Ew. Majestät zu schreiben.

Wenn Ew. Majestät Dero Glas Wasser an der Seite Ihrer alten Freundinn, der Allherrscherinn, trinken, und mir dann erlauben wollen, hinter Ihrem Sitze zu stehen und es Ihnen zu rei-

chen: so würde ich (da ich beinahe gewiß bin, die Einwilligung meiner erhabnen Souveräne zu erhalten) gern versprechen, alle meine vergangene Größe zu vergessen, um mich einzig und allein an diese zu halten. Nach dem Besuch des Herrn Grafen von Falkenstein habe ich der Kaiserinn vorgeschlagen: sie möchte neben ihrem Pallast, entweder in Petersburg oder in Zarskoe-Selo, ein Gasthaus mit dem Schilde zu den drei Königen bauen lassen, es für Wassertrinker von Ewr. Majestät Schlage aufheben, und mich nicht zum Wirth, sondern zum Markör darin ernennen; aber Sie sehen wohl, Sire, daß die Bescheidenheit, mit der man von dergleichen Besuchen reden hört, es nicht erlaubt, daß man mein Schild annimmt, oder daß man seinem invaliden Obersten die Markörstelle giebt, um die er sich bewirbt.

Ich fange an zu verzweifeln, Sire, daß ich jemals Ewr. Majestät Begriffe von meinen Hyperboreischen Würden und Titeln berichtigen werde, zumal da ich gar kein von dem Fürsten Potemkin unterschriebenes Patent aufzeigen kann, und alle meine Prärogativen nur von der bloßen und besondern Gnade meiner erhabnen Wohlthäterinn besitze. Da unter allen meinen Titeln der Titel Marterholz am meisten hervorsticht, so war ich so dreist, mir zu schmeicheln, ich könnte auch den Titel: Witzscheibe Ewr. Majestät, damit verbinden; ich hielt nehmlich Marterholz und Witzscheibe für leibliche Geschwisterkinder. Aber die Definizion des Vegez, (der, wenn er zu unsrer Zeit gelebt hätte, seine Definizionen an den Ufern der

Spree und der Havel würde gesucht haben,) bringt mich gänzlich aus der Fährte. Ew. Majestät haben, statt Pfeile auf mich abzuschießen, mich nur mit Gnade und Wohlthaten überhäuft; und solchen Pfeilen kann ich nichts entgegensetzen, als Vertheidigungswaffen: meine Erkenntlichkeit, und meine leider unnütze Ergebenheit. So sehe ich denn wohl, daß ich mich entwitzscheiben muß.

Sire, heute ist großes Getümmel in der Hütte des Marterholzes, das seine Witzscheibenwürde verloren hat. Man feiert darin einen der festlichsten Tage des Jahres: den 24sten Januar. *) Möge der erhabne Gegenstand meiner Wünsche ihre Wirksamkeit bis zu dem entferntesten Ziel des menschlichen Lebens erfahren! Man sagt: seine Gesundheit sei nie vollkommner und fester gewesen. Dieser Umstand macht denn die Feier des Tages in der Hütte vollständig.

Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

5.

Paris, d. 31. Oktober 1783.

Sire!

Der Brief, mit dem Ew. Majestät mich unter dem zweiten dieses Monats beehrt haben, hat mich mit der lebhaftesten Erkenntlichkeit durchdrungen; aber ohne einen besondern Umstand würde es mir gerechte Diskretion nicht erlaubt haben, die Arbeiten oder die Muße Ewr. Majestät so bald zu stören. Da

*) Kaum ist wohl die Anmerkung nöthig, daß dies der Geburtstag des Königs war.

der Herr Baron von Golz sich in Fontainebleau aufhält, so wird er Herrn d'Alembert's Tod vielleicht nicht früh genug erfahren, um ihn noch mit der heutigen Post schreiben zu können. Dieser Mann, der besonders durch die Gütigkeiten und Wohlthaten berühmt ist, mit denen Ew. Majestät ihn dreißig Jahre hindurch beehrt haben, hat seine Laufbahn am 29sten Morgens um sieben Uhr geendigt. Das Leben war für ihn nicht mehr ein wünschenswerthes Gut. Seine Kränklichkeit hatte sich bis zu einem solchen Grade vermehrt, daß er durch die häufige Besorgniß und Furcht seiner Imaginazion Unruhe erregte. Da er sich jeden Augenblick bedrohet glaubte, so konnte seine von Natur schwächliche Konstituzion diesem unnatürlichen Zustande nicht lange widerstehen; und die Auszehrung, die darauf folgte, rührte eben so sehr von seiner Kleinmüthigkeit, als von seinen körperlichen Leiden her. Denen, die ihn aufmunterten, den letztern ein wenig Muth entgegenzusetzen, gestand er ohne Zurückhaltung, er habe keinen; und er erregte bei ihnen um so größeres Mitleiden, da er sie aller Mittel, ihn zu trösten, beraubte, und da seine äußerst große Schwäche ihn auch jähzornig und heftig gemacht hatte. So kann das Schicksal, wenn es eine von unsern Fibern zersprengt, unsern philosophischen Stolz demüthigen, und uns den Kindern gleich machen, die wir mitleidig ansehen! In kurzer Zeit sind drei große Mathematiker einander nachgefolgt: Bernoulli, Euler und d'Alembert; die königliche Akademie in Berlin hat also einen dreifachen Verlust erlitten. Ich weiß nicht,

wen das Loos treffen wird, in der Französischen Akademie die Lobrede auf Herrn d'Alembert zu halten; aber wer es auch sein mag — die Säle des Louvre's werden an dem Tage von Ewr. Majestät dauernden Wohlthaten und Gütigkeiten gegen den wiederhallen, der beinahe die Hälfte seines Lebens hindurch der Gegenstand derselben gewesen ist.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

6.

Paris, d. 28. Novemb. 1783.

Sire!

Als ich den Brief erhalten hatte, mit dem Ew. Majestät mich unter dem 11ten dieses Monats zu beehren geruhet haben, ließ ich es meine erste Sorge sein, den darin enthaltenen Befehl wegen der Korrespondenz zu erfüllen, womit Herr d'Alembert einen großen Theil seines Lebens hindurch beehrt worden ist. In dieser Absicht glaubte ich mich an den Herrn Markis von Condorcet wenden zu müssen, den d'Alembert zu seinem Universalerben ernannt hat. Ich habe zwei Antworten von ihm bekommen. In der ersten sagt er mir, daß Ewr. Majestät Briefe in den Händen des Herrn Watelet, Mitgliedes der Französischen Akademie befindlich sind, der einer von Herrn d'Alemberts Testamentsvollstreckern ist. Als ich gerade im Begriff war, an diesen zu schreiben, schien mir ein zweiter Brief von dem Herrn von Condorcet diesen Schritt unnöthig zu machen. Ich nehme mir die Freiheit, Sire, Ewr. Majestät beide Briefe vor

Augen zu legen, ob sie gleich nicht zu diesem Endzweck geschrieben sind; sie können Ewr. Majestät beweisen, daß ich Dero Befehle pünktlich erfülle, und daß auch die Personen, bei denen die Korrespondenz deponirt ist, dieselben mit Ehrfurcht befolgen werden.

Der Markis von Condorcet, beständiger Sekretär der Königlichen Akademie der Wissenschaften und eins von den vierzig Mitgliedern der Französischen Akademie, ist aus einer altadlichen Familie des Königreiches, und hat vor kurzem seinen Oheim verloren, welcher Bischof von Lisieux war. Sein Geschmack an den höheren und den schönen Wissenschaften hat ihn von seiner zartesten Kindheit an zu der Litteratur hingerissen, ob ihn gleich seine Geburt zu dem Militärstande zu bestimmen schien. Sein ganzes Leben hindurch ist er in der genauesten Verbindung mit Herrn d'Alembert gewesen. Er hat mir Nachricht von den letzten Augenblicken dieses Philosophen mitgetheilt, und ich habe mit Vergnügen gehört, daß in den drei letzten Tagen seines Lebens, als er alle Hoffnung zur Genesung aufgegeben hatte, seine vorige Ruhe zurückgekehrt ist. Ich verließ ihn ungefähr vierzehn Tage vor seinem Tode, in einem so ängstlichen Zustande, daß der Eindruck davon sich nicht so geschwind bei mir verlieren konnte. Man hat einen Stein von der Größe eines halben Eies bei ihm gefunden. Da dieser nicht fest saß, so wäre die Operazion, allem Anschein nach, leicht gewesen; aber der Gedanke an den Schnitt empörte ihn so stark, und er war so entschlossen, sich dieser Operazion nicht zu unterwerfen, daß er niemals son-

dirt sein wollte, weil er dann Gewißheit von seinem Uebel zu bekommen fürchtete. Sein Erbe glaubte, er müsse es, bei Gelegenheit dieses traurigen Vorfalls wagen, an Ew. Majestät zu schreiben. Er hat mir seinen Brief unter einem offnen Siegel zugeschickt, und ich lege ihn Ewr. Majestät so, wie ich ihn bekommen habe, zu Füßen.

Es gebührt mir nicht, den Wunsch des Markis zu unterstützen, der gern möchte, daß sein Freund, der sein ganzes Leben hindurch Ewr. Majestät Schutz genossen hat, Denselben auch nach seinem Tode ein Denkmal verdankte, das ein Dorn in den Augen der Priester sein würde. Ich bin zu profan und zu ketzerisch, als daß ich mich in kirchliche Angelegenheiten mischen sollte. Wahrhaftig, Ew. Majestät gehören uns Ketzern zu, und wir möchten Dieselben für keinen Preis in der Welt an die so genannte allgemeine oder katholische Kirche abtreten; aber die frommen Seelen sagen: das erhabne Oberhaupt so vieler Bischöfe und Priester von der Römischen Konfession habe, ob es gleich getreu an unsrer orthodoxen protestantischen Kirche hange, ein unwidersprechliches Recht, die Denkmäler seiner königlichen Wohlthätigkeit in allen Kirchen und Kapellen der Welt aufzustellen. Ich bin nicht feiner Kasuist genug, um mich in so kritische Fragen zu mischen.

Mit der tiefsten Ehrfurcht verharre ich u. s. w.

7.

Paris, d. 24. Januar 1784.

Sire!

Indeß ich mich anschicke, einen der größten und feierlichsten Tage in dem Kalender des Ruhms und in meinem eignen zu begehen, befürchte ich, daß Ew. Majestät Dero Hauptstadt schon verlassen haben, um in den einsamen Aufenthalt zurückzukehren, auf den seit mehr als vierzig Jahren ganz Europa seine Blicke heftet. Dort will ich also einem Monarchen, der mehr von Lorbeern aller Art, als von Jahren belastet ist, meine Ehrfurchtsopfer, meine Wünsche und meinen Weihrauch zu Füßen legen, und eben so meine Erkenntlichkeit für den Brief, mit dem dieser von Ruhm überhäufte Monarch mich unter dem 16. des vorigen Monats beehrt hat.

Die Mühe, die ich mir aus Unterwerfung und Gehorsam gegeben habe, um mich eben so, wie mein Jahrhundert, des Schatzes zu berauben, den d'Alembert besaß, ist ein Verbrechen der beleidigten Menschheit, welches meine Ehrfurcht vor Ewr. Majestät Befehlen mich zu begehen gezwungen hat. Unmöglich kann dieser Briefwechsel der lebhaften Neubegierde der Nachwelt entzogen werden, und gewiß wird sie dieses Schatzes mit aller möglichen Publizität genießen. Habe ich also nicht ein herrliches Meisterstück gemacht, daß ich sie mir und meinen Zeitgenossen, d. h. Allem was mich interessirt, entzog, um sie sorgfältig einer Nachwelt aufzubewahren, für die ich mich ganz und gar nicht interessire! Auch gestehe ich zu meiner Ehre und zu meinem

nem Ruhm, daß ich, bei allem Gehorsam, doch den geheimen Wunsch that, und ihn noch thue: es möchte der göttlichen Vorsehung gefallen, alle meine Schritte unnütz zu machen, und die Welt mit dem zu begnadigen, was ich ihr zu entziehen bemühet gewesen bin.

Ich zweifle sehr stark, daß ich Ewr. Majestät Augen jemals mit dem ermüden werde, was die Französische Litteratur Interessantes hervorbringt. Seit Voltaire's Tode herrscht in diesen Gegenden ein tiefes Stillschweigen, das uns jeden Augenblick an unsren mannichfachen Verlust und an unsre Armuth erinnert. Es ist ein kleiner Roman von Herrn von Montesquieu herausgekommen, zu dessen Bekanntmachung sich sein Sohn endlich dreißig Jahre nach dem Tode desselben entschlossen hat. Der Plan dieses Werkchens ist eben kein Meisterstück; aber die Sprache darin ist blühend und reizend, und die Schilderungen sinnreich, hervorstechend und philosophisch, so, daß man allenthalben den berühmten Verfasser der *lettres persannes* erkennt.

Wir beschäftigen uns gegenwärtig nur mit den aerostatischen Maschinen, und der Herr Markis von Condorcet, beständiger Sekretär unsrer königlichen Akademie der Wissenschaften, hat mir aufgetragen, Sire, Ewr. Majestät zwei Exemplare von dem Bericht zu Füßen zu legen, den man ihm von diesen Maschinen, über die seit drei Monaten so viel gesprochen wird, abgestattet hat. Das eine ist für den königlichen Protektor, dem die Pariser Akademie dieses Opfer der Ehrfurcht darbringt;

und das andre für seine königliche Akademie in Berlin.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

8.

Paris, d. 12. Junius 1785.

Sire!

Man muß die Ruhe der Götter und die Arbeiten der Könige mit Ehrfurcht ansehen. Diesem unwidersprechlichen Axiom zufolge, habe ich es mir nicht erlaubt, sogleich auf den Brief zu antworten, mit dem Ew. Majestät mich unter dem 11. v. M. beehrten; ja ich habe sogar den Brief, den der Markis von Condorcet mir anvertrauet hatte, etwas verzögert. Aber ich überrechne, Sire, daß Ew. Majestät heute nach dem Schlosse Sanssouci zurückkommen, und, nachdem Dieselben die Angelegenheiten in Dero verschiedenen Departements angeordnet haben, im Schooße der Philosophie und der Freundschaft einen Augenblick ruhen werden. Dies ist die Zeit, wo die Auserwählten des irdischen Paradieses sich mit etwas mehr Vertrauen zu den Füßen des ruhenden Mars zeigen können.

Mein Kommittent, der Markis von Condorcet, schickte mir mit seinem Briefe einen großen Band in Quarto zu, den er so eben herausgegeben hat, und den er Ewr. Majestät als ein Opfer der Ehrfurcht darzubringen wagt. Da ich diesen Band nicht in einen Brief einschließen konnte, so habe ich ihn Herrn von Rougemont zustellen lassen, der mir denn versprochen hat, daß er ihn an seinen glor-

reichen Bestimmungsort befördern will. Ein Profaner wie ich, der mit allen Mysterien der Geometrie ganz unbekannt ist, hat nicht einmal das Recht, ein Werk, wie dies von Herrn von Condorcet, aufzuschlagen, und noch viel weniger, es durchzublättern. Er kann sich weiter nichts erlauben, als die ziemlich ausführliche Vorrede durchzulaufen, die man sich beinahe schmeicheln kann zu verstehen, wenn man auch nicht in die Mysterien der hohen Wissenschaft eingeweihet ist.

Der große Geometer der Welt hat dem zufolge, was ich von einem großen Könige gelernt habe, uns alle mit unsrem Rosenkranz von Albernheiten in der Hand, in die Welt gesetzt. Diese Idee ist zu gleicher Zeit moralisch, einleuchtend und pittoresk. Mancher Rosenkranz ist sehr plump und überladen; indeß giebt es unter der unzähligen Brüderschaft Leute, die ihn mit solcher Begierde abhaspeln, daß man bei der Eilfertigkeit, mit der sie es thun, glauben sollte, es werde ihnen an Albernheiten fehlen. Aber der höchste Geometer hat schon dafür gesorgt; je mehr sie davon aufhäufen und abhaspeln, desto mehr liefert er ihnen. So macht er es allgemein; er giebt nur denen viel, die von Hause aus reich sind. Wer arm an Albernheiten ist, gleicht den Geldarmen; er hat nur einen wenig vollen Rosenkranz, kann ganz und gar kein Aufsehen damit machen, und muß ihn so langsam und so selten als möglich abhaspeln, wenn er nicht seinen Vorrath überleben will. Es ist eine große Demüthigung für Ew. Majestät, daß es dem höchsten Geometer, der doch so viele volle Rosenkränze unter

die Herren der Welt austheilte, so zu sagen, nicht gefällig gewesen ist, auch Ihnen einen aufzuheben. Da nun auch das Himmelreich nur denen vorbehalten ist, die geistlich arm oder arm an Geiste sind, so sehe ich für Ew. Majestät gar keine Hülfe in der andern Welt.

Es gebührt mir nicht, Sire, mich über die Lehre des verstorbnen Herzogs von Zweibrücken zu beklagen. Da die Gnade des Himmels mich schon in meiner Jugend an den Ort geführt und geheftet hat, außer welchem kein Heil ist; so habe ich nur mein Schicksal und das Andenken des verstorbenen Herzogs von Zweibrücken zu preisen, der mir übrigens wohlwollte. Ich kann mich also in der That auf kein Allianzprojekt gegen sein Haus einlassen, da ich, wie Ew. Majestät sehen, dabei interessirt bin, dessen Lehre und Grundsätze aufrecht zu erhalten. Und wenn ich auch nicht so sehr Ursache hätte, mit diesen Grundsätzen zufrieden zu sein, so würde ich doch nicht Muth genug haben, bloß meines Heils wegen den allgemeinen Frieden zu stören. Im Gegentheil hoffe ich fest, ich werde meinen Rosenkranz abgebetet haben, ehe es den Herren der Erde wieder beliebt hat, die Kanonen sausen zu lassen. So sehr bin ich überzeugt, daß in diesem Jahrhundert der Mäßigung und der Philosophie keiner von ihnen nach Krieg verlangt.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

9.

Paris, d. 25. Jul. 1785.

Sire!

Ew. Majestät werden finden, daß der Kommissionär, auf den die Wahl des Markis von Condorcet gefallen ist, Denselben sehr oft überlästig wird; aber der Kommissionnär eines beständigen Sekretärs hat nicht seinen freien Willen, wie ein Doktor der Sorbonne; und wenn sein Kommittent sich seiner bedienen will, so muß er gehorchen. Diesmal hat jener ihm eine Medaille in Bronze mit dem Bildnisse des verstorbenen d'Alembert zugestellt, um sie dessen erhabenem Wohlthäter als ein Opfer der Ehrfurcht zu überreichen. Ich habe sie dem Herrn von Rougemont geschickt, und das Versprechen von ihm erhalten, daß er sie an ihren glorreichen Bestimmungsort befördern will. Die Französische Akademie wird diese Medaille demjenigen, der die beste Lobschrift auf d'Alembert schreibt, in Gold geben. Die Summe zu diesem Preise hat eine Privatperson, ein Artillerieoffizier, Namens de Saint-Remi, ausgesetzt. Er ist seitdem nach Konstantinopel gegangen, um Josephs und Katharinens gute Freunde Kanonen gießen und bohren zu lehren. Die guten Freunde werden gießen und bohren wie vorher, indeß sich vielleicht aus Dankbarkeit verpflichtet glauben, ihren Professor zu pfählen; und in diesem Falle zweifle ich, ob sich unter den Ulemas der neuen Küche jemand finden wird, der die Kosten zu einem Preise für eine Lobschrift auf ihn hergiebt. Man hätte übrigens diesen Offizier

erinnern können: der Preis, den er zu einer Lobschrift auf d'Alembert aussetze, sei bloßer Luxus; denn dieser Philosoph mußte unumgänglich nothwendig zweimal gelobt werden, einmal in der Französischen Akademie, und dann auch in der Akademie der Wissenschaften. Ohne Zweifel hat der Türkische Artillerist geglaubt, auch bei Lobreden schade Ueberfluß nicht.

Der Brief, Sire, mit dem Ew. Majestät mich unter dem 29. v. M. zu beehren geruhet haben, hat die lebhafteste Dankbarkeit bei mir erregt. Die Mittelmäßigkeit, in welche das Schicksal Ew. Majestät zu setzen für gut gefunden hat, muß eine sehr auffallende Erscheinung sein; denn seit fünf und vierzig Jahren kann Europa die Augen nicht davon losreißen.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

## 10.

Paris, d. 7. Oktob. 1785.

Sire!

Das Amt, das mir der Herr Markis von Condorcet gegeben hat, da er mich zu seinem Briefträger bei Ewr. Majestät machte, ist für mich um so ehrenvoller, weil es mir eine Art von Recht giebt, mit den Briefen, die er mir anvertrauet, meine eigne Ehrfurchtsbezeugungen zu verbinden. Ich befürchte indeß, daß seine Feldpost wohl nicht in der besten Ordnung sein mag. Er ist in dieser Jahres-

zeit fast beständig von Paris abwesend, und schreibt mir, ich weiß selbst nicht von welchem Orte: der Brief, mit dem Ew. Majestät ihn im Monat Junius beehrt haben, und den ich in dem Augenblick, da ich ihn erhielt, nach seiner Wohnung schickte, sei ihm erst den 15. September zugestellt worden. Auch setzt er noch hinzu: man habe diesen Brief während seiner Abwesenheit nicht gehörig besorgt. Ich fürchte, daß es mit dem seinigen, mit welchem er mir den beiliegenden anvertrauete, eben so gegangen sein wird; denn er ist vom 19. September, und ich habe ihn erst so eben erhalten. Das bewiese denn, daß die größten Mathematiker die äußerst große Genauigkeit in der Theorie, in der sie eine Ehre setzen, nicht immer praktisch anzuwenden wissen. Indeß wird diese Verzögerung wenigstens das Gute haben, daß die Briefe des Akademisten und seines Briefträgers zu Ewr. Majestät Füßen in einem Augenblick ankommen, wo Dieselben von den großen militärischen Arbeiten dieses Jahres ruhen, welche den Ruf der Preussischen Waffen erhalten, und ihren Glanz von Jahre zu Jahre vermehren; denn was man vor kurzem von der Schlesischen Revüe sagte: „man habe nie etwas so Glänzendes und Majestätisches gesehen“ — das ist mir alle Jahre zu Ohren gekommen; und eben das wird man alle Jahre wiederholen. Nur, Sire, werden Ew. Majestät, nach dem Gange den das nimmt, nicht bloß über Dero Truppen Revüe zu halten haben, sondern auch über ganze Korps von fremden Offizieren, die aus allen Theilen Europens hinzueilen, um den Nestor unter den Monarchen zu be-

wundern, der, von Lorbeern und von Jahren belastet, die Stärke des Achilles behält und zeigt.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

## II.

Paris, d. 24. Januar 1786.

Sire!

Ich beging in meiner philosophischen Einsamkeit still, aber sehr feierlich, das Geburtsfest Ewr. Majestät, als ich von einem Briefe, den mir der Herr Markis von Condorcet zuschickte, genöthigt ward, meinen Altar und den Weihrauch, der darauf brannte, zu verlassen, um Ewr. Majestät mit seinem Briefe zugleich meine Wünsche zu Füßen zu legen, und Dieselben zum Zeugen der Feierlichkeit zu machen, die ein so großer und erhabner Tag in der philosophischen Einsamkeit veranlaßt. Herr von Condorcet, der über seine Rechnungen bisweilen den Kalender vergißt, vereinigt sich mit mir zu Wünschen und Weihrauchsopfern; und so werden Ew. Majestät, wenn Dieselben auch dem einen von unsern Altären entgehen, doch dem andern nicht entrinnen.

Er hat mir seinen Brief unter einem offnen Siegel geschickt, und mich gebeten, ihn zu lesen und meine dringenden Bitten mit den seinigen zu vereinen, daß Ew. Majestät geruhen möchten, durch ein einziges Wort die Existenz der Briefe zu sichern, mit denen Dieselben den verstorbenen d'Alembert eine lange Reihe von Jahren hindurch beehrt haben. Herr Watelet, der sie nach dessen Tode als ein

Depositum in Besitz hatte, ist so eben gestorben; und Herr von Condorcet scheint zu befürchten, daß ein so merkwürdiger Briefwechsel auf immer vernichtet werden möchte. Ein einziges Wort, Sire, das Sie ihm oder mir zu schreiben geruheten, oder ein bloßer Befehl von Ewr. Majestät, daß diese Korrespondenz dem Herrn von Condorcet oder mir eingehändigt werden solle, wird sie vor der Vernichtung bewahren und sie der Nachwelt aufbehalten.

Ich habe Ewr. Majestät gegen die Stimme meines Gewissens gedient, als Dieselben mir bei Herrn d'Alembert's Tode befahlen, über dieses Depositum zu wachen, und zu verhindern, daß man es nicht bekannt machte. Hätte ich voraussehen können, daß Herr Watelet seinem Freunde so bald folgen sollte, so würde ich Ew. Majestät gebeten haben, Sie möchten befehlen, daß man dieses Depositum mir einhändigte; aber es ist noch Zeit. Mögen Ew. Majestät nun den Markis von Condorcet oder mich, oder uns beide zusammen dazu wählen, daß wir dies kostbare Depositum reklamiren sollen — wir Beide werden gleich stolz darauf sein, der Nachwelt diesen Dienst geleistet zu haben.

Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht u. s. w.

---

12.

Paris, d. 31. März 1786.

Sire!

Es ist in der That sehr ehrenvoll für mich, daß der Herr Markis von Condorcet mich zu seinem Briefträger bei Ewr. Majestät bestellt hat; denn sonst würde ich es nicht wagen, Denselben so häufig zu schreiben. Doch wenn ich Briefe von Andern bestelle, muß es mir, wie mich dünkt, erlaubt sein, meine Ehrfurchtsopfer damit zu verbinden. Dadurch, daß Herr von Condorcet mir die beiden Briefe empfiehlt, die er mir so eben anvertrauet hat, giebt er mir zugleich das Recht, Sire, Ewr. Majestät unterthänigst für den zu danken, mit welchem Dieselben mich unter dem 6. Februar beehrt haben. Wenn ein von Ruhm gesättigter Monarch, der an dem Gestade des Baltischen Meeres wohnt, nicht erlaubt, daß man von Weihrauch mit ihm spricht; so habe ich noch mehr Unrecht, als jeder Andre, da ich in diesen Fehler gefallen bin: denn ich weiß nicht, ob ein Mann, der an den Ufern der Donau geboren ist, irgend ein Recht hat, sich eines so kostbaren Produktes zu bedienen; auch kann ich nicht sagen, ob in den Augen der Lutezier, die gewöhnlich Stockpariser genannt werden, ein Obotrit und Vandale nicht ein sehr großes Uebergewicht über einen Danubier, oder einen bloßen Uferbewohner der Donau, hat.

Ich wünsche sehr, daß der Graf von Romanzow den Beifall seines Hofes verdienen und sich die Achtung dessen erwerben möge, an welchem er in

kurzem residiren wird. *) Ew. Majestät erzeigen mir zu viele Ehre damit, daß Sie ihn meinen Zögling nennen. Bei unsrer Verbindung zu der Reise, die wir zusammen gemacht haben, lag eine völlig republikanische Gleichheit zum Grunde. Zu meiner Beschämung muß ich sogar sagen, daß wir selten über etwas einerlei Meinung waren; und wenn ich mich noch so ziemlich gut aus der Sache zog, so kam es daher, weil sein Bruder, unser dritte Reisegefährte, oft auf meine Seite trat, so daß jener folglich die ehrenvolle Minorität ausmachte, wozu in England die Leute von Kopf gehören.

Ein kleiner Prophet ist nicht dazu geschickt, Staatsmänner und große Leute zu bilden. Da dieser Prophet übrigens von seiner ersten Jugend an außer seinem Vaterlande lebt, so kann er sich nicht schmeicheln, an den Ufern der Donau, der Havel und Spree irgend einigen Kredit zu haben, und zwar aus dem Grunde, weil ein Prophet nirgends weniger gilt, als in seinem Vaterlande. Hat man an den Ufern der Neva noch einige Gunst gegen ihn, so kommt es daher, weil er nicht aus diesem Lande gebürtig, obgleich seit langer Zeit durch Wohlthaten darin naturalisirt ist.

Mit der tiefsten Ehrfurcht bin ich u. s. w.

*) Er kam als Russischer Gesandter nach Berlin, blieb aber nur bis zum Jahre 1788.

13.

Paris, d. 12. Mai. 1786.

Sire!

Durch die öffentlichen Nachrichten bin ich zum Glück hinlänglich wieder aufgerichtet, und von aller Unruhe befreiet worden, die der Brief, mit welchem Ew. Majestät mich unter dem 18. des vorigen Monats beehrt haben, bei mir hätte erregen können. Ich setze mein Vertrauen auf die militärischen Arbeiten und auf die Wiederkehr der schönen Jahreszeit, die sich vereinigen werden, um Ewr. Majestät Engbrüstigkeit und andre Unpäßlichkeiten weit von Denselben zu vertreiben.

Der Markis von Condorcet giebt mir dadurch, daß er mir diesen Brief empfiehlt, Gelegenheit, mein Amt als sein gewöhnlicher Briefträger zu verrichten, und Ewr. Majestät die Wünsche, die ich zu thun wage, daß von diesen Beschwerden gar keine Spur übrig bleiben möge, und eben so das Opfer der tiefsten Ehrfurcht zu Füßen zu legen, mit welcher ich mein ganzes Leben hindurch sein werde, u. s. w.

# Brief

eines

Akademisten in Berlin an einen Pariser Akademisten.

---

1752.

# Brief eines Akademisten in Berlin an einen Pariser Akademisten.

Seitdem Gelehrte existiren, giebt es auch Streitigkeiten; denn es steht jedem frei, verschiedner Meinung zu sein, und jeder glaubt, gute Gründe zur Vertheidigung der seinigen zu haben. Aber erniedrigend für den menschlichen Geist sind die durch Neid erregten Erbitterungen, die Libelle, die Schmähungen, die abscheulichen Verläumdungen, mit denen kleine Leute den Namen großer Männer zu beflecken suchen.

Glauben Sie nicht mein Herr, daß ich mich zu beklagen habe; Mittelmäßigkeit der Talente ist eine Schutzwehr gegen die Angriffe des Neides: ich rede von dem Herrn von Maupertuis, unsrem berühmten Präsidenten. Seine Ueberlegenheit, sein Genie, seine tiefen Kenntnisse haben die Eigenliebe des Professors der Philosophie, Herrn König, empört. Da dieser sich nicht zu gleicher Höhe mit einem großen Mann erheben konnte, so glaubte er, es sei doch immer schon viel, wenn er ihn erniedrige; er machte unsrem Präsidenten die Entdeckungen über das allgemeine Principium der actionis minimæ streitig, und behauptete, Leibnitz sei der Erfinder desselben. Herr von Maupertuis forderte Beweise, und wollte wissen, in welchem Werke des

Herrn von Leibnitz man Spuren von diesen Entdeckungen fände. König brachte, um nicht in dieser Verlegenheit stecken zu bleiben, Fragmente von untergeschobenen Briefen des Herrn von Leibnitz zum Vorschein. Dieser litterarische Prozeß ward in einer Versammlung unsrer Akademie vorgetragen, entschieden, und König einstimmig verurtheilt.

Der Professor war aufgebracht und verdrüßlich über diese Beschämung, besonders aber darüber, daß er einem Manne, den ganz Europa bewundert, nicht hatte schaden können. Es genügte ihm noch nicht, diesen mit groben Schmähungen (dem letzten Hülfsmittel aller Leute, die keine triftigen Gründe anzuführen haben,) zu überhäufen; er machte auch gemeinschaftliche Sache mit Schriftstellern, die verächtlich genug waren, sich von ihm anwerben zu lassen, und unter seinen Fahnen zu dienen. Einer dieser Elenden hat, unter dem Namen eines Berliner Akademisten, ein schändliches Libell drucken lassen, worin er den Herrn von Maupertuis so behandelt, wie nur ein Mensch ohne Beurtheilungskraft von einem Unbekannten reden kann, oder wie die unverschämtesten Betrüger die Tugend gewöhnlich zu verläumden pflegen.

Herr von Maupertuis ist durch seinen Charakter, sein Verdienst und seinen Ruf zu weit über dergleichen Beschuldigungen erhaben, als daß er dadurch beleidigt würde; er ist zu sehr Philosoph, als daß Schmähungen, die weiter nichts sind als dies, seine Ruhe stören könnten; aber wir Akademisten müssen unsre Stimmen gegen einen Rasenden erheben, der, wenn er gleich Herrn von Maupertuis

nicht

nicht erreichen kann, doch unsre Gesellschaft verletzen könnte.

Alle Nationen müssen augenscheinlich sehen, es sei unter uns kein Sohn entartet genug, den Arm gegen seinen Vater aufzuheben, und kein Akademist niedrig genug, um der Wuth eines Neidischen zum gedungenen Werkzeuge zu dienen. Nein, mein Herr, wir Alle opfern unsrem Präsidenten die Bewunderung, die man seiner Gelehrsamkeit und seinem Charakter schuldig ist; wir sind sogar dreist genug, ihn uns zuzueignen, wir fordern ihn von Frankreich. Er genießt bei uns schon während seines Lebens den Ruhm, den Homer erst lange nach seinem Tode hatte; Berlin und Saint-Malo streiten mit einander, welche von ihnen beiden seine wahre Vaterstadt sei. Wir sehen sein Verdienst so an, als wäre es unser eignes, seine Gelehrsamkeit, als würfe sie den größten Glanz auf unsre Akademie, seine Arbeiten, als komme ihr ganzer Nutzen uns zu Gute, seinen Ruf, als habe unsre ganze Gesellschaft Theil daran, und seinen Charakter, als sei er das Muster eines rechtschaffnen Mannes und eines wahren Philosophen. Das ist die Gesinnung der ganzen vereinigten Akademie. Hören Sie nun aber die Sprache des Betrugs.

Der ungenannte angebliche Akademist *) sagt: Herr von Maupertuis würde durch sein schlechtes Verfahren alle unsre Akademisten vertreiben, wenn nicht der Schutz des Königs sie erhielte. So viele Worte, so viel Unwahrheiten! Das ganze Königreich und ganz Deutschland weiß, daß unsre berühmtesten Akademisten durch die Bemühungen

*) Voltaire.

des Herrn von Maupertuis hieher gezogen worden sind. Er führt die Oekonomie unsrer Einkünfte, hat die erledigten Sellen zu besetzen, theilt Vergütungen aus, beschützt Talente; und in allen diesen verschiedenen Geschäften seines Amtes, zeigt er beständig Uneigennützigkeit, Ordnungsliebe in der Verwaltung unsrer Kasse, Beurtheilungskraft in den Wahlen zu erledigten Stellen, Billigkeit in der Vertheilung der Pensionen und der Preise, aufrichtige Liebe für den Ruhm der Akademie, Freundschaft und Treue gegen Jeden von uns insbesondre, und Schutz für Alle, die ihn bedürfen. Anstatt uns über ihn beklagen zu können, sind die meisten von uns ihm vielmehr Dank für ihre Stellen schuldig, und eben so für seinen Unterricht, seinen Rath, seine Einsichten und sein Beispiel.

Der Verfasser des Libells gegen Herrn von Maupertuis ist von dem, was in unsrer Akademie vorgeht, und von dem Geiste, der sie beseelt, ohne Zweifel sehr übel unterrichtet; nie sind unter uns Zänkereien gewesen, weil wir dem Parteigeist nie Raum gegeben haben; wenn unsre Meinungen von einander abweichen, so führt uns dieser Umstand nur zu Dissertationen, aber nie zu Streitigkeiten. Wir glauben, es komme den Philosophen zu, dem Volke ein Beispiel zu geben, und wer die Wahrheit aufrichtig suche, sei nicht halsstarrig. So ein Mann ist weniger von sich selbst eingenommen, weniger verliebt in seine Gedanken, als die Menschen, deren roher Geist unbebauet geblieben ist. Er wendet allen Scharfsinn seines Geistes darauf, die Räthsel der Natur aufzulösen; er ist dankbar gegen

den, der ihn am Irren hindert, und voll Bewunderung für den, dessen Einsichten ihm Licht geben. Aus diesen Ursachen sind in unsren Versammlungen nie solche eine Gesellschaft von Gelehrten herunter-setzende Auftritte vorgefallen, wie der, über den vor einigen Jahren zu Paris der Senior von allen Akademisten in Europa in Unwillen gerieth.

Nachdem unser angebliche Akademist so offenbare Lügen, wie die oben angeführte, ausgestreuet hat, bleibt er auf diesem schönen Wege nicht stehen. Gerade, als wenn seine Unverschämtheit in dem Verhältnisse zunähme, wie er sein Gift ausgießt, versichert er: Herr von Maupertuis entehre unsre Akademie. Das hatte ich denn freilich nicht erwartet! Die Alten nannten die boshaften Leute sehr richtig Rasende, weil Bosheit eine Art von Wahnsinn ist und die Vernunft zerrüttet. Konnte dieser Libellenschreiber ohne Kopf, dieser verächtliche Feind eines Mannes von seltenem Verdienst in seiner unfruchtbaren Imagination keine wahrscheinlichere Verläumdung finden, als solchen Unsinn? Hat er nie gelernt, daß schon ein nutzendes Verbrechen empört, daß aber ein unnützes gar die höchste Infamie wird? Eine so platte Grobheit, eine so ungereimte Behauptung verdient in der That keine Antwort. Wem darf ich es sagen, und wer weiß es nicht schon lange, daß Herr von Maupertuis in Frankreich als der Mathematiker angesehen ward, der am besten im Stande sei, das was Newton in seinem Studierzimmer von der Gestalt der Erde vermuthet hatte, zu bestätigen? daß man ihn nach Lappland schickte? und daß er durch seine geometrischen Arbeiten sich

eben so vielen Ruhm erwarb, als dem Englischen Philosophen, den er aus Bescheidenheit als seinen Lehrer ansah? Wem brauche ich zu sagen, daß der König von Frankreich ihn mit Ehre überhäufte, und daß der unsrige ihn hieher rief? daß unter seiner Direktion unsre so lange absterbende Akademie neues Leben bekommen hat?

Darf ich das schon völlig unterrichtete Publikum belehren, daß Herr von Maupertuis durch seine Arbeiten in allen Fächern, mehr als irgend einer von uns zu den *Mémoires* beigetragen hat, die wir jährlich herausgeben? Wer weiß nicht, oder wer thut so, als wisse er nicht, daß Herr von Maupertuis von allen Gelehrten, die seine Werke gelesen haben, bewundert, von uns geliebt und geachtet, von allen, die mit ihm umgehen, zärtlich verehrt, am Hofe mit Auszeichnung behandelt, und von dem Könige mehr, als irgend ein andrer Gelehrte, begünstigt wird.

Ich beklage unsren Präsidenten nicht; ihn trift das Schicksal aller großen Männer, daß er beneidet ward und seine Feinde dahin brachte, Ungereimtheiten gegen ihn erdichten zu müssen. Aber ich beklage solche elende Schriftsteller, die sich unverständig ihren Leidenschaften überlassen, und von ihrer Bosheit so sehr verblendet werden, daß sie zu gleicher Zeit ihre Frivolität, ihr schlechtes Herz und ihre Unwissenheit verrathen.

Aber, mein Herr, was glauben Sie wohl, welche Zeit diese Leute gewählt haben, unsren Präsidenten anzugreifen? Ohne Zweifel denken Sie, jene haben ihn als brave Streiter zu einem Kampfe mit

gleichen Waffen aufgefordert? Nein, mein Herr; lernen Sie den niedrigen und unwürdigen Charakter jener Leute kennen. Diese wissen, daß Herrn von Maupertuis zu unsrer Betrübniß seit sechs Monaten die Brust angegriffen ist, daß er Blut auswirft, daß er häufige Anfälle vom Stickflusse hat, daß er vor Mattigkeit nicht arbeiten kann, daß er dem Tode näher ist, als dem Leben, daß die Thränen einer Gattinn, die ihn liebt, und das Bedauern aller rechtschaffnen Leute ihm das Herz weich machen: und diesen Augenblick wählen sie nun, um ihm, wenigstens in ihrem Wahn, den Dolch in das Herz zu stoßen. Hat man je eine boshaftere, nichtswürdigere und schändlichere Handlung gesehen? Hat man jemals von einem abscheulicheren Morde reden hören? Wie? ein großer Gelehrter, der nie jemand mit dem Munde beleidigt hat, und dessen Feder selbst seine Feinde respektirte, hört, da er im Begriff ist zum letztenmal zu athmen, und da ihm, so wie allen rechtschaffnen Leuten, nur der Trost übrig bleibt, er hinterlasse einen sicher gegründeten Ruf, daß man ihn angreift, ihn verfolgt, ihn verläumdet. Man möchte ihn gern so zum Grabe führen, daß er in seinem letzten Augenblicke mit Schmerz und Verzweiflung sich beschimpft und entehrt sähe; man möchte ihn gern sagen hören: „Wozu nutzt mir nun das reine, fleckenlose Leben, das ich führte? Wozu nutzen die arbeitsam durchwachten Nächte, die ich der Welt widmete, meine litterarischen Arbeiten, die Dienste, die ich dieser Akademie geleistet habe, die Werke, die meinen Namen unsterblich machen sollten, wenn meine Asche dadurch,

daß man meinen Ruf zu beflecken sucht, ein Gegenstand der Verachtung wird, und wenn ich meiner Familie nur Unehre und Schande zum Erbtheil hinterlasse?“ Aber nein, mein Herr, die Feinde des Herrn von Maupertuis haben ihn schlecht gekannt. Er verachtet ihre ohnmächtige Wuth, und vergiebt sie ihnen. Er ist zu sehr Philosoph, um sich nach dem Eigensinn seiner Feinde erschüttern zu lassen, und zu sehr Christ, um Rachbegierde in seinem Herzen zu behalten. Kaum hat er ihr wüthendes Geschrei gehört; und selbst bei voller Gesundheit würde er nicht darauf geantwortet haben.

Wenn wohlverstandne Ruhmbegierde die erste Triebfeder großer Seelen ist; und wenn sie zum Besten der Welt reichlich schöne Handlungen und seltne, ausgezeichnete Tugenden hervorbringt: muß man dann die, welche großen Männern einen gerecht erworbnen Ruhm zu entreißen suchen, nicht als Störer der öffentlichen Wohlfahrt, als Leute ansehen, gegen die ein Mörder nur wenig gefährlich ist? und was wird aus dem edlen Feuer werden, das bei der Lockung einer so flüchtigen Belohnung zu großen Unternehmungen antreibt, wenn man zugiebt, daß verbündete Bösewichter sich verschwören, denen, welche diese Belohnung besitzen, sie zu entreißen?

Sehen Sie nun selbst, wie Herrn von Maupertuis Feinde sich betrogen haben! sie hielten Neid für Nacheiferung; ihre Verläumdungen für Wahrheiten; Begierde, einen Mann zu verderben, für dessen wirklichen Untergang; Hoffnung, ihn zur Verzweiflung zu bringen, für ein unglückliches Ende seines Lebens, und ihren Unsinn für eine vortreflich angesponnene Bosheit. Sie mögen endlich lernen, daß sie sich in ihrem Plan und in ihren Vermuthungen betrogen haben, und daß, wenn gewisse Leute niedrig genug sind, große Männer zu verläumden, sich zu unsrer Zeit auch noch Andre finden, die Tugend genug haben, sie zu vertheidigen.

# Briefe
## an das Publikum.

1753.

# Erster Brief.

Immer habe ich Deine Neigungen geliebt, und Deine Launen respektirt; ich kenne Deine unersättliche Begierde nach Neuigkeiten, und setze meine Ehre darin, Dir zu dienen. Du hast Langeweile bei den gewöhnlichen Vorfällen, welche die kleinen Minister, die Du in Europa unterhältst, Dir wöchentlich zweimal erzählen; und willst etwas Besonderes, überraschende Neuigkeiten. Deine Minister melden Dir bisweilen ganz unglaubliche, obgleich ohne Zweifel zuverlässige; aber das befriediget Dich noch nicht. Du liebst in der Politik das Geheime; eben den Hang habe auch ich, und zugleich sehr viele Geschicklichkeit, es zu entdecken. Dadurch werde ich denn in den Stand gesetzt, Dir von dem Nachricht zu geben, was gegenwärtig an einem gewissen Hof in der größten Stille vorgeht. Du siehst ohne alle Erklärung wohl, daß in unsrem Rothwelsch ein gewisser Hof den Berliner bedeutet. Meine Neuigkeiten habe ich aus der ersten Hand; es sind keine „Man sagt," sondern völlig bestätigte Thatsachen. Ich habe erstaunliche Dinge entdeckt, und vertraue sie Dir um so lieber an, da ich Deine Klug-

heit und Verschwiegenheit kenne, und da also das Geheimniß unter uns Beiden bleiben wird.

Zittre für die Ruhe von Europa! Wir sind nahe an einer Begebenheit, die das von unsren Vätern so weislich bewirkte Gleichgewicht unter den Mächten zerstören kann. Es ist um das System des Abbé de Saint Pierre geschehen; nie wird man es realisiren können. Ich habe erfahren, daß vor einigen Tagen bei Hofe eine große Rathsversammlung gehalten worden ist, welcher alle angesehene Personen im Staate beigewohnt haben; man hat darin eine so wichtige Sache verhandelt, als nur je bei Menschengedenken eine zum Vorschein gekommen ist. Ein Tonkünstler aus Aix in Provence schickt zwei Menuetten hieher, an denen er zehn Jahre komponirt hat, und verlangt, daß sie im Karneval gespielt werden sollen. Superficiellen Köpfen wird dies geringfügig scheinen, aber wir Politiker, die wir allenthalben Feinheiten finden und Schlüssen bis zu ihren letzten Folgerungen nachgehen, wir sind zu gründlich, um diese Sache als eine Kleinigkeit zu behandeln.

Als man diese Forderung in Ueberlegung nahm, theilte sich der Staatsrath; die eine Hälfte war für die Menuetten, aber die andre machte die Oppositions-Partei. Die erstere behauptete, man müsse die Menuetten spielen, um durch diese Auszeichnung die aufzumuntern, welche einer gewissen, aber unglücklicher Weise nicht allzu großen Macht wohlwollen. Die Oppositions-Partei erwiderte: es sei gegen die Ehre der Nation, fremde Menuetten zu spielen, da im Königreiche selber so viele neue ge-

macht würden. Hierauf antworteten jene: diese Menuetten könnten doch gut sein, wenn sie auch gleich anderswo gemacht wären, und die Kunstliebhaber müßten mehr auf die Sache selbst sehen, als auf das Land oder den Ort, von woher die Menuetten kämen. Diese Gründe überzeugten die Oppositions-Partei nicht, und sie behauptete: jene Menuetten müßten wie Kontrebande behandelt werden. Die Menuettisten entrüsteten sich sehr über diese Entscheidung, und bemüheten sich zu beweisen: wenn man fremde Menuetten als Kontrebande behandle, so berechtige man dadurch die andren Nationen, eben so die Produkte, welche Preussen hervorbringe, zu verbieten; wenn man den Handel einschränke, so richte man ihn zu Grunde; und endlich würden es die andern Mächte nicht so ruhig zugeben, daß man ihre Menuetten bei Tänzen und andren Lustbarkeiten verböte. Hierüber geriethen ihre Gegner in Hitze, und behaupteten: man müsse Vortheil und jede andre Rücksicht immer der Ehre aufopfern; es sei gegen die Würde eines Hofes, wenn er nach andrer, als seiner eignen Musik tanze; die Menuettisten wären Neuerer, die fremde Gebräuche im Lande einführen wollten; man müsse die alten Gewohnheiten nie fahren lassen, und wenn sie auch schon nichts taugten; und kurz, jene Menuetten würden die Sitten verderben. Hierüber ward der Streit so hitzig, daß Alle zugleich sprachen und daß jeder Recht haben wollte. Auch die minder Heftigen präludirten schon zu harten Reden, und man war endlich genöthigt, den Staatsrath aus einander gehen zu lassen.

Den folgenden Tag versammelte er sich wieder, um die porigen Berathschlagungen fortzusetzen. Der Enthusiasmus hatte sich während dieses Zwischenraums vermindert, und es war eine friedliche Partei entstanden. Diese Versöhnungsstifter schlugen vor, man solle, um Jedermann zu befriedigen, erlauben, das Trio der Menuet, nicht aber sie selbst zu spielen. Aber obgleich dieses Auskunftsmittel, eben deshalb weil es vernünftig war, nicht angenommen ward, so ließ man sich doch nicht abhalten, einen andren Vorschlag zu wagen; und dieser bestand denn darin, daß man die Menuetten spielen sollte, ohne sie zu tanzen. Dies ward mit einer beträchtlichen Stimmenmehrheit verworfen; und, wie man versichert, ist jetzt eine Art von Manifest unter der Presse, in welchem man die Gründe aus einander setzt, weshalb man die Menuetten nicht gebraucht hat. Dieser Schritt kann die wichtigsten Folgen haben. Da dies ganz Europa, und besonders Deine Neugierde sehr interessiren muß, so werde ich dahin sehen, daß ich von dem, was weiter vorgehen wird, Nachricht bekomme. Es ist zuverlässig, daß der Hof sich sehr stark mit dieser Angelegenheit beschäftigt; und dies läßt sich leicht begreifen, wenn man nur bedenkt, wie wichtig sie ist. Eine Menuett kann eine sehr bedeutende Sache werden. Wie viele ähnliche Beispiele könnte ich Dir nicht anführen! Ein Kopfputz, um den die Königin Anna von England handelte, und den die Lady Marlborough kaufte, zerriß das fürchterliche Bündniß der Mächte, die Frankreich bekriegten, und verursachte den Frieden, den die Königinn Anna im Jahre 1710 schloß.

Daß Cäsar vergaß, den Senatoren, die sich im Tempel der Konkordia versammelten, eine Verbeugung zu machen, bestimmte den Brutus, sich gegen ihn zu verschwören. War nicht ein Apfel Schuld an allem Unglück, das die Nachkommen von den ersten Bewohnern des irdischen Paradieses betraf?

Du wirst mir zugestehen, daß eine Menuet wohl so viel zu bedeuten hat, wie ein Kopfputz, eine Verbeugung oder ein Apfel. Man muß nur warten, so wird man sehen, wozu sie Gelegenheit geben kann. Ich bin jetzt noch allzu zurückhaltend gegen Dich, weil ich mir zum erstenmal in meinem Leben die Freiheit nehme, an Dich zu schreiben; aber ich verspreche Dir, bei der ersten Gelegenheit nicht bei gewöhnlichen Vermuthungen stehen zu bleiben, sondern weit wunderbarere, unbestimmtere, wo möglich, auch mit mehr Unverschämtheit zu wagen, als Deine kleinen Minister, die durch ihre Monotonie und Abgeschmacktheit anfangen, die Langeweile zu machen. Wenn die Neuigkeiten von heute Deine Neugierde nicht reizen, so verspreche ich Dir ins Künftige eben so romanhafte und noch seltsamere.

N. S. In diesem Augenblick erfahre ich, daß die andren Höfe in der Menuetten-Sache ihren Entschluß gefaßt haben, und daß sie dem zufolge dem unsrigen die ernsthaftesten Vorstellungen machen werden. Das übrige mit der nächsten Post.

# Zweiter Brief.

Die große Angelegenheit, die uns beschäftigt, wird von Tage zu Tage verwickelter. Das, was wir voraussahen, hat sich zum Theil ereignet. Man sieht unaufhörlich Kuriere abgehen und ankommen; indeß wird von ihren Depeschen nichts ruchtbar. Der Botschafter von Fez hat unsrem Ministerium ein Memoire übergeben; sein Hof interessirt sich sehr lebhaft für die Musik aus Aix in Provence, und das Memoire sagt mit ausdrücklichen Worten: der König von Fez werde die Weigerung, sie spielen zu lassen, als eine Beleidigung ansehen, die man ihm in der Person seiner Bundesgenossen zufüge.

Der Gesandte des Hospodars der Wallachei hat ebenfalls Vorstellungen über diese Sache gethan und hinzu gesetzt: sein Herr würde sich genöthigt sehen, gemeinschaftliche Sache mit der Stadt Aix zu machen, um die Ehre ihrer Menuetten zu behaupten, zumal da er vor kurzem zu Arcim eine Akademie der Französischen Musik gestiftet habe. Bis jetzt sind alle Vorstellungen fruchtlos gewesen; unser Hof besteht auf seinem Entschluß, und will, wie es scheint, die Sache auf das Aeusserste treiben. Jedermann war über diese Unbiegsamkeit erstaunt; man ist es aber nicht mehr, seitdem man zuverlässig weiß, daß eine so eben geheim geschlossene Defensiv-Allianz mit der Republik Santo-Marino den Hof in seinem Starrsinn bestärkt hat. Salomo hat wohl mit

Recht gesagt: nichts ist so klein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen; denn unsrem Scharfsinn bleibt nichts verborgen. Bündnisse, Traktaten, Verträge — Alles ergründen wir. Man erräth einen Theil; man hört etwas, man verbindet seine Vermuthungen damit, und am Ende weiß man die Traktaten so gut, als wenn man sie selbst gemacht hätte.

Du wirst sehr erstaunen, daß Du hier den geheimsten Artikel dieses neu geschlossenen Bündnisses findest; aber vernimm nur, wie er in unsre Hände gefallen ist. Der Gesandte von Santo-Marino speiste dieser Tage bei dem Gesandten der dreizehn Kantons, und zog den geheimen Artikel des Traktates mit dem Schnupftuch aus der Tasche. Man nahm ihn sogleich auf, und wir sind so glücklich gewesen, ihn uns zu verschaffen. Wie behutsam muß ein Gesandter nicht sein, und wie gefährlich ist es für ihn, das Schnupftuch aus der Tasche zu ziehen! Hier ist dieser

## Geheimste Artikel.

Ferner verpflichten Sich Se. Königl. Preußische Majestät, daß, wenn die Durchlauchtigste Republik Santo-Marino, aus Haß wegen des gegenwärtig geschlossenen Bündnisses, durch schlechte Serenaden oder ihr unangenehme Chakonnen beunruhigt werden sollte, Se. Majestät auf Ihre Kosten ihr ein Schiff von hundert Kanonen und vier Fregatten liefern werden, welche Dieselben in Ihrem Hafen von Halberstadt immer zum Dienst besagter Republik bereit hal-

ten wollen; und falls, wegen widriger Winde oder andrer Umstände, Beistand an Gelde vorgezogen würde, so wird man diese Eskadre auf die Summe von 400 Livres in der Münzsorte anschlagen, in welcher der Köllnische Zeitungsschreiber vor zehn Jahren bezahlt worden ist, und von der die Republik gegen ihre Feinde vortreflichen Gebrauch machen kann. Hinwieder verpflichtet die Republik Santo-Marino sich, in Allem, was die Menuetten-Angelegenheit betrift, mit Preußen gemeinschaftliche Sache zu machen; und ungeachtet des alten Bündnisses, in welchem besagte Republik seit den Zeiten Peters von Provence und der schönen Magellone mit der Stadt Aix steht, und vermöge dessen sie besagter Stadt den friedlichen Besitz ihrer Musik garantirt hat, hält die Republik Santo-Marino ihre Verpflichtungen für null und nichtig, sintemal sie sich berechtigt glaubt, ihr Wort nach Wohlgefallen zu erklären, zugleich auch nach Belieben neue Verbindungen einzugehen und ihre alten Traktaten zu entkräften, sobald sie den Einfall bekommt, neue zu machen. Sie verspricht Sr. Preußischen Majestät, ihr Kontingent in Bereitschaft zu halten, damit dasselbe, wenn der *casus fœderis* es fordert, sogleich gebraucht werden könne. Dieses Kontingent wird in drei Bierfiedlern und drei Marketenderinnen bestehen; und falls Se. Preußische Majestät es dienlicher erachten sollten, diese Hülfe in Geld zu verwandeln, so wird die Durchlauchtigste Republik von dem Augenblick der Kriegserklärung an, jährliche Subsidien von anderthalb Zechinen, vier Sols und zehn Liards bezahlen.

NB. Die Hülfe soll von beiden Seiten in Bereitschaft sein, daß sie spätstens drei Monate nach geschehener Requisition abgehen kann; und falls sie nicht hinlänglich wäre, so verpflichten sich die hohen kontrahirenden Mächte, sie zu verdoppeln.

Dieser Separatartikel soll äusserst geheim gehalten werden, und eben die Kraft haben, wie der allgemeine Traktat.

tat. Ueberdies macht man sich anheischig, die übrigen freundschaftlichen Mächte zum Beitritt zu diesem Bündniß einzuladen.

Der allgemeine Traktat ist noch nicht zum Vorschein gekommen; aber da er dazu bestimmt ist, Jedermann mitgetheilt zu werden, so versichern wir Dich im voraus, daß es nicht der Mühe lohnt, ihn zu lesen. Die Quintessenz, Feinheit und Schärfe des Giftes steckt ganz in diesem geheimen Artikel, und eben deshalb wirst Du ihn mit Wollust einschlürfen.

Der Ambassadeur von Fez, der sich bei dem Gastmahl befand, wo dieser geheime Artikel verloren ward, hat ohne Zeitverlust eine Abschrift davon genommen und sie durch seinen Zitterschläger, der in Fez eine große Rolle spielt, unmittelbar an seinen Hof geschickt. Da bei einer Angelegenheit, wie die gegenwärtige, alle Umstände wichtig sind, so müssen wir nicht unbemerkt lassen, daß des Kuriers linkes Schulterblatt konvex war, und daß er ein kroatisches Pferd ritt.

Dieser große Vorfall eröffnet ein weites Feld für unsre Vermuthungen. Sollte der Krieg ausbrechen, so können die Stadt Aix, der König von Fez und der Hospodar der Wallachei ihr Bündniß durch den Beitritt Kulikan's des sehr Gerechten, der seinem Oheim und seinen Brüdern die Augen hat ausstechen lassen, jetzt regierenden Schachs von Persien, verstärken. Oder falls dieser durch die innerlichen Kriege, die sein schönes Königreich zerfleischen,

zu sehr beschäftigt wäre; so können sie sich mit dem großen Mogul oder mit dem Kaiser von Japan vereinigen, und aus deren Ländern ächte Kameele und Elephanten ziehen.

Unmöglich kann ein gewisser Hof so vielen vereinigten Kräften widerstehen, und man muß hoffen, daß einmal der glückliche Tag kommen wird, wo wir ihn unter der Last seiner Feinde erliegen sehen. Welche Freude werden wir nicht über diese so sehr erwartete Ereignisse haben! Wie zufrieden werden eure Neuigkeitsschmiede seyn, daß sie endlich ihre Prophezeihungen erfüllt sehen, und wie sehr werden sie nicht den Menuetten verbunden sein, von denen die eine aus Moll ist!

Uebrigens geht es hier mit den Gastmahlen und Bällen den gewöhnlichen Gang; der Hof denkt nur daran, sich zu belustigen, und lebt in der Sicherheit, die vor großen Katastrophen vorherzugehen pflegt; aber wir, die wir weiter sehen als unsre Nase reicht, und im Superlativ fein sind, wir verkündigen, wie die unglückliche Kassandra: das Maaß ist voll; die Tage der Trauer sind gekommen; ungeachtet der Durchlauchtigsten Republik Santo-Marino, und selbst der Republik Lukka, wird man hier in kurzem einen Schwarm Barbaren sehen, welche die Menuetten aus Aix in Provence rächen und die Musik des so genannten guten Opernmachers verbrennen! wahre Elephanten werden das Orchester mit Füßen treten! um das Unglück voll zu machen, wird dies barbarische Volk die Stimme der Herren,

die auf unsren Theatern den Sopran singen, in schreckliche Baßstimmen verwandeln; die Jungfrauen, welche auf eben diesen Theatern mit so vieler Keuschheit dienen, werden geschändet werden, und anstatt aller Harmonie wird man nur die Menuetten aus Aix hören, von denen die eine aus Moll ist.

Falls diese Prophezeihung nicht buchstäblich eintrift, so wollen wir diesen Queerstrich mit dreister Stirne aushalten, und nicht aufhören zu prophezeihen. Doch unsren Herren Kollegen, die sich, gleich uns, damit abgeben, in der Zukunft zu lesen — denen rathen wir, wenn sie die künftigen Ereignisse nicht treffen, vergangene zu prophezeihen, oder ihre Prophezeihung über hundert Jahre hinauszurücken.

Wir hören in diesem Augenblick, daß der Ambassadeur von Fez die Kolik bekommen hat, und daß er sich will am großen Zehen elektrisiren lassen. Ein berühmter Arzt versichert, sein Uebel entstehe aus einer Ueberladung von Injurien; sein Wundarzt behauptet aber, es sei eine politische Krankheit, und er habe es rathsam gefunden, sich vom Hofe zu entfernen.

N. S. Ich muß mich entschuldigen, daß ich in meinem Styl die Eleganz und die edle Dreistigkeit Deiner Korrespondenten nicht erreiche; ich studire indeß ohne Unterlaß in Deinen Archiven, um zu diesem Grade der Vollkommenheit zu gelangen.

Schon fange ich an, mir ihre Redensarten eigen zu machen, und werde mich sogleich gewisser starken, kräftigen und malerischen Beiwörter bedienen; z. B. dieser Hospodar ohne Treue und Glauben soll den Hospodar der Wallachei andeuten; jener treulose und verrätherische Fürst wird den König von Fez bezeichnen, und ich werde alle meine Kräfte anstrengen, um mich durch meinen Fleiß Deiner Güte und Deines Vertrauens immer würdiger zu machen. Das Uebrige mit der nächsten Post.

# Brief

des Grafen Rinonchetti ersten Senators der Republik Santo-Marino, an den Freiherrn von Zopenbrug, Minister Sr. Majestät des Königs von Preußen.

Mein Herr, wir haben mit eben so vielem Erstaunen, als Unwillen, gehört, daß eine Art von Zeitungsschreiber unverschämte Dinge über unsre Durchlauchtigste Republik geschrieben hat, und daß dieses anstößige Werk in der Hauptstadt des Königs, Ihres Herrn, gedruckt ist und verkauft wird.

Bis jetzt hat keine Schrift, keine Zeitung aus Berlin irgend Jemand beleidigt; überdies ist es uns bekannt, daß Se. Königlich Preußische Majestät Schmähschriften gegen Privatpersonen strenge bestrafen: wir erstaunen also um so mehr, daß man den Druck des Werkes, das unsre Beschwerden veranlaßt, erlaubt hat, und wir unterstehen uns, zu hoffen, der König, Ihr Herr, werde es nicht zugeben, daß eine Privatperson in seinen Staaten Souveraine insultire. Wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, Se. Majestät werde geruhen, den Elenden züchtigen zu lassen, der uns so schwer beleidigt hat. Er läßt Traktaten und geheime Artikel drucken, und scheint uns sogar lächerlich machen zu wollen. Das ist in der That nicht zu ertragen, und wir müssen eine auffallende Genugthuung bekommen. Freilich sind in Europa einige Staaten mächtiger, als der unsrige; aber, muß man uns ver-

achten, weil wir nicht die stärksten sind? Indeß weiß meine Durchlauchtigste Republik in Italien sich in Ansehen zu setzen. Wir haben allein und ohne Bundesgenossen den Ränken des Kardinals Alberoni, den Kanons und Exkommunikationen der Kirche und allen Bemühungen unsrer Feinde widerstanden; wir haben ihre Intriguen entdeckt, ihre Projekte zerstört, für unsre Freiheit gekämpft und uns behauptet. Wären diese Handlungen, wenn man sie zu Bern, zu Venedig, oder zu Amsterdam gethan hätte, rühmlicher, als jetzt, da sie zu Santo-Marino geschehen sind? Rom war bei seinem Entstehen nicht einmal das, was wir jetzt sind; der Luxus hat unsre strengen Sitten noch nicht verderbt; man sieht bei uns alte Tugenden; Frugalität und Eintracht halten unsren Staat aufrecht. Wir haben sonst nichts Köstliches als unsre Freiheit und unsren Ruhm; und dieses unschätzbare Gut soll uns weder ein elender Zeitungsschreiber, noch irgend eine Macht auf Erden entreissen. Wir hoffen, Se. Majestät werden es nicht länger dulden, daß man uns beleidigt, sondern, als König, sich einer souverainen Republik annehmen. Wir schmeicheln uns, mein Herr, Sie werden unsre gerechten Vorstellungen mit Ihrem großen Ansehen unterstützen, und meiner Durchlauchtigsten Republik die Genugthuung verschaffen, die sie von der Billigkeit des Königs, Ihres Herrn, erwartet.

Ich habe die Ehre u. s. w.

# Antwort

des Freihern von Zopenbrug, Staatsministers Sr. Majestät des Königs von Preußen, an den Grafen Rinonchetti, ersten Senator der Republik Santo-Marino.

Mein Herr, sobald ich den Brief erhalten hatte, mit dem Sie mich beehrt haben, stattete ich Sr. Majestät meinen Bericht ab. Sie können überzeugt sein, mein Herr, daß hier jedermann die Privatpersonen laut tadelt, die sich unterstehen, durch ihre Schriften Souveraine zu beleidigen. Von dem Papste und dem Kaiser bis zum Bischofe von Kostnitz und dem Fürsten von Zipentzerbst hin, müssen alle Souveraine von dem Publikum respektirt werden; mögen sie mächtig oder schwach, alliirt oder feindlich seyn: das thut nichts; und der Wohlstand erfordert, daß man sie immer nur in geziemenden Ausdrücken erwähnt. Große Fürstn ehren in ihres Gleichen sich selbst; wenn sie es in ihrem Lande dulden, daß eine Privatperson eine andere Macht insultirt, so vergessen sie, was sie sich selbst schuldig sind. Seit einer gewissen Zeit ist der Mißbrauch der Presse bis zum Aergerniß getrieben worden; Privatpersonen haben sich über die Bosheit der Schriftsteller zu beklagen gehabt, und es ist mehr als Eine Macht durch jene Leute beleidigt worden, welche, um leben zu können, Neuigkeiten kompiliren, mehr Lügen als Wahrheiten verbreiten und sich zu Aretinen unsers Jahrhunderts aufwerfen. Doch,

Niemand giebt ihnen Glauben; da sie das Publikum so oft gröblich hintergangen haben, so sind ihre Neuigkeiten um allen Kredit gekommen. Man hat nicht gewartet, bis Ihre Durchlauchtigste Republik sich mit Recht über die Neuigkeiten beschwerte, die hier vorstohlner Weise verbreitet worden sind; sondern das Werk ist sogleich verboten und dem Verfasser strenge untersagt worden, ohne Erlaubniß zu schreiben. Ich hoffe, Ihre Durchlauchtigste Republik werde sich großmüthig an dieser Züchtigung begnügen lassen; einem Schwätzer das Reden, oder einem verbrannten Gehirn das Schreiben zu verbieten, ist die größte Strafe, mit der man ihn belegen kann. Wir sind hier in der Achtung, die man fremden Mächten schuldig ist, sogar ängstlich gewissenhaft, und nie werden wir es zugeben, daß jemand die ihnen schuldige Achtung aus den Augen setzt.

Ich bin erfreut, daß diese unbedeutende Sache mir Gelegenheit gegeben hat, Ihrer Durchlauchtigsten Republik zu dienen, und in Bekanntschaft mit einem Manne zu kommen, dessen Ruf so groß ist, als der Ihrige.

Mit diesen Gesinnungen werde ich immer sein ꝛc.

# Fliegende Blätter

aus der Zeit

des siebenjährigen Krieges.

# Brief

## des Kardinals von Richelieu an den König von Preussen.

Aus den elisеischen Feldern, d. 15 Oktob. 1756.

Sire!

Seit kurzem ist hier eine Anzahl von Erdbewohnern angekommen, die uns erzählt hat, was für Vortheile Ew. Majestät so eben über Ihre Feinde davon getragen haben. Man spricht in unsrem ruhigen Aufenthalte nur von Ihren Siegen. Obgleich die Schatten an der sublunarischen Welt nicht mehr die übertriebene Anhänglichkeit haben, wie die Menschen, die darauf wohnen; so behalten sie doch die Gesinnungen bei, die jeder Bürger haben sollte.

So nehme ich, ob ich gleich todt bin, an dem Glücke Frankreichs Theil. Ich interessire mich für den Ruhm eines Staates, den ich ehemals regierte, und geniesse das sanfte Vergnügen eines Vormundes, der das Glück eines ihm anvertraut gewesenen Mündels steigen sieht. Als guter Franzose, wage ich es daher, Ewr. Majestät zu Ihren rühmlichen, und der Französischen Monarchie so nützlichen Fortschritten Glück zu wünschen. Ich sehe, Sire, daß Sie meinem Beispiele folgen und sich

nicht von meinen Grundsätzen entfernen. Sie verlieren Frankreichs wahre Feinde nicht aus dem Gesicht; und dadurch, daß Sie dieser gesunden Politik immer treu bleiben, kommen Sie Gustav Adolph an Thaten gleich. O, wie vielen Beifall gebe ich den Maßregeln, die Ew. Majestät ergreifen, um den weitumfassenden Planen des Hauses Oestreich Gränzen zu setzen! Sie also legen der Habgierde und Ehrsucht desselben einen Zaum an? Sie sind der beste Bundesgenosse, Sire, den Frankreich jemals gehabt hat. Es fehlte meinem Glücke nichts, als daß ich Ihr Zeitgenosse gewesen wäre.

Ob sich gleich die Umstände seit meinem Tode sehr geändert haben, so bin ich doch von der gegenwärtigen Lage der Angelegenheiten eben so unterrichtet, als wenn ich selbst noch Geschäfte zu führen hätte. Der Kardinal Fleury, dessen liebenswerther Schatten in diese reizende Gegenden, heruntergekommen ist, hat mich belehrt, daß die Franche-Comte', der Elsaß und Lothringen der Französischen Herrschaft unterworfen sind, und das Haus Bourbon in Spanien und Italien herrscht. Er sagt mir auch, es sei aus der Asche des erloschenen Stammes Oestreich ein neuer Sprößling hervorgekommen, der tiefe Wurzeln schlage und durch bewundrungswürdige Finanz-Anordnungen, wie auch durch Disciplin seiner Truppen, sich mehr Stärke erwerbe, als er durch die Abtretung verschiedner Provinzen verloren habe. Der Kardinal Fleury machte mich überdies aufmerksam auf das künstliche Verfahren dieses neuen Hauses Oestreich, das bei eben so vieler Ehrsucht, als das alte, seine Schlingen mit Blumen zu

verdecken weiß; anstatt zu stürmen untergräbt; anstatt seine Feinde zu bekämpfen, sie einschläfert, und alle Arten von Gestalten entlehnt, um seine wahre zu verbergen. Sire, Sie haben, gleich einem zweiten Herkules, diesen Proteus gezwungen, seine natürliche Form wieder anzunehmen, und dem Uebertreten seiner Ehrsucht Ihre Siege als einen Damm entgegen gesetzt.

Wir Bewohner des Elisiums, deren feiner Geist von den irdischen Theilen entledigt ist, welche die Seelen der Lebenden umhüllen und belasten, wir haben Kenntniß von der Zukunft, wie von der Gegenwart. Kein Kunstgriff ist unsren Augen undurchdringlich. Wir sehen mit Einem Blicke schon in den Grundursachen ihre Folgen. Daher bemerke ich, als ich unlängst Europa untersuchte, welche gefährliche Plane das neue Haus Oestreich entwirft. Ich sahe, Sire, daß dieses Haus Oestreich, das aber nur das Haus Lothringen ist, sich mit der Hoffnung schmeichelte, es werde Ihre Macht zu Boden treten, um dann in Deutschland Despotismus und Tyrannei zu begründen; daß es darauf rechnete, Frankreich seines getreuesten Bundesgenossen zu berauben, um dann die sämmtliche Macht des Heiligen Römischen Reiches gegen den Allerchristlichsten König zu wenden. Ich sah, daß Schweden sich selbst nicht mehr gleich ist, daß sich dort auf den Trümmern des Throns eine stürmische Aristokratie erhebt, und daß folglich ohne Sie mein Vaterland keinen Alliirten im Norden hätte. Ich sah, daß eine neue Macht, die zwar nur halb aus der Barbarei hervorgegangen, aber durch die Menge ihrer

Truppen furchtbar ist, und von dem Eismeere bis zu dem Mäotischen Sumpfe herrscht, mit Hülfe der Germanischen Cäsarn den Nachkommen Solimans und Muhameds schwer fallen könnte, und daß Frankreich, wenn es sich nicht vorsähe, einen Feind vor sich haben würde, der mächtiger als Karl V, eben so ehrsüchtig als Ferdinand II, thätiger als Karl VI wäre, der unverzüglich Burgund, den Elsaß, Lothringen und vielleicht auch Flandern zurückforderte, und dessen weit aussehende Plane sogar dahin gingen, die Bourbons aus Italien zu verjagen. Was für fürchterliche Kriege würden sich in dieser unglücklichen Zukunft entzündet haben! wie viele edle, vor der Zeit hingestreckte Franzosen hieher herabgekommen sein, um unsren friedlichen Aufenthalt zu bewohnen! Es war Ihnen vorbehalten, Sire, so vielem Unglück zuvor zu kommen, den Thron unsrer Könige zu sichern, und die Hyder niederzuschlagen, deren Köpfe immer von neuem hervorbrechen und sich gegen das Reich der Lilien erheben.

Nach so glänzenden Thaten, nach einem langen und glücklichen Leben, das ich Ewr. Majestät wünsche, werden auch Sie Ihren Aufenthalt in diesem seeligen Wohnsitze nehmen, um unsre Ehrfurchtsbezeigungen zu empfangen; und ich wage es zu hoffen, Sire, daß sie unter der Menge, welche Sie dann umringen wird, den unterscheiden werden, der die Ehre hat ꝛc. ꝛc.

# Schreiben

## von einem Sekretär des Grafen Kaunitz an einen Sekretär des Grafen Kobenzel.

Aus dem Deutschen übersetzt.

1757.

Es thut mir leid, lieber Freund, daß Sie Sich über des Grafen Kaunitz Betragen während der jetzigen Unruhen in Irrthum befinden; ich schreibe dies dem Umstande zu, daß Sie von Wien entfernt sind, ferner den falschen Begriffen der Personen, mit denen Sie umgehen, und den alten Grundsätzen, durch welche Sie getäuscht werden. Sie glauben also, der Reichstag zu Regensburg verfahre zu übereilt gegen den König von Preußen; und Sie wünschten, Ihrer Aeußerung zufolge, daß er seine Citationen und Abmahnungsschreiben nicht bekannt gemacht hätte; Sie glauben überdies, unsre Allianz mit Frankreich sei kein dauerhaftes Band, sondern eine gezwungene, dem gegenseitigen Vortheil entgegen stehende Vereinigung, und wir Alle müßten besonders nach der Einnahme von Kap-Breton fürchten, daß das Ministerium zu Versailles uns irgend einen tückischen Streich spiele. Ueber alle diese Punkte muß ich Sie aus Ihrem Irrthum bringen, und Sie überzeugen, daß des Grafen Kaunitz Verfahren, anstatt Tadel, vielmehr die größten Lobsprüche verdient.

Wir haben aus mehreren Gründen alle Schonung gegen den König von Preußen aus den Augen

setzen können. Einer der beträchtlichsten besteht ohne Zweifel darin, daß es der Kaiserlichen Würde angemessen ist, Ueberlegenheit zu zeigen; und wenn wir den mächtigsten Fürsten in Deutschland so hart behandeln, so wird die Furcht, welche dies Verfahren bei den übrigen erregt, sie alle antreiben, es mit uns zu halten. Der König von Preußen ist nicht bloß ein gefährlicher Feind für das Haus Oestreich, sondern auch ein furchtbarer Konkurrent in Deutschland, so daß Alle, die unsrer unvergleichlichen Kaiserinn treu untergeben sind, selbst den letzten Tropfen ihres Blutes aufopfern müssen, um, so viel sie nur können, zum Verderben seiner Macht beizutragen.

Seit dem letzten Frieden hatte unser ganzes Bestreben, jede unsrer Maaßregeln, mit Einem Worte unser ganzes System, keinen andren Zweck, als Schlesien wieder zu bekommen. Dies Land würde den Staat ründen, uns mit Truppen, Geld, und Stellen für viele Herren versorgen, welche die Kaiserinn gegenwärtig nicht zu befriedigen weiß. Wir hatten von jeher den Plan, nicht bei der Eroberung von Schlesien stehen zu bleiben, sondern den König von Preußen ganz zu Boden zu treten, damit der Kaiserliche Hof dann in Deutschland keine Macht mehr fände, die ihm Einhalt thun, und damit er selbst eine sichre Herrschaft darin begründen könnte. Alle geistliche Fürsten sind Kreaturen von uns; mit den weltlichen hätte es eben dahin kommen müssen, und um die Befehle des Kaisers vollziehen zu lassen, würde es schon hinreichend sein, einen Kommissarius abzuschicken, so, daß wir dann leichtes Spiel gehabt

hätten.

hätten. Die Anhänger der Augsburgischen Konfession würden um so mehr dabei verlieren, da der König von Preussen ihre einzige Stütze ist; aber da diese Sekte schon von selbst fällt, so verdient sie keine große Aufmerksamkeit von uns. Indeß muß ich Ihnen gestehen, daß die Protestantische Religion uns besser gedient hat, als die Katholische. Wir haben in Rom davon gesprochen, daß wir diese Ketzerei zerstören wollen; man hat diese Aussicht allen Geistlichen gezeigt, und dies einzige Projekt ist für uns so gut gewesen als ein Peru. Sie wissen, daß es uns zuweilen an Gelde fehlt; aber die protestantische Religion ist eine fruchtbarere Hülfsquelle für uns geworden, als Kaiser Karl VI in der Wiener Bank fand.

Unser Hof hat funfzig Jahre daran gearbeitet, das Haus Baiern herunterzubringen, und Sie sehen, daß es ihm am Ende gelungen ist. Hätten wir auch eine noch längere und beschwerlichere Arbeit unternommen, um die Preußische Macht zu vernichten; wir müßten sie mit Geduld ertragen. Einer der großen Vorzüge, die wir vor den übrigen Europäischen Mächten haben, besteht darin, daß unser weises Ministerium immer eben dasselbe System befolgt, und daß, was nicht sogleich gelingt, doch durch die Zeit zur Reife kommt. Und deshalb, mein theurer Freund, verzweifle ich denn an nichts. Wie? da alle unsre Bundsgenossen sich in Bewegung setzen; da unsre Armeen thätig sind, um den schönsten Operations-Plan, den man jemals gedacht hat, auszuführen; da unsre Ueberlegenheit und die große Geschicklichkeit unsrer Generale uns

die größten Vortheile versprechen; wie? zu einer Zeit, da sich Alles zu unsrem Ruhme vereinigt, finden Sie es befremdend, daß der Reichstag sich mit Würde äußert, und wollen nicht, daß er seine Blitze gegen Empörer abschleudern soll? Es ist nur zu beklagenswerth, daß uns der Erfolg getäuscht hat, und daß die Dekrete, welche zwei Könige und ihre Anhänger in die Reichsacht erklären sollten, nicht zum Vorschein gekommen sind. Was für ein schöner Tag wäre das nicht für Wien gewesen! und was hätte es dann noch bedurft, um die Größe, den Ruhm und die Macht unsrer unvergleichlichen Gebieterinn zu erheben! — Das wäre denn genug, um unser Verfahren gegen den König von Preussen zu rechtfertigen. Ihre Bedenklichkeiten über unsre Allianz mit dem Französischen Hofe werde ich, wie ich mir schmeichle, noch leichter heben.

Sie wundern Sich, daß Frankreich, welches in seinem Kriege mit England alle seine Kräfte zur See anstrengen wollte, sein Verfahren so plötzlich ändert, und sich, seinem Interesse zuwider, in einen Landkrieg mischt, der eigentlich nur das Kaiserliche Haus anging. Daraus können Sie schließen, daß die Leute dort kein System, keinen Plan in ihren Schritten haben, und daß alle ihre Handlungen ihre Inkonsequenz verrathen. Ferner müssen Sie daraus schliessen, daß die Geschicklichkeit und das Verfahren des Grafen Kaunitz nicht genug zu bewundern sind. Er hat von jeher behauptet: wenn man die Franzosen bei ihrer Eitelkeit fasse, so könne man mit ihnen machen, was man wolle. Auch spielte er zu Anfange dieses Krieges den Supplikanten.

„Die Königinn von Ungarn war nicht im Stande, sich durch ihre eigne Kräfte gegen den König von Preussen zu behaupten; sie setzte ihr ganzes Vertrauen auf die Hülfe und die Redlichkeit des Allerchristlichsten Königs, und gestand, daß sie ihm allein ihre Erhaltung schuldig sein würde.“ Die Sprache führten wir in Versailles. Der Graf Kaunitz hatte alle mögliche Gefälligkeit gegen die Franzosen; er gab Ihnen in Kleinigkeiten nach, und leitete sie in großen Angelegenheiten nach Belieben. Wir machten, daß die Sachsen schrieen und weinten. Wir überschwemmten Paris und Versailles mit Neuigkeiten, die wir, den Zeitläuften gemäß, gehörig umgeformt hatten. Kurz, die Eigenliebe der Franzosen; ihre Begierde sich in Alles zu mischen; der Lieblingsvorwand mit dem Westfälischen Frieden, den wir, weil es die Umstände so mit sich brachten, sehr gut fanden; die Eitelkeit, die Häuser Oestreich und Sachsen zu beschützen, und besonders die Hoffnung, daß sie die Schiedsrichterrolle in Deutschland spielen würden; endlich der Kaiserinn Briefe an... Sie verstehen mich wohl — dies Alles zusammen machte, daß die Franzosen sich hinter das Licht führen liessen; und sobald nur der erste Schritt gethan war, hatten wir keine Schwierigkeit mehr, sie auch zu andren zu bringen. Sie sehen, wie der Graf Kaunitz sie am Gängelbande führt. Konnte er denn also einen wichtigern und feineren politischen Streich ausführen, als daß er sich der Feinde des Hauses Oestreich bedient, um an dessen stärkster Vergrößerung zu arbeiten? Konnte er etwas Besseres thun, als Frankreich an Menschen und

Geld zu erschöpfen, um es in einen entkräfteten Zustand zu bringen, bei dem es in der Folge wenig furchtbar sein wird? Sie finden es schlimm, daß man den Franzosen einige Distrikte in Flandern abgetreten hat; darauf wage ich nicht, Ihnen zu antworten: aber angenommen, daß es sich so verhalte, sehen Sie denn nicht, mit wie vieler Kunst man sich neue Alliirten verschaft? Sobald wir Frankreich bekriegen wollen, wird schon der bloße Name dieser wieder zu erobernden Plätze in Holland und England die Sturmglocke läuten; schon das allein wird die Seemächte zusammenkoppeln und sie nöthigen, ihre Truppen und ihr Geld für unsren Vortheil aufzuopfern. Uebereilen Sie Sich also nicht mehr in Ihrem Urtheil, und glauben Sie, daß des gnädigen Herrn Grafen Verfahren genau kalkulirt, alle seine Schritte abgemessen und seine Projekte reiflich überdacht und abgewogen sind. Fürchten Sie Sich also nicht mehr vor den Franzosen, die ihre Eigenliebe verblendet, und die, weil sie sich für gar zu fein halten, von Andren zum Besten gehabt werden. Wir kennen ihre Stärke und ihre Schwäche, und so bald die Umstände sich ändern, wird es sich zeigen, wie wenig furchtbar sie uns scheinen. Leben Sie wohl, mein lieber Freund. Leben Sie in Brüssel glücklich. Sobald wir irgend eine wichtige Neuigkeit von unsren Armeen bekommen, werde ich sie Ihnen sorgfältig mittheilen; darauf können Sie Sich verlassen. Und der Mann, den Sie mir empfehlen? — Für jetzt wird es schwer sein, ihn unterzubringen; aber wenn wir Schlesien wieder erobern, dann wird es dort für ihn, und für Jeden, der sich nur präsentirt, Stellen geben.

## Glückwünschungsschreiben

des Prinzen von Soubise an den Feldmarschall Daun über den Degen, welchen dieser von dem Papste bekommen hat.

1758.

Mein Herr,

Ich habe mit vielem Vergnügen gehört, was für ein Geschenk Ihnen Se. Heiligkeit so eben gemacht hat, um die Kunst und die Talente zu belohnen, von denen Sie so viele Proben gegeben haben.

Es ist traurig, daß der Heilige Vater den Gedanken, Ihnen dies Geschenk zu machen, so spät gehabt hat. Ich hätte bei Roßbach den geweiheten Hut und Degen sehr gut brauchen können, und ich glaube, auch Ihnen wären sie bei Leuthen nicht schädlich gewesen. Indeß, besser spät, als niemals; mit einem Dutzend Berge, einigen tausend Kanonen und dem päpstlichen Degen, werden Sie, das können Sie mir glauben, nun immer unüberwindlich sein! Aber, was kann man ohne einen geweiheten Degen machen? Die Franzosen haben nicht einmal daran gedacht, die ihrigen mit Weihwasser zu besprengen; dafür sieht man nun auch, was daraus erfolgt ist!

Nunmehr, dafür stehe ich Ihnen, wird Ihnen kein Ketzer Widerstand thun. Sie dürfen diesen Leuten nur Ihren Degen in die Augen blitzen lassen, so wird der Anblick die Armee derselben zerstreuen, wie Minervens Aegide, der bekannten Behauptung zufolge, jeden, der sie ansah, versteinerte.

Der Hof hat es in diesem Jahre nicht rathsam gefunden, mich zum Befehlshaber der Armeen zu ernennen; desto besser kann ich meine Aufmerksamkeit darauf wenden, Ihnen in Ihren Operationen zu folgen, und mich durch den Unterricht zu belehren, den Ihr Verfahren, mit Unterstützung dieses geweiheten Degens, unfehlbar allen Generalen geben wird.

Ich wünsche feuriger, als jemals, daß unsre Höfe das glückliche Band, das sie jetzt vereinigt, sorgfältig in Acht nehmen mögen; denn wie würde es uns gehen, wenn wir eines Tages mit Ihnen fechten, und außer Ihrer Geschicklichkeit zugleich auch diesem geweiheten Degen Widerstand thun müßten?

Ich bin mit aufrichtiger Bewunderung und allen möglichen Gesinnungen der Hochachtung u. s. w.

# Brief

## der Markise von Pompadour an die Königinn von Ungarn.

1759.

Meine schöne Königinn ... Alles das Gnädige, was Ew. Majestät mir zu schreiben beliebt hat, ist für mich von unschätzbarem Werthe. Ich wünschte, Madame, daß ich mich Ihrer Güte und des Vertrauens, das Sie in meinen Eifer setzen, würdig machen könnte. Ich sehe den Augenblick als den schönsten in meinem Leben an, wo ich etwas dazu beitragen konnte, die beiden größten Monarchen in Europa einander zu nähern und auf immer zu vereinigen, und wo ich es dahin brachte, die alten, lächerlichen Vorurtheile auszurotten, welche der vieljährige Haß zwischen zwei Nationen nur zu sehr befestigt hatte. Sie sind jetzt so ganz vernichtet, daß Sie, Madame, auf die lautere Zuneigung des Souveräns und des vernünftigsten Theils von der Nation rechnen können.

Ja, Madame, Sie müssen keine Schmeicheley von mir argwöhnen, wenn ich Ihnen sage, daß unsre Franzosen Ihren Namen eben so sehr verehren, als Ihre eignen Unterthanen. Unsre Nation hat, bei vielen andren Fehlern, doch das Verdienst, daß sie großen Eigenschaften, fänden sie sich auch sogar an ihren Feinden, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Sie haben so viel Großes gethan, Madame, Sie machen unsrem Geschlechte so viele Ehre, daß Sie gar nicht erstaunen dürfen, wenn die Franzosen enthusiastisch für Sie eingenommen sind. Wer das Glück

gehabt hat, sich Ihnen zu Füßen zu legen und in Person Sie zu bewundern, ist in diesem Stück unerschöpflich. Dessen Gesinnungen theilen sich mit, nehmen ein, verbreiten sich, und das Publikum hat nunmehr nur Eine Stimme, so viele erhabne und große Eigenschaften zu preisen.

Habe ich mich über irgend etwas zu beklagen, so ist es darüber, daß mir mein Schicksal bis jetzt das Glück versagt hat, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Diesen Vortheil würde ich allen Gunstbezeigungen Fortunens vorziehen, und ich bin auch weit davon entfernt, Verzicht auf ihn zu thun. Aber, Madame, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen mein Herz mit der Freimüthigkeit öffne, zu der Sie mich durch Ihre Güte berechtigt und dreist gemacht haben.

Wenn ich jemals Gelegenheit finde, den heißesten meiner Wünsche zu befriedigen; wenn jemals der Augenblick kommt, wo ich mich Ihnen zu Füßen legen kann — wollten Sie wohl, Madame, daß ich mich zitternd der unvergleichlichen Fürstinn nähern sollte, vor der ich Ehrfurcht habe, und die mich mit dem Namen ihrer guten Freundinn beehrt? Und doch, Madame, könnte ich mich Ihnen nicht ohne Herzklopfen vorstellen. Wien muß durch Ihre Gegenwart ein reizender Aufenthalt sein; nur macht Ein kritischer Punkt, daß ich vor Furcht erstarre. Sie haben so große Eigenschaften, daß wohl ein kleiner Fehler dadurch bedeckt werden kann; Sie sind so weit über die andren Personen Ihres Geschlechtes erhaben, daß ich mich nicht scheue, Ihnen einige kleine Schwachheiten vorzuwerfen, die sich mit meinem Aufenthalt in Ihren Staaten nicht vertragen.

Sie errathen wohl Selbst, Madame, daß ich mich vor dem erschrecklichen Kollegium, vor jener Inquisition fürchte, die einen tyrannischen Despotismus über das Herz und die Empfindungen einführt. Geruhen Sie gnädigst, Madame, diese zu unterdrücken; schaffen Sie das härteste von allen Tribunalen ab, und vermehren Sie die Anzahl Ihrer Tugenden noch mit Toleranz gegen die liebenswürdigste von allen menschlichen Schwachheiten. Fordern Sie von gebrechlichen Sterblichen nicht Vollkommenheiten, welche die Hand der Natur zwar an Sie verschwendet hat, mit denen sie aber gegen den großen Haufen karg gewesen ist. Dulden Sie es, daß in Ihrer Hauptstadt Neigung, und nicht die Sakramente der heiligen Römischen Kirche über die Liebe entscheiden. Erlauben Sie, daß man ungestraft ein zärtliches und gefühlvolles Herz haben kann, ohne daß man Gefahr läuft, Beschimpfungen zu leiden, die doch immer unangenehm sind, oder, was noch schlimmer ist als alles Andre, in Ihre Ungnade zu fallen. Glauben Sie wohl, Madame, ich wollte, wenn ich bloß in der Absicht, mich Ihnen zu Füßen zu legen, nach Wien ginge, mich der Gefahr aussetzen, von da die Reise nach Temeswar antreten zu müssen? Davor behüte mich Venus immer und ewig! Ich mag nicht nach Ungarn hin. Wie fürchterlich wäre das für eine Französinn, die ohne jene Vorurtheile von strenger und düstrer Keuschheit geboren ist! Ich will nur Sie sehen, hören und bewundren. Aber, ich muß frei sein, Madame. Nichts von Inquisition, nichts was mir Zwang anthut, nichts was meinen Frohsinn zähmt, nichts

was den Launen meiner Empfindungen einen Zaum anlegt!

Sie werden deshalb um nichts weniger apostolisch sein, Madame; denn, um Ihnen nichts zu verhehlen, die Apostel, Ihre Vorfahren, nahmen Schwestern auf ihren Reisen mit sich, und man müßte auch gar zu gutmüthig sein, wenn man glaubte, sie hätten das bloß gethan, um mit ihnen zu beten. In Rom geht man viel weiter. Der gemeinschaftliche Vater der Gläubigen autorisirt aus Nachsicht sogar die freien Oerter; und wenn man nur bezahlt, so ist er schon zufrieden. Dieser gute Vater hat Mitleiden mit den Schwachheiten seiner Kinder, und kehrt diese Sündchen, durch das Geld, das die Kirche davon einnimmt, zum Guten.

Die Welt ist von jeher so gewesen, wie sie ist; sie braucht Vergnügen, und bei diesem — Freiheit. Ihre treuen Unterthanen, die sich in allen Stücken Ihren Befehlen unterwerfen, gehorchen Ihnen doch in diesem Artikel nicht, Madame; und ungeachtet des fürchterlichen Tribunals, ist es in Wien eben so, wie in Paris, nur daß man sich anders benimmt. Ich lege Ihnen im Namen aller Ihrer Staaten eine Bittschrift vor. Die großen Herren haben, trotz dem Prunk und der Größe, Langeweile; denn Stolz ist eine trübseelige Leidenschaft.

Behandeln Sie die Liebe mit einiger Nachsicht; dulden Sie diese Leidenschaft, die unter allen am heitersten, am geselligsten ist, und allein glücklich macht. Erlauben Sie, daß man unter Ihrem Schutze dieses Glückes genieße, des größten, das die Natur uns gegeben hat, um uns über alle die Uebel zu trösten,

die das menschliche Leben erfüllen. Machen Sie durch diese Toleranz, daß ich Ihnen meine Ehrfurcht ohne Besorgniß und Grauen bezeigen, und mich ungestraft dem Feuer meiner Empfindungen und der vollen Bewunderung überlassen kann, welche ihre großen und seltnen Tugenden mir einflößen. Nur dies Eine fehlt noch zu Ihrer Vollkommenheit.

Erlauben Sie, Madame, daß die Herzen aus Ihrer Gefangenschaft kommen dürfen; zerbrechen Sie ihre Ketten, und geben sie der geheimen Liebe, die in Sklaverei seufzt, ihre Freiheit. Ueben Sie Ihre Strenge gegen die unbarmherzigen Gefangenwärter und gegen die Keuschheitshenker aus, welche die Kinder der Freude und der Liebe nur schon zu lange tyranniſirt haben! die sanfteste, reizendste und menschlichste aller Leidenschaften finde eine Beschützerinn an der erhabensten Fürstinn, der ersten Frau dieses Jahrhunderts, jener Theresia *Rex*, die einer der größten Monarchen in Europa ist.

Ich werde zu glücklich sein, meine schöne Königinn, wenn ich Sie eben so leicht mit meiner Göttinn Venus versöhnen kann, als ich es mit meiner Nation that. Dies geschah für die Ruhe und den Vortheil der Welt; aber, was ich jetzt unternehme, ist für ihr Vergnügen bestimmt: und nie hat Vortheil sich mit Glück vergleichen lassen.

So mächtig Sie auch sein mögen, Madame, Venus wird doch immer ein größres Reich haben. Diese wird, troz Ihnen, herrschen. Die Götter des Heidenthums konnten sich ihrer Macht nicht entziehen; käme es uns nun zu, irgend einem Gotte, wer es auch sei, zu widerstehen? Man hat Vergnü-

gen, wenn man sich unterjochen läßt; und dies werden Sie Ihren Unterthanen nicht rauben.

Ich hoffe zuversichtlich, Madame, daß Sie meinen dringenden Bitten nachgeben, daß die Verfolgungen aufhören werden, und daß man in Wien nicht mehr das Märtyrerthum wird befürchten dürfen, weil man in dem Glauben der Liebe geblieben ist, den man von seinen Vätern geerbt hat. Ich bin fest überzeugt, Sie werden meine unterthänigste Bitte zu gewähren geruhen. Diese Handlung der Gnade wird meine tiefe Ehrfurcht gegen Sie noch um einen neuen Grad vermehren, und eben so die hochachtungsvolle Ergebenheit, und den Diensteifer, mit dem ich die Ehre habe zu sein u. s. w.

Des

## Feldmarschalls Leopold von Daun,

Reichsgrafen, Erbherrn auf Kalloporn und Sassenheim, Fürsten von Thiana, Generals en Chef von den Armeen J. K. K. und Apostolischen Majestät, Ritters vom Orden des goldnen Vliesses, Groß-Kreuzes vom militairischen St. Theresien-Orden, Obersten eines Infanterie-Regiments, General-Kommandanten von Oesterreich, Kommandanten der Residenz Wien, und General-Direktors der militairischen Kadetten-Akademie,

# Brief an den Papst.

Brüssel, d. 8. Jul. 1759.

Ich fühle ganz den Werth der Gütigkeiten, mit denen Ew. Heiligkeit mich beehren, und werde mich glücklich schätzen, wenn ich durch Ausrottung der Ketzer Dero Absichten entsprechen, und meine Dankbarkeit bezeigen kann. Als ich zum erstenmal an der Spitze der Armeen auftrat, glaubte ich damit anfangen zu müssen, daß ich Blutbäder durch Andacht heiligte. Ich begab mich nach Marienzell, und betete da zitternd die heilige Jungfrau an, die Stütze Aller, die sie anrufen.

Ich reiste mit dem Feuer und dem Muthe ab, den erleuchtete Frömmigkeit immer giebt, und war entschlossen, das Oberhaupt der Protestanten zu Boden zu stürzen, und die verkehrte Religion zu zerstören, welche die Heiligen und die Jungfrau verkennt.

Ich stellte mich auf eine unersteigbare Höhe, mit dem Vorsatz, mich tapfer zu halten, zu siegen oder zu sterben. Aber, darf ich es Ewr. Heiligkeit sagen? Ich sah aus dem Erfolg, der Denselben wohl bekannt ist, daß der Schutz unsrer Heiligen Mutter nicht hinreichte, daß ich auch des päpstlichen Segens benöthigt wäre; und doch war ich in meinen eignen Augen ein zu großer Sünder, als daß ich es hätte wagen können, darum zu bitten. Alle die verschiednen Fälle, in denen ich seitdem gewesen bin, haben mich überzeugt, daß ohne geweiheten Hut und Degen ein General, besonders wenn er, wie ich, auf sich selbst eingeschränkt, ohne Hülfe, ohne Räthe und ohne Stütze ist, nichts vermöchte, daß seine Arme immer schwach und seine Streiche unsicher sein würden.

Aus heißer Begierde, den Prinzen Eugen zu erreichen oder zu übertreffen, der nur wenige Feinde zu bekämpfen hatte, da ich hingegen so vielen vereinigten Kräften Widerstand thun muß — aus dieser heißen Begierde wünschte ich mir zwar die geweiheten Geschenke, die ihm der Heilige Stuhl machte, ohne die er nichts hätte ausrichten können und durch die er Alles gethan hat, wodurch er immer berühmt bleiben wird; aber einige Kenntniß von der Kriegeskunst, einige tiefliegende Absichten, einige gut entworfne und noch besser ausgeführte Plane, einige kühne Unternehmungen gaben mir noch kein Anrecht auf diesen furchtbaren Degen. Ew. Heiligkeit sind meinen und aller derer Wünschen zuvor gekommen,

die zur wahren Religion gehören. Jetzt, da ich mit diesem heiligen Hute bedeckt bin, will ich alle Anhänger des Protestantismus mit dem Bann belegen, und, gleich einem Waldstrom, der sich von dem Gipfel der Berge herabstürzt, und Alles umreißt, was sich seinem Laufe widersetzt, die verderbliche Ketzerei ausrotten, die in der Christenheit herrscht und ihr Unglück ist.

Aber ach! daß meine Freude durch Besorgnisse wegen meiner Armee gestört wird! Man hat sie versichert, der furchtbare Chef, der vergebens meinen Talenten und meiner Tapferkeit widerstehen will, habe die Säbel seiner Husaren durch den Bischof von Kanterbury segnen lassen; und diese unwissenden Husaren, welche den Anglikanischen Segen mit eben so vieler Ueberzeugung für vortrefflich halten, als ich den Segen des Heiligen Stuhls, werden nun vom Fanatismus getrieben, wagen es, in meiner Abwesenheit, in ganz kleiner Anzahl einem ganzen Korps von meinen erschrocknen Truppen Trotz zu bieten und es zurückzuschlagen.

Da ich mit meinem Hut und Degen nicht allenthalben sein kann, so geruhen Ew. Heiligkeit doch zu erklären, daß der Bischof von Kanterbury eben so ketzerisch ist, wie die Husaren, die er segnet, und daß sein Weihwasser nicht hinreicht; oder wenn Ew. Heiligkeit es rathsam finden, so erlauben Dieselben, daß ich eins von Dero Geschenken dem Chef meiner braven Panduren anvertrauen darf.

Wie sehr wäre es zu wünschen, daß ich an allen denen verschiednen Orten zugegen sein könnte, wo ich meine Armeen agiren lasse. Wenn diese körperliche Gegenwart einem Sterblichen möglich wäre; wenn er zu gleicher Zeit auf den Bergen und in der Ebne sein könnte: so sollte man bald sehen, daß ein Säbel nicht das Uebergewicht über einen Degen hat, und daß ein Bischof nicht so viel werth ist, als ein Papst.

---

# Gedächtnißrede

auf

## Herrn Jakob Matthäus Reinhardt,

Schuster-Meister,

gehalten im dreizehnten Monat des Jahres 2899, in der Imaginations-Stadt,

von

Peter Mörser,

Diakonus der Kathedral-Kirche.

---

Mit Erlaubniß des Hochwürdigen Herrn Erzbischofs von Bonsens.

1759.

---

## Approbation der Herren Buciat und Belarmes, Licenciaten der Theologie, und Bücher-Censoren Sr. Hochwürdigen Gnaden des Herrn Erzbischofs von Bonsens.

Wir haben, auf Befehl Sr. Hochwürden Gnaden, die Gedächtnißrede auf J. M. Reinhardt, von Herrn Peter Mörser, Diakonus, geprüft, und nichts darin gefunden, was den gewöhnlichen Meinungen und den angenommenen Vorurtheilen gemäß ist; wir sehen also keine Wahrheit darin, die den Druck, dessen die Gedächtnißrede so würdig ist, verhindern könnte. Philadelphia, d. 1. Oktober, 1759.

Buciat. Belarmes.

Meine Freunde,

An einem Tage, der Klagen und Thränen geweihet ist, bei der Scene des Todes rings um uns her, vor diesem Grabe und dieser erblichenen Asche, will ich euch nicht von menschlicher Größe unterhalten, auch nicht von Eitelkeiten, welche verschwinden, oder von der Schönheit der Welt, welche vergänglich ist; nein, ich will euch an dem Loose eines einzelnen Menschen das Schicksal Aller betrachten lassen; ihr werdet gut leben lernen, wenn ihr euch in der Kunst gut zu sterben, unterrichtet.

Der, welcher durch ein Wort die Welt aus dem Nichts hervorzog; der durch seinen bloßen Willen das Wasser von der Erde und das Licht von der Finsterniß schied; der die Thiere und den Menschen erschuf — dieses höchste und allmächtige Wesen, sieht, meine Brüder, alle Menschen mit gleichem Blicke an; Güter, Titel, Ehrenstellen, wodurch sie in diesem sterblichen Leben unterschieden werden, machen keinen Unterschied vor dem, der sie Alle gleich geschaffen hat. Der Bauer ist sein Werk, wie der Fürst; von dem Mönchsschuhe bis zur Tiare, von dem Schäferstabe bis zum Zepter werden alle Stände durch den Tod vernichtet; und dann sind die Menschen vor Gott nichts andres, als Sünder, und Gegenstände der Barmherzigkeit. Nicht Würden, sondern ein mehr oder weniger tugendhaftes Leben bestimmt ihr Schicksal nach dieser Zeitlichkeit. Erwartet also von mir keine Schilderungen, welche durch Gegenstände, die auf Stolz oder Ehrsucht Beziehung haben, diesen Leidenschaften

schmeicheln. Ganz im Gegentheil will ich euch zeigen: man könne durch Mäßigung bei Dürftigkeit reich sein, ferner durch Muth in Arbeiten stark, durch sein Verdienst auch ohne ein Amt seinem Vaterlande nützlich, und durch seine Tugend auch ohne Vermögen groß.

Mag man Götzenbildern, die sich nur von Lobsprüchen nähren, Weihrauch streuen; mögen erkaufte Zungen sich durch Niederträchtigkeit den Weg zum Glücke bahnen, mag man die Namen solcher Großen auf Erden, die der Vergessenheit werth wären, darum weil sie groß sind, heiligen: ich für mein Theil schränke mich darauf ein, Eigenschaften des Herzens und des Bürgers, Liebe zu den Pflichten, und dem Leben eines Christen das gebührende Lob zu ertheilen. Fern sei von dieser heiligen Stätte die täuschende Geschicklichkeit des Betrugs, die alle Arten von Farben entlehnt, um die Wahrheit zu entstellen, weil man diese nicht nackt zu zeigen wagt! Fern sei von mir jede studirte Wendung, mit der man, wie mit einer Larve, die häßlichen Züge verbirgt, die man aufzudecken scheuet!

Ich habe nicht von einem Manne zu reden, der glaubte, er sei nur zum Genusse der Welt da, der seine Pflichten aus Trägheit, seine Freunde aus Gefühllosigkeit, und sein Vaterland aus Liebe für sich selbst vernachlässigte; sondern von einem Bürger, dessen immer gleiche Seele ohne zu wanken auf dem Wege der Tugend fortging. Ja, ein lauteres, und von aller Kunst und Schmeichelei befreietes Opfer muß ich dem Andenken des Herrn Jakob Matthäus Reinhardt, Schustermeisters in dieser Stadt,

darbringen. Entfernet von euch, meine Freunde, die nichtigen und so ungerechten Vorurtheile, die Kinder der Weichlichkeit und des Stolzes: jene Vorurtheile von Adel, Rang und Größe, aus denen man Alles verachtet, was nicht in den Augen der Welt glänzend ist, so wie auch alle diejenigen, deren Herkunft nicht durch berühmte Namen und durch eine Reihe von großen Männern ausgezeichnet ist. Erinnert euch, daß die Tugend weniger in den Palläſten der Großen, als in den Hütten der Armen wohnt. Eure Vernunft siege über die Täuschungen der Gewohnheit, und euer gelehriger und weiser Geist urtheile mehr nach den Sachen, als nach den Namen. Ich habe es nicht nöthig, trockne und staubichte Chroniken zu durchwühlen, um euch zu belehren, wer Matthäus Reinhardt's Familie und Voreltern waren; genug, wenn ihr wißt, daß er von rechtschaffnen Eltern erzeugt war, die eine glückliche Anlage, welche sie in ihm fanden, sorgfältig anbauten, ihm eine einfache, aber tugendhafte Erziehung gaben, und ihm, nebst Liebe zu seinen Pflichten, auch Liebe zum Vaterlande einflößten. Er vergalt ihre Mühe und ihre Zärtlichkeit durch seinen Gehorsam, seinen Fleiß, und besonders durch einen Hang, der ihn von selbst zu allem was fein und löblich ist, antrieb. Er lernte von Ihnen das Handwerk, in welchem er in der Folge groß ward. Jeder, der Seinesgleichen durch seine Talente übertrift, ist ein großer Mann; und in diesem Sinne kann man ihn betrachten, wie Melchisedek, der weder Vater noch Mutter hatte. Warum sollten wir ungerechter gegen unsre Landsleute sein, als gegen Alte, die nicht

mehr sind. Sokrates und Plato sind berühmt, und doch kennt kein Mensch ihre Herkunft. Homer, jener Vater der Dichtkunst, den man, sobald er nicht mehr war, aus Bewunderung beinahe zu einem Gott machte, bat um Almosen in denen Städten, die nach seinem Tode darüber stritten, welche von ihnen seine Vaterstadt sei; und ist es nicht in der That viel schöner, sich einen Namen zu machen, als ihn zum Erbtheil zu bekommen? Haben die Familien, die so stolz auf ihren Adel sind, nicht einen Anfang gehabt? Sie sind alle aus dem Bürgerstande entsprossen, und irgend ein Mann von ausgezeichnetem Verdienst durchdrang die Dunkelheit um sich her, um sich einen Weg zu Ehrenstellen zu bahnen. Die erworbenen Titel gingen auf die Nachkommen über, doch ohne ihnen auch das Verdienst dessen, der sie erhalten hatte, zu geben. Wenn wir das prüfen, was der Eigenliebe schmeichelt, so ist es gewiß, daß derjenige, der auf seine Nachkommen Glanz zurückwirft, größer ist, als die, welche denselben von ihm entlehnen. Der, den wir beweinen, meine Freunde, verdankte seinen Namen nur sich selbst: er machte ihn durch seine Talente berühmt, und durch seine Tugenden schätzbar. Hinweg mit den eitlen Begriffen von gemeinem Stande und vom Adel! Wir wollen zu unsrer Erbauung in dem Leben eines armen, aber fleißigen, und nützlichen Handwerkers, seine Arbeiten zum Dienste seiner Nebenmenschen, und seine Sitten betrachten. Wir wollen ihm in seine Werkstatt folgen, wo er mit beschwerlichen Arbeiten beschäftigt ist, und zum Besten seiner Brüder des Tages Last und Hitze trägt; dann wollen wir ihn in

seiner Familie sehen, wie er die Pflichten eines Hausvaters, eines Bürgers und eines Christen erfüllt. Dies soll der Inhalt unsrer Rede sein.

## Erster Theil.

Matthäus Reinhardt war niemals müßig; er hatte so viele Arbeit, daß er sie kaum bestreiten konnte. Wenn der Ruf eines geschickten Mannes sich auszubreiten anfängt, dann will jedermann ihn für sich arbeiten lassen. Die Mode kommt mit ins Spiel. Besonders die Leute nach der Mode, über welche der Ruf eine fest gegründete Herrschaft hat, glauben nicht schön gekleidet zu sein, wenn der Lieblings-Arbeiter des Ortes nicht auch der ihrige ist. Dann muß er seine Gesellen drei- und vierfach vermehren, die Werkstatt vergrößern, die Augen auf seine Leute haben, damit die Arbeit der Meinung, die man einmal davon hat, gemäß ist; kurz, man behauptet die erste Blüthe des Ruhms, die sich so schwer erwerben läßt, nur durch unerhörte Mühe.

Arbeitsame Thätigkeit machte, daß dieser gute Bürger der Morgenröthe zuvorkam, um dem Publikum zu dienen; und er unterbrach seinen Fleiß erst lange nach denen Stunden, welche die übrigen Menschen der Ruhe, der Muße und auch der Schwelgerei widmen. Ihr nichtswürdigen Lasten der Erde, die ihr in Müßiggang oder Zerstreuung lebt, eure strafbaren Tage in Spielhäusern damit zubringt, eure Familien unglücklich zu machen, euren Nächsten Aergerniß zu geben, eure Gesundheit in Völlerei und Ausschweifungen zu verderben — ihr lebt, ihr lebt, sage ich, und ich beweine nun ihn, dessen

Wachsamkeit und unermüdetes Arbeiten nicht einem bloßen Privatmann, sondern allen seinen Landsleuten und selbst Fremden so nützlich war. Doch die Nächstenliebe verbietet es mir, in meinen Klagen und traurigen Betrachtungen noch weiter zu gehen. Es gebührt nicht uns, die Opfer des Todes zu wählen, sondern ihm, dem obersten Herrn über das Leben und das Schicksal des Menschen. Er der Schöpfer, kann über die Geschöpfe gebieten, und wir müssen mit St. Paulus ausrufen. O welch eine Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und Erkenntniß Gottes, wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Rathgeber gewesen?

Laßt uns, meine Brüder, die Wege des Herrn mit Unterwerfung anbeten, ohne die Gründe seiner unaussprechlichen Rathschlüsse erforschen zu wollen, und laßt es uns mit Ergebung ertragen, wenn er uns da schlägt, wo es am meisten schmerzt. Von ihm haben wir ja Alles. Schickt er uns Kummer zu, so will er uns dadurch von der Welt losreißen; so will er, daß wir unser Vertrauen nicht auf seine Werke, sondern auf ihn setzen; daß wir unser Herz nicht allzu stark an die erschaffnen Dinge hängen, sondern an den, der sie gemacht hat; und daß wir Unterweisung in der Mäßigung und Weisheit bekommen sollen, wenn wir nach und nach die sterben sehen, die mit uns in denselben Mauern, unter demselben Dache wohnen, deren Talente wir bewundern, und deren große Eigenschaften wir hochschätzen.

Aber, will Gott, daß wir unser Herz nicht allzu sehr an das Geschöpf hängen, so verbietet er uns doch nicht, die Menschen zu lieben, denen er aus Gnaden Merkmale von Größe und besondrer Tugend eingedrückt hat. Ja, meine Freunde, auch ein Schuster kann zu einem großen Manne geboren sein; jedes nützliche Handwerk ist eben deshalb auch nicht unedel. Die Art, wie es getrieben wird, kann seinen Werth noch erhöhen. Man hat mehr Verdienst, wenn man ein Feld gut bauet, gutes Tuch oder bequeme Schuhe macht, als wenn man die Gerechtigkeit schlecht verwaltet, die Finanzen verwirrt, keine Detaschementer im Kriege anzuführen weiß, oder sich durch einen Feind von mehr Tapferkeit und Geschicklichkeit den Sieg entreißen läßt. Es liegt nichts Niedriges in dem Stande eines Mannes, der uns zu unentbehrlichen Bedürfnissen behülflich ist. Und was wäre denn in der That wohl nothwendiger, als die Bedeckung des Fußes? Sie sichert uns vor der Rauhigkeit des ungleichen und spitzigen Steinpflasters, gegen die üble Witterung und gegen die Unreinlichkeit des Schmuzes und Kothes. Ein schlecht gemachter Schuh oder Stiefel ist durch seine unangenehme Gestalt widrig; er drückt den Fuß, und giebt ihm Härten, die bei jedem Schritte, den man thut, Schmerzen verursachen; er hält das Wasser nicht ab, welches dann eindringt und durch häufige Erkältung die Veranlassung zu gichtischer Schärfe, jener grausamen Krankheit, ist, die durch lange Quaalen zum Grabe führt.

Matthäus Reinhardt war stark darin, alle diese Fehler zu vermeiden; seine Arbeiten waren zu

dem Grade von Vollkommenheit gelangt, deren sie fähig sind; er hatte alle seine Zunftgenossen und Nebenbuhler durch sein Talent übertroffen: und wer sich auf eine so siegreiche Art über seine Mitbewerber erhebt, ist gewiß ein großer Mann. Wer seine Werkstatt und sein Haus klug, mit Ordnung und mit Fleiß regiert, der würde eben so eine Stadt, eine Provinz und, um nichts zu verhehlen, ein Königreich regieren. Ja, meine Freunde, der gute Bürger, den wir beweinen, hatte Eigenschaften, die den Thron nicht würden entstellt haben; da hingegen Viele von denen, die ohne Talent und ohne Lust zur Arbeit einen besitzen, nur schlechte Schuster sein würden, wenn nicht das blinde Glück, welches die Geburten anordnet, sie aus Barmherzigkeit zu dem, was sie sind, gemacht hätte, damit diese untüchtigen Menschen nicht vor Hunger und in Elend umkämen.

Ihr, deren stolzes Ohr durch das Lob eines geschickten Handwerkers und durch die dreisten Wahrheiten, die ich zu äußern wage, beleidigt wird — erröthet! nicht über meinen Vortrag, nicht darüber, daß man in eurer Gegenwart einen fleißigen Mann von Genie lobt, der ein nothwendiges Geschäft trieb; sondern über jene Weichlichkeit, über jene Wollüste, durch die ihr in einen Pomp und Prunk versinkt, bei dem ihr eure eignen Bedürfnisse und die Arbeiten nicht kennt, die zu eurer Bequemlichkeit und zu eurem Gebrauche beitragen. Möchtet ihr nur auf einige Zeit des Theils von eurer Kleidung beraubt werden, der Matthäus Reinhardt's Talent beschäftigte! mit welcher Unruhe, mit welchen Klagen und welchem Eifer würdet ihr seinen Beistand

zurückfordern! Wie sehr würdet ihr das loben, was euer Stolz gegenwärtig herabwürdiget! Ihr würdet, so große Herren ihr auch sein mögt, doch gestehen, daß die Großen sich ohne Schuhe oder Stiefel sehr übel befinden. So sind die Menschen, die in Ueberfluß und Glück erzogen wurden! sie wünschen sich das, was ihnen fehlt, werden dessen überdrüssig, wenn sie es erhalten, und haben kein Gefühl für das, was sie besitzen.

Jetzt, da der Wohlstand und eine Art von Furcht, welche dieser heilige Ort erregt, euch nöthigt, mir geduldig zuzuhören, will ich euch gegen euren Willen lehren, was es dem Fleisse kostet, nicht alle eure Bedürfnisse, aber doch das zu befriedigen, von welchem ich so eben gesprochen habe. Um euch hierin zu unterrichten, dürfen wir nur dem sorgsamen und fleißigen Matthäus Reinhardt in seine Werkstatt folgen.

Er legte niemals Hand an das Werk, ehe er nicht den Stoff, aus dem er arbeiten wollte, gehörig untersucht hatte. Das Leder zu den Absätzen, zu den Sohlen und zu dem Blatte — ist jedes von ganz verschiedner Art, und man findet die Arbeiten oft schlecht, wenn die Wahl desselben nicht mit Beurtheilungskraft und Kenntniß geschehen ist. Er hatte seine Lohgerber, die für ihn arbeiteten, und auf deren Akkuratesse er rechnen konnte. Um das Publikum mit seiner Arbeit zufrieden zu machen, beobachtete er die Vorsicht, seinen ersten Stoff vorräthig zu haben, damit er sicher sein könnte, daß er dauerhaft und gut wäre.

Vergleicht nun euer Verfahren mit dem seinigen, und seht den Unterschied dazwischen ein. Matthäus Reinhardt wählte die Mittel, die ihn zu seinem vorgesetzten Zwecke führen sollten; ihr aber prüft die Wege nicht, auf welchen ihr eure Absichten erlangen wollt, und laßt euch von eurer Unbesonnenheit und vom Ungefähre leiten. Er prüfte Alles selbst; ihr vertrauet euch dem Ersten dem Besten, der sich euch zeigt, und der euch durch überwiegende Eigenschaften unterjocht. Er beobachtete weise Vorsicht; ihr wißt gar nicht, was das heißt. Er wollte Vollkommenheit in seiner Kunst erlangen; ihr habt nur Selbstgenügsamkeit und Tand. Er begnügte sich nicht, seine Arbeiter zu regieren; er lehrte sie auch seine Methode, gewöhnte sie an Akkuratesse, verwarf das Fehlerhafte und arbeitete selbst, um zu gleicher Zeit lehren und Beispiel zu geben; er wünschte nicht, Meister zu werden, aber seine großen Talente erhoben ihn dazu. Ihr im Gegentheil strebt nach Aemtern, ohne Fähigkeit dazu zu haben. Wenn ihr sie erlangt, so verrichten eure Unterbedienten die Arbeit, und ihr begnügt euch, das Gehalt zu nehmen und die Person vorzustellen. Beschäftigt ihr euch ja, so thut ihr es nur mit Ränken, die dem Publikum schädlich sind; und so gereichen die Würden und Titel, die ihr bekleidet, euch nicht zur Ehre, sondern vielmehr zur Beschämung und Schande. — Ihr Götter der Erde, ihr Mächte, welche die Vorsehung bestellte, um weite Länder mit Menschlichkeit und Weisheit zu beherrschen, erröthet, daß ein armer Schuster euch beschämt, euch eure Pflichten lehrt, und daß das Beispiel seines arbeitsamen Lebens euch

unterweiset, was die Völker, die ihr glücklich machen sollt, von euch fordern. Der Himmel hat euch nicht erhöhet, daß ihr bei dem Liede eurer Schmeichler auf dem Thron entschlummern, sondern daß ihr für das Wohl der Tausende von Menschen arbeiten sollt, die euch unterworfen und eures Gleichen sind. Ihr wurdet nicht deshalb auf eine so hohe Stufe gestellt, daß ihr Wochen, Monate und Jahre in den Wäldern zubringen solltet, um ohne Unterlaß wilde Thiere, die euch fliehen, zu verfolgen, und euch mit der verächtlichen Geschicklichkeit zu brüsten, daß ihr sie fangen könnt; an sich freilich ein unschuldiges Vergnügen, wenn nicht Leidenschaft ein Handwerk daraus machte!

Indeß die Landstraßen in euren Ländern verfallen; indeß die Städte voll sind von jenen unangenehmen Gegenständen des Mitleids und des allgemeinen Erbarmens; indeß der Handel in euren Staaten danieder liegt; der Kunstfleiß keine Aufmunterung findet und selbst die allgemeine Polizei schlecht verwaltet wird — indeß gewöhnt ihr eure Arme an Mord, eure Augen an Blut, euer Herz an Unempfindlichkeit. Wozu seid ihr Fürsten? daß ihr wilden Thieren nachjagen, oder, daß ihr eine menschliche Gesellschaft regieren sollt? Bekommt ihr die Vernunft, um euch durch ein Leben voll Zerstreuung zu Thieren zu machen? Erhieltet ihr Herrschaft und Macht, um alle Tage eures Lebens zu verlieren?

Ach! meine theuren Zuhörer, wie viele Ursachen zu Schmerz und Betrübniß giebt das verderbliche Vergessen der Pflichten, das auch den Zweck der besten Anordnungen zerstört! Wie verehrungswerth ist Matthäus Reinhardt, und wie wenige Men-

schen sieht man die Bahn gehen, welche die Ehre und ihr Stand ihnen vorschreiben, und zu der das allgemeine Wohl sie hinruft, von der sie sich aber aus Verkehrtheit entfernen! Unglückliche Mißbräuche sind Schuld daran, daß es auch unter den Großen und unter den Fürsten einen Pöbel giebt. Denn, meine Freunde, was nennen wir denn groß? nicht Geburt, die, wie ich euch bewiesen habe, nichts zum Menschen thut; nicht Herrschaft, die nur durch guten Gebrauch, den man davon macht, lobenswerth ist; nicht Reichthümer, die entweder habsüchtig oder verschwenderisch machen: nein, nur der ist groß, der die übertrift, die mit ihm einerlei Weg gehen; der große Schwierigkeiten besonders glücklich übersteigt; der sich selbst einen großen Namen erwirbt, und durch sein Verdienst sogar Neider zum Beifall zwingt.

Wer kann sich dieser Vorzüge mit mehrerem Rechte rühmen, wer hat in seinem Leben mehr von allem Eigennutz und folglich auch von aller Schmeichelei freie Lobeserhebungen erhalten, als der fleißige Handwerksmann, dessen Verlust wir beklagen? Er hatte sich über seine Zunftgenossen erhoben, wie die stolzen Palmen über andre Pflanzen, die von ihnen mit Schatten bedeckt und erstickt werden, und die zu ihrem Fuße vertrocknen. Er fing mit heimlichen Kunden an; jeder war mit seiner Arbeit zufrieden, da er Niemand übersetzte, und fleißig, thätig und geschickt war. Einer rühmte seine Dienste dem Andren. Er wußte den Schuhen Schönheiten zu geben, die vor ihm unbekannt waren; er täuschte das Auge; seine Arbeiten hatten alle Vollkommenheiten

vereinigt: sie waren schön, bequem, dauerhaft und undurchdringlich. Sein Ruf vermehrte sich schnell. Das Gerücht, das von Schuhen eben so spricht, wie von Gesandtschaften, Traktaten und Siegen, machte bald bekannt, daß ein ausserordentlicher Mann, der jeden Seines gleichen übertreffe, ganz vollkommne Schuhe und Stiefel verfertige. Man sprach fast nur von unsrem Schuster. Sein Ruhm breitete sich auch außer seinem Vaterlande aus; und, um Alles auf einmal zu sagen: er erhielt selbst von seinen Zunftgenossen Lob; sie gestanden ihm einstimmig den Vorzug zu, und schämten sich nicht zu bekennen, daß sie hinter ihm zurückblieben.

Stände ich hier vor unbekannten Zuhörern, so würde man mir kaum glauben. Daß Nebenbuhler, daß Mitbewerber dem Beifall geben, der mit ihnen einem und eben demselben Preise zueilt — das ist erstaunlich, unerhört und beinahe ein Wunder. Aber ihr, meine Freunde, diese zahlreiche Versammlung, die mich hört, und selbst in Ermangelung dieser Stadt, würden diese Gewölbe, diese Mauern, so stumm sie auch sind, mir zu Zeugen dienen, und es bestätigen, welchen Grad des Ruhms unser berühmte Matthäus Reinhardt erreichte. Man hat einen unermeßlichen Zwischenraum zurückzulegen, wenn man von einer dunklen, unbekannten Geburt zu einem bekannten, berühmten Namen gelangen will. Die Schwierigkeit vermehrt sich noch, wenn man sich in seiner Jugend durch das Zusammentreffen widriger und dringender Umstände auf einem unfruchtbaren und dürren Boden findet. Sich dann durch so viele Finsternisse an das Licht hervorzuarbeiten,

ist die Frucht eines thätigen, geschäftigen, und unermüdlichen Geistes und einer sehr ausgezeichneten Industrie. Man bedarf etwas Ungewöhnliches, und weit über das Gemeine erhabne Verdienst, um sich bekannt zu machen; aber dann, wenn man dies ist, den Beifall des menschlichen Geschlechtes, mit dem es so geizt, an sich zu reißen, und zumal alle Stimmen ungetheilt zu erhalten. — das gränzt an das Wunderbare, und setzt einmüthige Uebereinstimmung aller Menschen voraus.

Denkt euch nur, meine Freunde, bei welch einer Menge man sich Ansehen verschaffen muß, und woraus, nicht etwa die Menschenzahl einer ganzen Provinz, sondern schon einer gut bevölkerten Stadt besteht. Ihr werdet in den Charakteren und in der Denkungsart eben so viele Verschiedenheit finden, als die Natur in die Physionomien gelegt hat. Einige, die zu sehr voll Tand sind, gehen, wie in einem Traum, ohne sich umzusehen und nachzudenken, durch das Leben hin; Andre mit beschränkten Seelenkräften denken nur nach denen Eindrücken, die ihnen stärkere Seelen geben. Hier sind Nachgiebige, die ihre Meinungen eben so oft verändern, als ihre Gesellschaft; dort Halsstarrige, die sich durch nichts überzeugen oder überreden lassen. Auf Einer Seite sehet ihr stolze Personen, die auf Alles mit Verachtung hinblicken und die ganze Welt ihrer unwerth glauben; auf der andren schmächsüchtige und beissende Menschen, deren Mund nur an Tadel gewöhnt ist und nur zum Werkzeuge der Satyre dient; endlich Personen, die voll von Einem Gegenstande sind und sich durch nichts davon losreissen lassen;

Ausschweifende, die sich zu Thieren erniedrigen; Stolze, die sich selbst bewundern; Wollüstige, die nur an ihre Vergnügungen denken; Unwissende, die keine Kenntniß haben und doch Alles entscheiden; Neidische, die ihren Nächsten verläumden und seinen guten Namen zerfleischen. Alle diese verschiednen Köpfe muß man fesseln und vereinigen! diese an Gedanken, Neigungen und Meinungen so verschiedne Menge muß man von seinen Talenten und seinem Verdienste überzeugen!

Wie schwer ist es doch, alle Stimmen zu gewinnen! Wie viele Zeit, Mühe, Arbeit und Glück wird erfordert, das Gebäude seines Rufes aufzuführen und so manchen Mund auch gegen dessen Willen zum Lobe zu zwingen! diese Geizigen kargen mit jedem Körnchen Weihrauch, das Andre fordern, um es auf ihren eignen Altären zu verbrennen. Um so mehr muß man einen armen Handwerker achten, der, ganz von Schutz und Ansehen entblößt, aus einer solchen Ferne kommt, aber doch den ungeheuren Raum überspringt, sich bekannt macht und den Beifall des Publikums in sich vereinigt.

Es ist überdies leichter, sich in der Entfernung einen Namen zu machen, und ihn bei denen in Ansehen zu setzen, die uns nicht sehen und nicht kennen; aber Prophet in seinem Vaterlande zu sein, und doch von seinen Mitbürgern gelobt zu werden — das ist der größte Triumph, auf den der Ruf eines Menschen Anspruch machen kann. Matthäus Reinhardt's Name hat sich in dem ganzen Lande verbreitet; er ist so berühmt geworden, daß Leute, die ihn nie gesehen hatten, ihm ihr Maaß schickten, und

ihn

ihn dringend baten, für sie zu arbeiten. Er war so sehr beliebt, daß jeder, der seine Ehre in Galanterie setzt und durch seinen schönen Anzug sich auszeichnen will, keine gute Schuhe zu haben glaubte, wenn Er sie nicht gemacht hatte.

Er war, so sehr man ihn auch suchte, doch bescheiden, schlug seine Dienste denen niemals ab, die ihn darum baten, bestrebte sich, ungeachtet der häufigen Ueberladung von Arbeiten, jeden zu befriedigen, und dachte weniger an Eigennutz, als an das Vergnügen nützlich zu sein und sein Handwerk zu vervollkommnen. Man fand ihn ohne Unterlaß in seiner Werkstatt; er war sanft, ließ mit sich reden, ertrug Zudringlichkeiten, und äußerte nicht die mindeste Ungeduld, nicht die kleinste Unruhe, wenn neue Ueberlästige einer nach dem andren kamen, und seine Arbeit unterbrachen oder sie beschleunigen wollten. Er unterschied sich hierin sehr von gewissen vornehmen Herren, die jedem, der sie antritt, rauh begegnen, die sogleich abschlagen ohne nur den Leuten Zeit zu lassen ihre Verlangen zu äußern, und die von ihrer Sprache weiter nichts gut wissen als das Wörtchen Nein, das sie sehr distinkt artikuliren, weil sie es unaufhörlich im Munde haben.

Herrn Reinhardt's Werkstatt war eine Schule der Sitten. Er hielt eine bewundrungswürdige Ordnung darin: niemals unterstanden sich seine Lehrlinge, zu schwören oder unanständige Worte zu gebrauchen. Er sagte ihnen oft: wenn ihr aufmerksam auf eure Arbeit seid, so werdet ihr keine andren Gedanken haben. Auch unterwies er sie redlich in dem, was er mit so vieler Mühe, Zeit und

Arbeit zur Vollkommenheit gebracht hatte; er setzte seine Ehre darin, auch nach seinem Tode nützlich zu sein, und in denen, die er gebildet hatte, von neuem zu leben. Aus seiner Werkstatt sind eine Menge geschickter Arbeiter hervorgegangen, die jetzt in dem ganzen Lande ansässig sind. Statt eifersüchtig auf sie zu sein, ermunterte er sie vielmehr, und freuete sich, daß es ihm so gut gelungen war. Eine so unverstellte Tugend ist in einem verderbten Jahrhunderte sehr selten! Andre Künstler sind über ihre Entdeckungen oder Geheimnisse neidisch: ein Arzt, der ein neues Heilmittel gefunden zu haben glaubt, entzieht es der Kenntniß der Welt, ist neidisch darauf, und will, daß es mit ihm begraben werden soll. Viele große Feldherren fürchten sich, Generale zu bilden, die eines Tages Nebenbuhler ihres Ruhmes werden könnten. Es ist auch gewöhnlich, daß Minister das Geheimniß ihrer Geschäfte allen ihren Unterbedienten verbergen, und daß sie es allein in Verwahrung behalten, weil sie befürchten, sie möchten sich Nebenbuhler machen, wenn sie in diesen oder jenen Vertrauen setzten und es ihm mittheilten. Daher ist denn bei ihrem Tode auch Alles in Unordnung und Verwirrung, und bisweilen geht das Geheimniß auf immer verloren.

Aber Matthäus Reinhardt, ein wahrer Bürger, dachte an das Wohl seines Vaterlandes; denn wer andres handelt, denkt nur an sich selbst.

Warum, meine Freunde, habe ich nicht Cicero's Beredsamkeit, um den Ruhm dieses unvergleichlichen Mannes zu erheben, der jene so oft gepriesene Tugend der alten Römer besaß! Die Vorsehung hat-

te ihn nicht auf einen so hohen Posten gestellt, daß er seine große Seele in ihrem ganzen Lichte zeigen konnte; aber wenn jedes Mitglied der Gesellschaft nach seinen Grundsätzen handelte, so würde, wie ihr mir zugestehen werdet, allgemeines Wohl daraus entspringen.

Was würde nicht jener Römische Konsul, der Vater der Beredtsamkeit und seines Vaterlandes hierüber gesagt haben? Er, der die allerdürresten Gegenstände fruchtbar machte, den Schuldigen Lossprechung verschafte, gewöhnliche Menschen in große Männer verwandelte, und denen Tugenden zu leihen wußte, die gar keine hatten? An Matthäus Reinhardt würde er wahre Tugenden gefunden haben.

Als jener Konsul wünschte, daß man die Befehlshaberstelle in dem Kriege gegen Mithridat dem Pompejus auftragen sollte, blendete er das Volk durch den Zauber seiner siegreichen Beredsamkeit; der wirkliche Pompejus, und der, den er schilderte, waren nicht einerlei Person. Und, meine Freunde, was war denn Pompejus in Vergleichung mit unsrem berühmten Handwerksmann? Der Eine führte Truppen gegen den empörungssüchtigen und blutdurstigen Sylla; der Andre war dem Meister, bei dem er sein Handwerk lernte, und seiner Obrigkeit unterthan, ohne sich in Kabalen zu mischen. Der Eine war eben so ehrsüchtig als eitel, riß unrechtmäßig den Ruhm an sich, den Lukullus in dem Kriege mit dem Könige Mithridat, Metellus in dem mit Spanien, und Krassus in dem Gladiatoren-Kriege erlangt hatten; der An-

dre war eben so bescheiden, als geschickt, trat andren Meistern, seinen Zunftgenossen, Arbeit ab, und theilte seine Talente seinen Zöglingen mit. Der Eine ließ sich von Cäsar betrügen und überraschen; der Andre betrog nicht, und ward von Niemand überrascht. Pompejus fesselte Könige, verheerte Provinzen und steckte Städte in Brand; Matthäus Reinhardt diente Königen, übte nie Gewaltthätigkeiten aus, und löschte, wenn es brennte. Der Stolz des Römers konnte nicht einmal Seines gleichen ertragen; die Demuth des Deutschen bestrebte sich, Nebenbuhler zu erhöhen. Der Held des Senats ward von Cäsar besiegt; der berühmte Handwerker von niemand geschlagen. Pompejus entzweiete sich mit seinen Freunden; Reinhardt unterhielt immer das gute Vernehmen mit den seinigen. Der eine starb eines gewaltsamen Todes; der andre endigte durch einen natürlichen sein Leben ruhig. Hätte Pompejus über Cäsarn triumphirt, so hätte er ebenfalls Rom unterjocht; Matthäus Reinhardt triumphirte über alle seine Mitmeister, und dachte, das betheure ich, nie daran, herrschen zu wollen.

## Zweiter Theil.

Aber, meine Freunde, wie viele Beispiele hat man nicht, daß jene Kriegeshelden, wenn sie wirklich ihr Vaterland vertheidigt hatten, in Friedenszeiten dessen Geisseln geworden sind! Der vortrefliche Bürger hingegen, von dem ich rede, war in seinem Privatleben noch bewundrungswürdiger, als in dem Theile seines Lebens, den er dem Publikum wid-

mete. Wie selten, aber wie schön ist es, große Talente mit gründlichem Verdienste, und glänzende Eigenschaften mit liebenswerthen und sanften Sitten vereinigt zu sehen! Der Geist der meisten Menschen ist eine Zusammensetzung von Bösem und Gutem. Besondres gleichen die großen Genies Gemälden, in denen es schöne lichte Stellen, aber auch dunkle Schatten giebt; sie sind Mischungen von Größe und Kleinheit, von erstaunlichen Widersprüchen, und von so sonderbaren Kontrasten, daß Blaise Paskal überzeugt war, sie hätten zwei Seelen. Wenn wir zu den Künstlern heruntergehen, so finden wir unter ihnen wenige Hervorragende, die nicht die Thorheit haben, sich ihrem Eigensinne zu überlassen, der oft an Wahnsinn gränzt. Ihre Kunst verschlingt alle andre Bemühungen, und sie wenden nun gar keinen Fleiß darauf, ihre Sitten zu verbessern und über ihre Fehler zu wachen.

Matthäus Reinhardt unterschied sich sehr von denen, die ich euch hier schildre. Er studirte zuerst sich selbst, fing damit an, daß er ein Bürger und ein rechtschaffner Mann ward, und bauete dann sein Talent an. — Wer in der großen Welt lebt, bildet sich ein, nur am Hof und in dem Geräusche der Hauptstädte sei die Jugend gefährlichen Verführungen ausgesetzt, nur dort werde sie durch Gelegenheit gelockt und durch Beispiele hingerissen. Aber werden die, welche sich dort befinden, lebhaft angegriffen, so haben sie auch gute Waffen zur Vertheidigung: der Zaum der Erziehung hält sie zurück; das Auge ihrer Anverwandten macht sie schüchtern, und der Rath ihrer Freunde bedächtig.

Ganz anders verhält es sich mit dem Sohn eines armen Handwerkers, den man nicht mit so vieler Sorgfalt erziehen kann, als die Hoffnung begüterter Familien. Ja, ich wage es zu behaupten, daß er der Gefahr noch mehr ausgesetzt ist, als die, welche in der großen Welt leben. Denn obgleich das Laster allenthalben dasselbe bleibt, so bekleidet es sich doch bei dem Adel mit dem Schleier des Wohlstandes, und zeigt sich immer nur insgeheim; es sucht unverletzliche Freistätten, und entzieht sich dem Blicke der Welt. Bei dem Volke hingegen herrscht ungezähmte Ausgelassenheit; Schwelgerei wird bis zu der anstößigsten Ausschweifung getrieben; die Leidenschaften werden ihrer ganzen Heftigkeit überlassen. Immer herrscht etwas Thierisch-Sinnliches und Wildes in den Vergnügungen, die in Völlerei ausarten, und es ist ein ganz vorzügliches Naturel erforderlich, um dem Strome des Beispiels zu widerstehen, der täglich so viele unglückliche Opfer mit sich fortreißt und verderbt.

Matthäus Reinhart hatte diese gefährliche Klippe vermieden; nie, auch nicht einmal in seiner ersten Morgenröthe, sah man ihn jene abscheulichen Häuser besuchen, wo die Freude der Wuth gleicht, wo unersättliche Habsucht Räuber herbeilockt, die jeden unglücklich machen, der nicht so ein Betrüger ist, wie sie selbst, und wo Streitigkeiten so häufig und das Geschrei so barbarisch ist. Seine Klugheit behütete ihn vor diesen und vielen andren Gefahren; sein Fleiß, der ihn an seine Arbeit fesselte, erlaubte ihm niemals, die gefährlichen Gesellschaften zu besuchen, die seine Sitten hätten verder-

ben können. Ihm war jene besondre Gnade, die der Allmächtige nach seinem stets heiligen Willen austheilt, zum Loose zugefallen. Er hatte sein Herz seinem holdseligen Erlöser gewidmet. Dies war die Quelle seiner Tugenden, wie der Psalmist sagt: Mein Sohn, gieb mir dein Herz, und habe Lust an meinen Wegen.

Ja, von dem Herzen hängt der Mensch ab; das erhält den Frieden in den Wohnungen, eheliche und väterliche Liebe, Eintracht mit den Nachbarn, Unterwerfung gegen die Gesetze, und Liebe zum Vaterlande; auch giebt es, wenn es von heiligem Feuer brennt, Eifer und Andacht.

Wirklich erfüllte dieser vortrefliche Bürger alle seine Pflichten. Er verheirathete sich im Jahre 1742 mit Anne Marie Gerie, welche Wittwe war, ohne Frau gewesen zu sein. Ich rufe Euch zur Zeuginn an, keusche und züchtige Gattinn, wie sanft, wie ruhig und wie glücklich Ihr die Tage eurer frohen Ehe durchlebt habt! Nie hat ein Sturm ihre Heiterkeit gestört; nie hat die Zwietracht ihre Fackel unter die Flamme Eurer keuschen Liebe gemischt. Eure Herzen waren vereinigt, und Ihr waret ein Beispiel der Eintracht, und des Segens, den der Allgütige über die verbreitet, die ihn fürchten. Der Gatte kam der Gattinn, und diese wieder ihrem Ehemann in seinen Wünschen zuvor. Allzu seltnes Glück! seelige Eintracht, die uns an das schöne Jahrhundert, an jene ersten Tage der Welt erinnert, wo Unschuld auf der Erde wohnte; an das goldne Zeitalter, das von den Dichtern so ge-

priesen wird, aber zur Beschämung der Menschheit nie anders, als in der feurigen Einbildungskraft der Söhne Apollo's da war! Warum sind solche schöne Beispiele nicht häufiger zu finden? und woher kommt es, daß bei denen, welche den schändlichen Sitten unsrer Zeit folgen, eine Ehe nur ein langes Aergerniß ist? Darum, meine Freunde — ich wiederhole es — darum, weil das Herz keinen Antheil daran hat. In dem zerstreueten und ausschweifenden Leben der großen Welt ist die Ehe nichts, als ein Vertrag des Eigennutzes: man heirathet nicht für sich, sondern für den Vortheil seiner Familie. Eheleute leben, wie der Heilige Paulus sagt, als wenn sie nicht verheirathet wären. Hang zu Leichtsinn, und Unbeständigkeit, ja oft bloßer Eigensinn ist schon hinreichend, die Bande zu zerreißen, welche ewig sein sollten. Man strebt nach dem Ruf eines Mannes von gutem Glück; man bringt Unruhe in das Haus seines Nachbars; man entzweiet eine andre Familie, und das zu eben der Zeit, da man auch sein eignes Haus in Zwist setzt. Die, der man Treue schuldig ist, will die Beschimpfungen, die man ihr anthut, nicht umsonst leiden; sie findet ein unseliges Vergnügen in der Rache; sogleich ist der Friede aus dem Hause verbannt; Verdacht, Eifersucht, Jähzorn, Wuth, unversöhnlicher Haß regieren nun in Herzen, worin bloß Eintracht und Liebe wohnen sollten; es ist keine Zärtlichkeit, keine Annehmlichkeit, keine Versöhnung, keine Verzeihung mehr zu hoffen, und die Wohnung solcher Eheleute, die ein irdisches Paradies sein sollte, wird ein höllischer Aufenthalt.

Sehet da, meine Brüder, wie das Laster, das sich unter so schmeichelhaften Gestalten zeigt, die Tage der Menschen vergiftet, die sich seinen Verführungen überlassen! Vergleicht das Glück, dessen Matthäus Reinhardt genoß, mit der Unordnung, die ich euch so eben geschildert habe. Bei dem Einen findet ihr Seeligkeit; bei dem Andren Verzweiflung; der Eine hat ein ruhiges Herz, der Andre ein gemartertes Gewissen. Der Erstere findet, wenn er nach Hause kommt, eine Freundinn, in deren Busen er sein Herz ausschütten kann; der Andre aber eine mit Schlangen bewaffnete Furie, die bereit ist, sich zu seinem Verderben zu verschwören. O des leidigen Irrthums, der uns in dieser und in jener Welt unglücklich macht; der uns der Seeligkeit beraubt, deren wir fähig wären, und in uns das Feuer unordentlicher Leidenschaften entflammt, die uns in das Verderben stürzen!

Ein guter Ehemann, meine lieben Zuhörer, ist gewöhnlich auch ein guter Vater; ein zärtliches Herz ist nicht unnatürlich; er liebt in seinen Kindern sein eignes Werk, und ehrt in ihnen das Bild des Höchsten, zu dem er sie gezeugt hat. Unser verstorbene tugendhafte Mitbürger beschäftigte sich ernstlich und sorgfältig damit, seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben; er sah sie als Mitglieder des Vaterlandes an, die er für dasselbe erzöge, und sagte oft: ich denke nicht darauf, ihnen Reichthümer zu hinterlassen; aber sie werden von mir Rechtschaffenheit erben. Er selbst prüfte sie jedesmal, wenn sie aus den öffentlichen Schulen kamen, und trug große Sorgfalt dafür, sie die ersten Anfangsgründe

der Religion in Fragen und Antworten auffagen zu lassen, um ihnen frühzeitig die Vorurtheile ihres Glaubens einzuprägen und sie in unsrer heiligen Religion zu befestigen. Er machte ihnen die Wahrheit zur Gewohnheit, da er sie jedesmal strafte, wenn sie sich dieser oder jener Hülle bedienten, um ihre Fehler zu bekleiden; er litt es nicht, daß sie mit einander zankten, und noch weniger, daß ihnen die unbescheidnen Worte entfuhren, die das gemeine Volk so unanständig braucht, und worin rohe, bäurische Menschen ihre ganze Beredsamkeit setzen. Besonders bemühete er sich, sie arbeitsam zu machen, damit sie eines Tages ihrem Vaterlande nützen könnten, und ihr Herz zu bilden, damit sie sich selber nützlich wären. Er sagte oft: ich sammle ihnen einen Schatz von Tugenden. Plato und Sokrates hätten sich nicht besser ausdrücken können.

Wenn das höchste Gut — woran sich gar nicht zweifeln läßt — in der Tugend besteht; so hat er bei seinem Tode die reichste Familie im Lande zurückgelassen, und zugleich die erste Pflicht eines guten Bürgers erfüllt, da er rechtschaffne Leute und Unterthanen voll Eifer für das Vaterland erzog. Ihr Alle meine Brüder, habt diese Pflicht; aber nur wenige erfüllen sie. Ein schlimmes und durch seine Folgen gefährliches Vorurtheil macht, daß die Eltern nur darauf denken, wie sie ihren Nachkommen Güter hinterlassen wollen, ohne daß sie allen den Fleiß anwenden, den die Bildung der Sitten und des Herzens erfordert. „Ich hinterlasse, sagt man, meinem ältesten Sohne so und so viele Landgüter, meinem jüngern die und die Summe, und meiner

Tochter eine große Mitgift.“ Aber was geschieht? Das Vermögen wird bald nach des Vaters Tode verschwendet, und diese verkehrte Brut ohne Talente und Verdienste ist an den Bettelstab gebracht, ohne nur den Trost zu haben, daß man sie in ihrem Unglück beklagte. Da ist denn eine Familie für den Staat verloren, und das Vaterland kann von diesen Bürgern nie den geringsten Vortheil ziehen.

Das Herz ist die Quelle, aus der alles Gute fließt, die erste Triebfeder der Tugenden und der Eigenschaften, die man als Mensch und Bürger haben kann. Matthäus Reinhardt hatte ein so lauteres und argloses! Er war sanft, dienstfertig gegen jedermann, mitleidig gegen seine Nächsten, menschlich und barmherzig gegen Geringere. Es ist bei Leuten seines Standes gewöhnlich, daß sie Streitigkeiten mit ihren nahen Verwandten, Zänkereien mit Handwerksgenossen, oder Processe über Kapitale und andre Dinge haben; er aber hatte so großen Abscheu vor allem, was die Ruhe seiner Seele stören konnte, besonders vor der Schikane, daß er, so viel an ihm war, Allem auswich, was Gelegenheit zu Streitigkeiten und Rechtshändeln geben konnte. Ehe er sich vor Gericht fordern ließ, gab er lieber denen nach, die Forderungen an ihn machten, und sagte: man gewinnt viel, wenn man zu rechter Zeit nachzugeben weiß. Ein so großmüthiges Verfahren, eine so edle Uneigennützigkeit erwarben ihm die Achtung der ganzen Stadt. Man hätte ihn durch Anforderungen ohne Zweifel zu Grunde gerichtet. Aber seine Nachbaren behandelten ihn aus Feinheit mit Schonung, und

man fürchtete mit Recht, sein kleines Glück zu verderben, wenn man ungerechte Güter von ihm forderte, die er ganz gewiß seiner Ruhe aufgeopfert hätte.

Indeß, dieses musterhafte Leben sicherte ihn doch nicht gegen die Wirkungen des Neides, das heißt: gegen üble Nachreden und öfters auch schreckliche Verläumdungen. Ich darf nichts verhehlen; denn ich habe nur Löbliches zu verkündigen. Dieser rechtschaffne Mann brachte, wie schon gesagt, sein Leben in seiner Werkstatt zu, und war an seine beschwerliche und mühsame Arbeit geheftet. Er befand sich in der Nothwendigkeit, seine Kräfte wieder zu ersetzen. Er hatte einen schwachen Magen, und klagte oft darüber. Deshalb mußte er täglich einige Flaschen Wein trinken, um sich zu stärken, wie der Heilige Paulus dem Timotheus räth: Brauch ein wenig Weins um deines Magens willen. Oft versagten ihm gegen Abend seine matten Kniee ihre Dienste; und da er zuweilen vor Entkräftung gefallen war, so ließ er sich führen, um ähnliche Fälle zu vermeiden. Dies war schon genug, daß seine Feinde — denn wer hat die nicht? — ihn mit ihrem Gifte besprützten und ihn übermäßiger Schwelgerei beschuldigten. Diese Treulosen sagten mit einer geringschätzigen Mine und mit einem höhnenden Lachen: das ist der heilige Mann! das Wunder unsrer Stadt! Wahrscheinlich macht er die Arbeiten, die ihm so vielen Ruf verschaffen, wenn er seine Vernunft in Wein ersäuft hat, oder wenn er fällt, weil er sich nicht mehr aufrecht halten kann. Man will, daß betrunkene Schuster arbeiten sollen.

Nun gut, wenn das ist, so wollen wir es ihm bald zuvorthun, und man wird sehen, ob unsre Schuhe nicht eben so vielen Ruf bekommen werden, wie die seinigen.

Und was that unser fromme Handwerksmann, wenn er die Werkzeuge der Lüge diese schrecklichen Verläumdungen ausspeien hörte? Meine Brüder, er legte sie Christo zu Füßen, und sagte: ich danke denen, die mich demüthigen. Er segnete seine Feinde; er bat Gott um Barmherzigkeit für die, welche ihn lästerten und verfolgten; er fand Trost darin, eben so behandelt zu werden, als der Gerechte, den ruchlose Juden lästerten, und das Kreuz jenes göttlichen Erlösers zu tragen, der durch den Sklaventod seine Seele erkauft hatte vom ewigen Verderben. So wußte er seine Leiden zu nützen, und sich auf Kosten seiner Feinde, die ihn zu Boden zu schlagen glaubten, ein himmlisches Siegeszeichen zu erringen, das die Bosheit der Menschen nicht verderben oder zerstören kann. Er vergalt nie Böses mit Bösem; er kannte das schädliche Vergnügen nicht, das verderbte Seelen in der Rache finden, die unglückliche Freude, Lästerungen und Verhöhnungen mit noch grausameren Satyren zu bezahlen, welche den guten Namen des Nächsten zerfleischen oder morden. Seine Lauterkeit war so groß, daß er guten Rath mit Dankbarkeit, Belehrung mit Unterwerfung, und Vorwürfe mit Ruhe annahm, Schmähungen aber verzieh.

Welch ein Beispiel der Mäßigung für euch, ihr Großen der Erde! welche Lehre giebt euch ein armer, aber gottseliger Handwerker! Ein Mann, den ihr

vielleicht mit Stolz verachtet und von dessen Namen ihr glaubt, daß er euer Gedächtniß beflecken würde, wenn ihr ihn darin aufbehieltet — dieser Mann lehrt euch, daß man mit seinen nächsten Nachbaren in vollkommner Eintracht leben kann. Seine Rechtswissenschaft, die von der eurigen so verschieden ist, zeigt euch, daß man Wege hat, Streitigkeiten und Zänkereien zu vermeiden, und Frieden und Ruhe zu erhalten; daß es eine gewisse Seelenhoheit giebt, die weit größer, als die Heftigkeit der Rache, und so barmherzig ist, daß sie selbst Schmähreden und Beschimpfungen verzeihet. Bei euch hingegen werden die kleinsten Zwistigkeiten zu Gift, und der geringste Streit erregt einen blutigen Krieg. Eure Eitelkeit ist noch grausamer, als die Barbarei der Tyrannen, und opfert Tausende von Bürgern dem falschen Ruhme auf. Ja, für ein Wort, dem Ehrsucht und Haß seine Erklärung geben, werden ganze Provinzen verheert und verwüstet; eure Wuth giebt die Erde der Raubgierde wilder Thiere Preis, die ihr gegen sie loslasset; alle Landplagen, alles Unglück verheert die Welt in ihrem Gefolge; und so viel beweinenswerthes Unglück entsteht nur aus euren verderblichen Feindschaften.

Wie weise war Matthäus Reinhardt! Man sollte die schönen und merkwürdigen Worte: der gewinnt viel, der zu rechter Zeit nachzugeben weiß, mit goldnen Buchstaben an die Pallaste der Großen schreiben.

Aber wohin reißt mich ein übergroßer Eifer? Laßt uns dieses Feuer für das allgemeine Beste zähmen, und einen ehrfurchtsvollen Schleier über

die Handlungen der Mächtigen werfen, welche die Vorsehung auf die Thronen der Welt gesetzt hat! Laßt uns schweigend die Wege anbeten, deren sie sich bedient, um Reiche zu stürzen oder zu erheben! Ohne ihre unerforschlichen Rathschlüsse durchdringen zu wollen, laßt uns weggehen von den Pallästen der Großen, wo Ehrsucht und Stolz herrschen, und zu der Hütte des Armen zurückkehren, wo Arbeit und Tugend wohnen! Ja, meine Brüder, wir sind sicher, daß wir diese da finden werden.

Der fromme Mann, der so weise Eintracht und gutes Vernehmen mit denen zu unterhalten wußte, mit welchen er durch sein Schicksal zu leben genöthigt war, liebte die Gesetze, und kam ihnen durch seine billigen und redlichen Handlungen zuvor; er scheuete die Obrigkeit nicht, die den Verderbten so furchtbar ist, sondern war ihr unterthan und gehorsam. Seine anerkannte Rechtschaffenheit, die ihm alle Herzen erwarb, machte, daß man ihm gewöhnlich Sachen von Werth aufzuheben gab. Das Verhängniß, welches so vielen Einfluß auf die Ereignisse in der Welt hat, veranlaßte einmal, daß Personen, die er nicht kannte, eine Summe Geldes und Sachen von mancherlei Art bei ihm niederlegten. Nun bewies der Erfolg, daß diese Elenden Beutelschneider waren, und ihren Raub seiner Aufsicht anvertrauet hatten. Die Obrigkeit erfuhr, als sie die Diebe ergriff, wo sie die gestohlnen Sachen verborgen hätten. Man nahm diese weg; aber da der fromme Matthäus Reinhardt viel zu sehr als ein gottseliger Mann bekannt war, so warf man nicht einmal den Verdacht auf ihn, daß er der Hehler wäre, und die Justiz

verfuhr nicht gegen ihn, da sie einsah, daß boshafte Leute seine Redlichkeit gemißbraucht hätten. Doch unser tugendhafte Handwerksmann erbot sich die ganze entwandte Summe, von der die Bösewichter ihm nur einen Theil gebracht hatten, aus seinen Mitteln zu ersetzen. Seit diesem unglücklichen Vorfall ward er indeß behutsamer, und verschwendete seine Dienste nicht mehr an Unbekannte.

Er hatte wahren Eifer für sein Vaterland; er sah es wie seine Mutter an, und erzog seine Kinder für dasselbe; er trug Alles, was seine Lage ihm nur erlaubte, dazu bei, es blühend zu machen. Wenn etwa irgend ein unbesonnener Fremder voll Selbstgenügsamkeit den Einfall hatte, verlachend von einigen Gewohnheiten und Gebräuchen des Landes zu reden; so wäre Er, der sonst so sanft und menschlich war, im Stande gewesen, sich mit dem Unbedachtsamen zu schlagen, der so in den Tag hinein entschied.

Man sah diesen guten Bürger bei jeder Feuersbrunst herbei eilen. Ob er gleich nicht die Verpflichtung hatte, sich dabei einzufinden, so war er doch einer von den ersten, ergriff muthig eine Leiter, und stieg dahin, wo die Flammen am heftigsten tobten. Hier sah man ihn denn umringt von feurigen, durch den Wind umher getriebenen Wogen unermüdet den Brand löschen, die brennbaren Sachen, wenn er anders zu ihnen kommen konnte, herunterreißen und das in Flammen stehende Gebäude retten; oder, wenn die Wuth und Heftigkeit des Feuers schon zu sehr überhand genommen hatte, doch die benachbarten Häuser sichern, und jedermann aus Grundsätzen

sätzen der Tugend und aus der edlen Begierde, dem Vaterlande nützlich zu sein, dienen.

So viele Tugenden waren durch eine von aller Heuchelei entfernte Andacht geheiligt; er hatte sein Herz Gott gegeben, und aus dieser Quelle entsprangen die hochachtungswerthen Handlungen, die ich euch geschildert habe. Nie war ein Glaube brünstiger, als der seinige. Von allen unsren heiligen Büchern las er die Propheten des Alten Testamentes und die Offenbarung St. Johannis am fleißigsten und liebsten, weil er, wie er sagte, gar nichts davon verstand. Er wünschte, die ganze Religion möchte Geheimniß sein, um seinen Glauben desto besser zu üben; er wußte seine Vernunft so gefangen zu nehmen, daß er niemals über das dachte, was er las, und daß ihm nichts unglaublich war. Sahen wir ihn nicht an dieser heiligen Stätte jedem Gottesdienste mit Eifer beiwohnen? Hatte er nicht dabei die Demuth eines Christen, die Aufmerksamkeit eines Schülers, die Zerknirschung eines Wiedergebornen? Und brachte er nicht, als Vorbereitung zur Lehre des Evangeliums, in unsre Kirchen einen gelehrigen Geist und ein gehorsames Herz mit? Er duldete es nie, daß man während der Predigt mit ihm sprach; ja er erlaubte sich alsdann sogar den Gebrauch des Tabaks nicht, weil er besorgte, wenn er sich schneuzen müßte, so möchte er den Faden unsrer Unterweisungen verlieren. O, wie tadelte er die Weltmenschen, die nur dazu in die Kirchen zu kommen scheinen, daß sie auf den Chören ihre Pracht und ihren Prunk zeigen, daß sie sehen und gesehen sein wollen, die immer zerstreuet und mit ihren Gedanken weit von dem

heiligen Orte entfernt sind, den sie nur aus einem Ueberrest von Sorge für den Wohlstand besuchen!

Ihn aber sah man sich niemals rühren; unbeweglich heftete er seine Augen auf den Prediger, und schien schon im Voraus und mit Entzücken alle Seeligkeiten des himmlischen Zions zu schmecken, und sich mit den Strömen der Wollust zu tränken, die unaufhörlich für die Gläubigen rinnen, und deren er jetzt mitten unter den Auserwählten genießt. Wenn er sich dem heiligen Altare nahete, um daselbst das Brodt des Lebens zu empfahen, so that er es immer mit Furcht und heiligem Zittern. Er sagte: Herr! ich bin nur Staub und Asche, und nicht werth, daß du unter mein Dach eingehest, und wenn er von dem heiligen Sakramente zurück kam, so fühlte er sich gestärkt, als wenn ein neuer Strahl der Gnade in seine Seele gedrungen wäre. Diese Frömmigkeit, dieser blinde Glaube verschafte ihn die unerschütterliche Seelenruhe, die er bis an sein Ende zu erhalten wußte.

Bis an sein Ende? Ja, meine Brüder, Alles, was einen Anfang hat, muß sich auch enden. Nur das Wesen der Wesen ist fortdaurend, und durch sich selbst unveränderlich bis in Ewigkeit; aber das Gesetz, das unsrem Stammvater im Paradiese nach seinem unglücklichen Sündenfalle aufgelegt ward, muß an seinen unglücklichen Nachkommen vollzogen werden. Unser fromme Reinhardt sah den Tod herannahen. Eine Krankheit war der Vorbote seiner Auflösung, und kündigte ihm an, daß seine Laufbahn bald zu Ende sey; er ward sichtbar immer schwächer; sein von Krankheiten verzehrter Körper

war dem Verfalle nahe; aber seine Seele war die feste Stütze desselben, so wie eine Säule von fester Masse ein schadhaftes Gebäude am Einsturz hindert. Er sah den Tod, ohne ihn zu fürchten; das Leben eines Gerechten hatte ihm das Sterben eines Wiedergebornen zubereitet. Wie oft demüthigte er sich vor seinem Schöpfer und beseufzte seine Unvollkommenheiten! Wie oft klagte er sich wegen böser Gedanken und der geringsten Fehler in seinem Verhalten an! Wie oft bat er Gott um Verzeihung, daß er die Zeit, die er dem Gebete hätte widmen sollen, mit Arbeit verdorben hatte!

Aber der Gott der Barmherzigkeit krönte seine Geduld und war sein mächtiger Beistand. In jenen letzten Augenblicken, wo Welt, Freunde, Verwandte, und die Kunst derer, die jeden Fußbreit von seinem Leben dem Tode streitig machten — wo dies Alles ihm nicht mehr helfen konnte: da sah er den Himmel offen; er glaubte bei dem Liede der Engel und der Aeltesten in der Offenbarung zugegen zu sein, die ein ewiges Halleluja singen. Er vergaß der Welt und seiner eignen Schmerzen; er ward schon auf Erden ein Bürger des Himmels und stimmte auf seinem Krankenbette sein Triumphlied an.

Welch eine Nachricht für die erschreckte Stadt, als gegen Mittag eine Stimme auf dem Markte die traurigen Worte ausrief: Matthäus Reinhardt stirbt! Man eilt hinzu, man drängt sich, das Volk sammelt sich schaarenweise vor dem Hause; man hört und sieht nur Klagen, Geschrei, Thränen und Seufzer; jedermann nimmt Theil an diesem Verluste, und der Tod eines einzigen Mannes wird

zu einem allgemeinen Unglück. Der Zoll des Schmerzes, den man seinem Verdienste entrichtete; das Bedauern, das man seiner Tugend nachsandte; die Jammerklagen derer, die nun, da sie ihn verloren, keine Schuhe mehr bekommen zu können glaubten; Alles, was Namen, Eitelkeit und Ruhm angeht, sind Dinge, die wir aus unsrem Geiste entfernen müssen. Ich würde, wenn ich davon zu euch spräche, befürchten, diese kalten Ueberreste, die verblichene Asche dieses so bescheidnen Mannes möchte sich von neuem beleben, um mir zu sagen: wie kannst du kühn so viele nichtige Worte bei diesem traurigen Grabmale vorbringen? Wie kannst du dich bei meinem Lobe aufhalten, da ich auch das kleinste immer von mir ablehnte? Bist du nur deshalb an dieser heiligen Stätte, daß du dem Stolze der Lebenden schmeicheln, und sie an das Andenken meines eitlen Rufs erinnern sollst? Sagt dir dein Platz, sagt dir dein heiliges Amt nicht, daß du ihn herunterstürzen sollst von der Höhe? Sage vielmehr Dank dem ewig anbetungswerthen Wesen, das mich befreiet hat von den Gütern der Erde, um mich aufzunehmen in seine himmlische Seligkeit!

Lasset uns diesem Rathe folgen, meine Brüder! Sein Tod müsse uns lehren, daß die flüchtige Zeit unsre Tage und Jahre hinwegnimmt; daß wir Alle in kurzem nur Staub und Asche sein werden; daß alsdann das prächtige Grabmal, worin die stolzen Menschen ihre Vernichtung zu überleben glauben, und der einfache von der Last der Erde gedrückte Sarg, gleiche Wohnungen sind; daß nach dem Ende des Lebens alle die Unterscheidungen von Rang und

Geburt aufhören, welche die Blindheit der schwachen Sterblichen so hochachtet.

Ihr Ungläubigen, die ihr einen unheiligen Blick auf das Allerheiligste zu werfen wagt, erzittert bei dem Anblicke dieses Grabes! Der Glaube des frommen Mannes, der uns so viele Thränen verursacht hat, müsse euch zum Muster dienen! Entsaget eurer stolzen Vernunft, die euch verführt, und habet die Herzenseinfalt dieses Wiedergebornen, die ihn nun selig macht; dieses Heiligen, der seinen Ruhm darein setzte, nichts zu begreifen und doch zu glauben.

Ihr, verhärtete Christen, die ihr durch den wilden Strom unsrer Zeit fortgerissen werdet, bedenkt den Tod eines Gerechten, der so vielen flüchtigen Versuchungen widerstand, um gegenwärtig eines dauerhaften Glücks zu genießen. Ihr, die ihr mit ihm, dessen Tugenden ich euch geschildert habe, in Einer Laufbahn seid, sein Beispiel belebe euch, den vielen hervorragenden Eigenschaften nachzuahmen, die er besaß! Wisset und behaltet es wohl, daß man sich in allen Ständen auszeichnen kann, daß der Gottmensch die, welche er zu Gehülfen seiner heiligen Bemühungen nahm, nicht aus den Reichen, sondern aus den Hefen des Hebräischen Volkes wählte.

Und du, seine weinende Familie, trockne deine Thränen ab und beflecke nicht durch allzu laute Klagen den Ruhm dessen, der jetzt sitzt zur Rechten des Vaters zwischen dem Sohn und dem heiligen Geiste. Folget den Beispielen, von denen ihr Zeugen gewesen seid, und bereitet euch durch ein heiliges und ganz

christliches Leben, ihn wiederzusehen, wenn euer Stündlein gekommen sein wird.

Und ich meine Freunde? Nun, da ich meiner traurigen Pflicht Genüge gethan und euch die seltensten Tugenden gepriesen habe, die aber wirklich offenbar und aller Welt bekannt waren — nun sollt ihr mich an dieser heiligen Stätte meine Stimme nicht mehr dazu brauchen hören, daß ich euch das Andenken derer zurückrufe, die ihr verloren habt. Ich bin weit davon entfernt, mein heiliges Amt dadurch zu entweihen, daß ich falsche Verdienste und erdichtete gute Eigenschaften vorstellen sollte; ich bleibe in der Sphäre meines Priesterthums eingeschlossen, widme den Ueberrest meiner hinfälligen Kräfte der Heerde, die mir anvertrauet ist, und schränke mich auf das Geschäft ein, den einen Theil durch schreckliche Drohungen der göttlichen Rache zu Boden zu schmettern, und den andren durch Worte des Friedens und der Barmherzigkeit zu trösten, damit ich, wenn nun auch mein Stündlein kommt, vor den Richterstuhl meines Herrn treten und zu ihm sagen könne: Hier bin ich und die du mir gegeben hast.

# Brief

## eines Schweizers an einen Venetianischen Nobile.

1760.

Mein Herr, ich soll Ihnen Nachrichten von dem geben, was in Deutschland vorgeht; aber da haben Sie Sich nicht an den rechten Mann gewandt. Ich bekümmere mich an meinem stillen Wohnorte wenig um die glänzende Räuberei unsrer jetzigen Helden; ich habe nur mit den Alten Umgang, und meine Neugierde ist auf Nachrichten von meinem Hause, meinem Heerde und meinem Garten eingeschränkt. Sie fragen mich aber weiter, ob ich glaube, daß die Verschwörung so vieler Monarchen zur Unterdrückung eines einzigen, den Gesetzen der natürlichen Billigkeit gemäß sey? Auf diese Frage kann ich denn leicht antworten, und das um so mehr, da mein einsamer Aufenthalt mich vor der unversöhnlichen Rache der Unter-Tyrannen sichert, die unser armes Europa regieren, oder vielmehr gänzlich zu Grunde richten.

Erinnern Sie Sich gütigst, daß ich in einem freien Staate lebe, daß ich seit langer Zeit dessen Sitten und Gewohnheiten angenommen habe, und daß ich mich nicht so weit herablassen kann, meine Gedanken zu verhehlen, und in dem Hof-Jargon mit ihnen zu reden, in welchem auch die Aufrichtigsten nur einen schwachen Theil ihrer Gesinnungen durchblicken und errathen lassen. Ich antworte Ihnen mit der Freiheit eines Philosophen, der an nichts in der Welt hängt, und von Furcht und Hoffnung frei lebt.

Wenn man zugiebt, daß Kartouche und seine Bande unschuldig hingerichtet worden sind, dann kann man auch Ihre Politiker entschuldigen, daß sie die Staaten eines Fürsten, die ihre Begierde und ihren Neid erregen, unter sich theilen wollen. Mußte aber — woran Sie gewiß nicht zweifeln — die Justiz Kartouche'n und seine Spießgesellen hinrichten lassen, um ihre Diebstähle, Räubereien und Mordthaten zu verhindern und um die öffentliche Sicherheit wieder herzustellen; dann werden Sie gestehen müssen, daß die, welche in großen Würden eben das Verbrechen begehen, auch eben die Züchtigung verdienen. Ob eine Gesellschaft von unbekannten Räubern einige Mordthaten begeht und einige einzelne Personen plündert; oder ob ein mit den erhabensten Namen geschmücktes Bündniß Europa durch Krieg verheeren will, um einen Fürsten, der nur seine eignen Kräfte zu Bundesgenossen hat, zu berauben — kommt das nicht auf Eins heraus? Findet ja noch ein Unterschied Statt, so liegt er darin, daß die Handlung jener Politiker von den größten Folgen ist, und um so schrecklicher wird, da die Noth und das Unglück, das sie erregt, nicht auf einige einzelne Personen oder Familien, sondern auf ganze Nationen fällt.

Wäre Kartouche an dem Platze der Leute gewesen, die ganz Europa gegen eine einzige Macht zusammen bringen, so hätte er es gerade eben so gemacht, wie sie. Lassen Sie uns seine und Ihrer Politiker Maßregeln mit einander vergleichen, so werden Sie einerlei Verfahren, eben dieselben Mittel und einen gleichen Endzweck finden. Da Kar-

touche sich zu großen Räubereien zu schwach fand, so zog er eine gewisse Anzahl von Bösewichtern, von elenden, verschuldeten Leuten an sich, die, so wie er selbst, schon hundertmal dem Galgen und dem Rade entgangen waren. Ihre Minister wenden bei allen Europäischen Höfen Bestechung und Kunstgriffe an, um Genossen bei ihren Verbrechen zu haben; sie versichern: „die Prise werde gut sein;“ *) sie versprechen den Andren ihren Theil an der Beute; dadurch, daß sie bei noch Andren Ehrsucht und Eigennutz erregen, kommen sie endlich dahin, daß sie die Verschwörung zu Stande bringen, die für die Ruhe von Europa so verderblich ist.

Kartouche nahm sich vor, mit seiner Bande Reisende zu überfallen, die dies gar nicht erwarteten, und Häuser zu erbrechen, um sie zu plündern und die Reichthümer daraus hinwegzunehmen. Das Bündniß, von dem Sie reden, will mit aller möglichen Sicherheit die Staaten eines großen Fürsten plündern, untergraben und verheeren, ja sie ihm, wo möglich, ganz rauben. Beides ist doch wohl ganz gleich. Kartouche ward zu seinen Verbrechen durch vieles Nichtsthun verleitet, ferner durch eine schlechte Oekonomie, durch ungemäßigten Eigennutz, und kurz, durch eine verderbliche Vergessenheit der Tugend und aller Empfindungen von Ehre. Schliessen Sie hieraus, daß jene gleichen schlechten Handlungen eben die Quellen haben müssen, und daß sie nur

*) Dieser elegante Ausdruck findet sich in einer von den Depeschen, die der Graf von Brühl nach Petersburg geschickt hat, und die in den Rechtfertigungs-Schriften gedruckt sind.

aus einer beklagenswerthen Verderbtheit des Herzens und aus sehr falschen Begriffen vom wahren Ruhme herrühren können.

Aber es entsteht noch eine ganz andre Frage. Sind die Großen und die Souveraine verpflichtet, sich in allen ihren Handlungen an die strengen Gesetze zu binden, welche die Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft ausmachen? Oder giebt es Fälle, wo der Vortheil ihrer Staaten, und große Aussichten des Eigennutzes sie davon lossprechen können?

Wenn Sie den Machiavell zu Rathe ziehen, so werden Sie darin finden, daß alle Mittel gut und rechtmäßig sind, sobald sie nur dem Vortheil und der Ehrsucht der Fürsten dienen. Das ist die Moral der Bösewichter; aber diese Grundsätze sind abscheulich: denn wenn jeder Fürst sie ausübte, so wäre es besser, in der Gesellschaft von Tigern, Panthern und Löwen zu leben, als mit Leuten, die so handelten.

Blättern Sie aber im Hugo Grotius, so werden Sie sehen, daß dieser weise und kenntnißreiche Rechtsgelehrte für alle Menschen nur Eine Tugend und Eine Moral gelten läßt, weil die Handlungen durch sich selbst gut oder schlecht sind, und weil ihre Beschaffenheit oder ihr Wesen durch die Personen, die sie begehen, nicht geändert wird. In seinem Buche von dem Staatsrechte handelt er sehr ausführlich von den verschiednen Ursachen des Krieges, schätzt sie alle nach ihrem wahren Werthe, und zeigt, welche rechtmäßig und welche ungerecht sind. Ich schreibe Ihnen diese Stellen nicht ab, weil Sie Sich lange in Deutschland aufgehalten, und jenes vortreffliche Werk besonders studirt haben. Es giebt

also für alle Menschen nur Eine Tugend und Eine Gerechtigkeit und in der That darf sich Niemand von der Verpflichtung, ihre Vorschriften zu erfüllen, lossprechen. Uberdies müßten die Souveraine schlechte Handlungen um so mehr vermeiden, da sie befürchten müssen, daß, wenn diese allgemein werden sollten, sie durch das Recht der Wiedervergeltung mehr leiden würden, als die Privatpersonen.

Aber, werden Sie mir sagen, woher kommt es denn, daß Handlungen, die doch im Grunde eben dieselben sind, von dem Publikum so verschieden aufgenommen werden? Warum rädert man Kartouche'n auf dem Richtplatze? und warum überhäuft man hingegen Ihre Politiker, die nach eben solchen Grundsätzen gehandelt haben, mit Lobeserhebungen? Das kommt von einem lächerlichen Vorurtheil, aus dem man glaubt: ein Diebstahl sei schändlich, aber eine Eroberung rühmlich. Indeß wird doch Kartouche der Held eines epischen Gedichtes, weil er sich in seiner Art ausgezeichnet hat; und ward Alberoni gelobt, so geschah es mehr wegen seines Kopfes, als wegen seines Herzens. Dieser Mann hatte so ungeheuer große Plane, daß unser Kontinent zu enge für sie schien, und daß sein unruhiger und sträubender Geist noch mehr Welten als die unsrige hätte zerrütten mögen. Das Publikum lobte seine großen Plane, durch die es geblendet ward; aber niemand hat ihn als ein Muster vorgestellt: und gewiß ist der Enthusiasmus, den seine großen Plane für ihn erregten, völlig durch den Abscheu aufgewogen worden, den man vor seiner Ehrsucht und vor seinem ganzen Charakter hatte. Nur tugendhafte

Handlungen machen den Menschen unsterblich; gedungenes Lob, dieser Moderuf, dauert, nur einige Zeit. Es hat das Schicksal mittelmäßiger Bildsäulen: diese können wohl Unwissenden gefallen; aber sie verlieren ihren Werth, wenn man sie neben die Arbeiten großer Meister stellt. Unter den unzähligen Schmeicheleien, mit denen man von jeher Leute in Würden überhäuft hat; unter den vielen und übertriebnen Lobsprüchen, welche die Redner und Dichter in allen Jahrhunderten ihren Beschützern gegeben haben, reicht keiner an die Worte, von denen Kato ewig Ehre haben wird:

— — Für Cäsar'n sind die Götter zwar;
Doch Kato folgt Pompejus. *)

Es scheint als wäre die Sache des Senats und des großen Römers, der sie vertheidigte, nur in so fern gerecht gewesen, als Kato sich für sie erklärte. Das ist eine Art von Lob, nach der, wie zum Wohl der Menschheit zu wünschen ist, alle Minister und alle Personen in öffentlichen Aemtern streben sollten. Sie werden mir zugeben, mein Herr, daß man, um so zu denken, bei einem glücklichen Naturell mit Liebe zum wahren Ruhme geboren sein, daß man eine edle Denkungsart und die Gesinnungen der Ehre haben muß, die in den schönsten Zeiten der Republick die reiche Quelle waren, aus der jene edlen Seelen wahren Heroismus schöpften. Aber, sobald die Römer mit ihrer Einfalt auch ihre Unschuld verloren, sobald Scipio Karthago besiegt, und Marcellus Korinth unterjocht hatte, änderte sich,

*) *Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.*

wie es scheint, der Charakter jener Ueberwinder der Welt: Große Tugenden wurden selten, und mit den Reichthümern der Besiegten kamen auch alle ihre Laster nach Rom! Man mußte Geld haben, um sich Stellen zu kaufen und das Volk zu bestechen. Es reichte nicht hin, daß man tugendhaft war; man mußte auch für reich gehalten werden. Eigennutz, dieses nichtswürdige und schändliche Laster, ward beinahe ein allgemeines Uebel. Luxus, Liebe zu übermäßigem Aufwand, Begierde, sich durch seine prächtigen Ekipagen und durch seine leckerhafte Küche Achtung zu verschaffen, gewann die Oberhand, und persönliches Interesse verdrängte die Liebe zum Vaterlande und zu wahrem Ruhme. Von der Zeit an findet man in den Berathschlagungen des Senates selten Beispiele von seinem alten Edelmuth; und anstatt noch länger durch Seelengröße in den Augen der fremden Nationen ehrwürdig zu sein, war dieser Senat, bei der Begierde über die ganze Welt zu herrschen, nicht mehr gewissenhaft in der Wahl der Mittel, die seine Vergrößerung befördern konnten. Die Wirkungen dieser Sittenverderbniß zeigten sich in den Kriegen, welche die Römer mit Perseus, mit den Aetoliern, mit Antiochus und endlich mit Jugurtha führten.

Was damals in Rom geschah, sieht man zu unsrer Zeit in Europa. Die verderbten Sitten des Jahrhunderts sind beinahe allgemein. Die Privatpersonen bringen sie mit in die großen Aemter, zu denen sie gelangen, und sie leiten die Angelegenheiten der Souveraine nach eben den Grundsätzen, wie ihre eignen.

Ich glaube, mein Herr, über einen Gemeinspruch schon zu viel gesagt zu haben. Ich wollte nur einen Brief schreiben, und es wäre beinahe eine Abhandlung geworden. Vielleicht finden Sie die Vergleichung mit Kartouche zu stark; indeß werden Sie doch zugeben müssen, daß sie richtig ist. Ich wünschte, daß alle die ehrsüchtigen und eigennützigen Menschen, daß alle diese allgemeinen Verderber, die unsern armen Welttheil so unbarmherzig verheeren, wenigstens lernten, daß ihre Bosheit sie in den Augen der billigen Nachwelt nicht hochachtungswürdig machen, und daß die künftigen Jahrhunderte kein günstigeres Urtheil über sie fällen werden, als ich auf Ihre Veranlassung gewagt habe; das Böse, das diese glänzenden Bösewichter thun, reicht nicht bis zu meinem ruhigen Aufenthalte hin; alle jene tragischen und blutigen Auftritte dienen mir nur zum Schauspiele. Europa ist in meinen Augen nur eine Zauberlaterne; nur Menschlichkeit macht, daß ich Theil daran nehme. Ich wünschte, daß man einmal die Mordthaten, die Blutbäder und die Greuel endigte, vor denen der Natur schaudert, und daß man dächte, unser armes, von dem Tode auf so vielerlei Arten belagertes Geschlecht, bedürfe nicht noch der Bosheit einiger gallsüchtigen Politiker, um sein Verderben zu beschleunigen. Kurz, ich wünschte, daß die Herren der Welt vernünftig, und alle Menschen glücklich wären.

Das sind, werden Sie sagen, Visionen von Plato's Republik; oder vielleicht denken Sie von mir, was man von dem verstorbenen Abbe' de Saint-Pierre sagte: er träumt als ein

rechtschaffner Mann. Dafür bin ich Ihnen sehr verbunden; denn ich will lieber wie ein rechtschaffner Mann träumen, als mich der Handlungen eines Bösewichts schuldig machen.

Doch, schon zu viel. Ich merke, daß ich die Fehler meiner Jahre bekomme. Ich bin durch Sie ins Plaudern gerathen, und habe nur zu lange geschwatzt. Hoffentlich verzeihen Sie mir in Rücksicht auf die Achtung, mit der ich bin, u. s. w.

# Brief
## eines Preußischen Offiziers an einen seiner Freunde in Berlin.

1760.

Halten Sie Sich an unsre Unthätigkeit, mein Herr, daß Sie so lange keine Nachrichten von mir bekommen haben. Unsre Armee ist in diesem Jahre eben so müßig, als sie in dem vorigen thätig war. Da machten wir denn schon den dritten Marsch; wir haben den Ossa verlassen, um auf den Pelion zu klettern. Wenn wir anders nicht ein Lager auf dem Kaukasus nehmen, so können wir nicht höher stehen; und das wird uns denn vollkommne Sicherheit verschaffen.

Sie haben ganz Recht, mein Herr, wenn Sie der Meinung sind, man lerne den Krieg nicht aus Büchern. Dies ist sehr wahr; denn in den vergangnen Jahrhunderten, diesen Zeiten grober Unwissenheit, belagerte man Städte, und glaubte damit schon viel zu thun. Sehen Sie nur, wie Alles steigt; gegenwärtig belagert man ganze Provinzen. Die Oestreicher und die Russen haben, wie sie behaupten, die Cirkumvallationslinie um Schlesien gezogen. In der Nacht vom 11 auf den 12 hat der Feldmarschall Daun die Laufgräben vor dieser Provinz eröffnen lassen; seine erste Parallele fängt von Berbergen an und erstreckt sich bis nach Steinkirch; er hat eine Batterie auf dem Berge bei Markliffa, und Laudon eine Rikoschettbatterie auf den Höhen von Lauban aufgeworfen. Unsre Artilleristen schmeicheln sich in der That mit der Hofnung, daß

man

man sie nicht so bald demontiren wird; aber ich beklage die Sorglosigkeit und Verblendung dieser guten Leute. Es sind nicht volle drei Meilen von Markissa nach Liebenthal, wo unsre Armee steht. Denken Sie nun selbst, was jene mit ihrem Geschütze bewirken können!

Unsrer Seits macht man alle gebräuchliche Anstalten zu einer lebhaften Vertheidigung; der Soldat spielt Komödie; der Offizier amüsirt sich: ohne Zweifel wird man bald daran denken, Faschinen und Schanzkörbe zu verfertigen. Ein einsichtsvoller und geschickter Mann, ein Genueser, hat sich anheischig gemacht, unsre Minen unter die Batterieen der Feinde hinzuleiten, um alle ihre Kanonen zu gleicher Zeit in die Luft zu sprengen. Er hofft, es durch seinen Fleiß dahin zu bringen, daß seine Minen im Monat December des Jahres 1760 geladen werden können; und das wäre denn hinreichend; denn nach dem gewöhnlichen Belagerungs-Kalkul, und den gelehrten Berechnungen des berühmten Vauban's zufolge, können die Oestreicher, wenn sie à sappe volante arbeiten, nicht eher als im Monat März 1761 am Fuß unsres Glacis sein; und rücken sie mit bedeckter Sappe an, so wird ihre Arbeit sich bis zum September eben des Jahres hinziehen. Außer den Soldaten, die der Graf Daun braucht, arbeiten täglich auch funfzehnhundert Bauern an der Vollendung seiner ersten Parallele.

Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Der Anfang einer Belagerung ist gewöhnlich unfruchtbar an Neuigkeiten; aber haben Sie nur Geduld, mein Herr, Sie werden beim Warten nichts verlieren.

Sie lieben das Sonderbare, und es ist billig, daß ich Sie nach Ihrem Geschmacke bediene. Ich verspreche Ihnen ganz etwas Außerordentliches. Die Kriegeskunst ist auf den Gipfel Ihrer Vollkommenheit gestiegen; man hat die Kanonen, die Berge, und mit Einem Worte, Alles, von den Mauleseln an, bis zu den Panduren vervollkommnet. Wenn Turenne, Montekukuli, Eugen auf den Einfall kämen jetzt wieder auferstehn, so würden sie kaum für alte Radoteurs gelten. Einige schwierige Leute, hartnäckige Verehrer des Alterthums, Köpfe, die ihre Meinung mit Starrsinn behaupten, werden dies vielleicht nicht zugeben wollen; aber darum muß man sich nicht kümmern. Neuheit macht das Verdienst der Moden; warum sollte sie nicht auch den Ruf der Kriegesmänner machen?

Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Sie verlasse, um an meine Pflicht zu gehen; ich habe heute meinen Posten bei dem großen Reflexionstubus, um die Arbeiten der Feinde zu beobachten. Man sollte unser Lager jetzt für ein Observatorium halten. Mars und Venus werden von den Astronomen nicht mehr lorgnettirt, als das Oestreichische Lager von unsren Offizieren. Es vergeht kein Tag, wo nicht zweihundert Ferngläser gegen Marklissa und Lauban gerichtet sind.

Wohl dem, der nichts zu beobachten hat, und dem Laudon, Daun und Fermor eben so gleichgültig sind, als der letzte zum Vorschein gekommene Komet! Geniessen Sie dieser Ruhe in Ihrem friedlichen Aufenthalte, mein Herr, und erinnern Sie Sich gütigst bisweilen an Ihren Korrespondenten bei der Armee.

Ich habe die Ehre ꝛc.

# Phihihu's
Kundschafters des Kaisers von China in Europa,

# Relation.

Aus dem Sinesischen übersetzt.

Kölln am Rhein, bei Peter Hammer 1768.

## Erster Brief.

Erhabner Kaiser, Stern des Lichts, Wunder unsrer Tage, Trost Deiner Sklaven, o Du, dessen Fußschemel zu küssen ich nicht würdig bin! Ich habe die große Reise unternommen, die Du mir zu machen befohlen hast. Ich kam mit dem Pater Bertau in Konstantinopel an, ohne daß uns unterweges irgend etwas zugestoßen wäre. Konstantinopel ist eine sehr große Stadt; aber Sie kommt doch nicht gegen Peking. Hier regiert ein neuer Türkischer Kaiser, der seit kurzem seines Oheims Thron bestiegen hat. Ich wunderte mich, als ich an dem dortigen Volke große Augen, und Bärte erblickte, die wie Wälder aussehen. Wie es heißt, sollen alle Europäer eben so sein; indeß zweifle ich, ob sie besser sehen, als wir. Die Bärte tragen sie, wie man mir sagt, um sich die Mine der Weisheit zu geben. Bei einem Spaziergange in Pera sah ich einmal ein Thier mit Hörnern, das, nach seinem Barte zu urtheilen, weiser sein mußte, als alle jene Leute. Ich fragte sie, ob es in großem Ansehen stehe; aber man hätte mich beinahe gesteinigt, und ich rettete mich mit meinem Jesuiten in

das Haus eines Ambassadeurs, der, ob er gleich keinen Bart hatte, mir eben so menschlich schien, als meine Steiniger mir wild vorgekommen waren. Nach diesem Abentheuer hielt ich es nicht für rathsam, mich länger in einem Lande aufzuhalten, wo man die fremden Frager so übel aufnimmt.

Wir fanden ein Schiff, das nach Italien gehen wollte, und der Pater Bertau und ich bestiegen es. Unterweges fand ich nichts Merkwürdiges, als die Kanonen in den Dardanellen: sie sind so groß, daß in ihrer Höhlung eine Sinesische Familie mit Bequemlichkeit wohnen könnte. Man versicherte mich, es sei ein großer Beweis von Höflichkeit, wenn man sie für einen Fremden lösen lasse, und die allergrößte Ehrenbezeigung, wenn man sie mit Kugeln lade. Ich gestehe Dir, erhabner Kaiser, ich freuete mich, daß ich auf Deinen Befehl *incognito* reise; denn das hat mich bei dieser Gelegenheit vor einer großen Gefahr behütet.

Wir fuhren über ein ziemlich schmales Meer, das Europa von Asien trennt; und nach einer Fahrt von vierzehn Tagen landeten wir glücklich in einem Hafen, welcher Ostia heißt. Ich erstaunte über eine Menge Dinge, die von dem, was man in deinem unermeßlichen Reiche sieht, so verschieden sind, besonders über die Sitten und Gewohnheiten der Europäer, die mit gar nichts, was man sich denken kann, Aehnlichkeit haben.

Der Pater Bertau beredete mich, ich sollte nach der Hauptstadt von Europa gehen; ich fand, es sei in der That nicht der Mühe werth, die kleinen Städte zu besuchen, und wenn ich nach der großen reise, so befände ich mich im Besitze des Originals,

von dem die andern nur Kopieen wären. Rom ist für die Europäer eben so viel als Thibet für die Mantschu- und Mogolischen Tatarn. Da residirt nehmlich der große Lama. Dies ist ein Priesterkönig. Man versicherte mich, seine geistliche Macht sei noch weiter ausgebreitet, als seine leibliche, und wenn er eine gewisse Formel hersage, so bringe er dadurch die Könige auf ihren Thronen zum Zittern. Ich glaubte das nicht, und fragte einen alten Bonzen, mit dem ich Bekanntschaft machte, ob die sonderbare Nachricht, die man mir gegeben habe, wahr sei. „Sehr wahr, erwiderte er mir; indeß, um dir nichts zu verhehlen, muß ich dir nur gestehen, daß die gute Zeit vorbei ist. Vor fünf Jahrhunderten waren gewisse mystische Worte, wenn unser heilige Oberpriester sie aussprach, so gut als Beschwörungen, und machten, daß nach unserm Belieben Kronen und Zepter fielen. Dies Vergnügen haben wir nicht mehr; indeß doch noch andre Mittel, uns Ansehn bei den Großen zu verschaffen, und sie unfehlbar in ziemlich starke Verlegenheit zu setzen."

Was für ein sonderbares Vergnügen findet ihr denn darin, sagte ich zu ihm, auf solche Art Unruhe in Ländern zu erregen, über die ihr gar keine Gerichtsbarkeit habt? „Keine Gerichtsbarkeit? erwiderte er. Wie? haben wir denn nicht die geistliche Gerichtsbarkeit über alle Seelen? Die Könige haben Seelen; folglich —" O, unterbrach ich ihn, deine Meinung würde in Peking nicht gelten. Unsre erhabnen Beherrscher haben Seelen; aber sie sind sehr überzeugt, daß diese ihnen selbst zugehören, und

daß sie nur dem Tien Rechenschaft davon schuldig sind.

„Das ist, erwiderte der Bonze, gerade die Ketzerei derer, die sich von der Kirche getrennt haben.“ Ketzerei? was ist das? fragte ich ihn. „Die Meinung aller derer, die nicht so denken wie wir.“ Nun konnte ich nicht umhin, ihm zu äußern: ich fände es drollicht, daß er verlangte, jedermann solle eben die Begriffe haben, wie er; denn als Tien uns geschaffen, habe er jedem besondere Züge, einen besondern Charakter und eine besondere Art zu sehen gegeben; so bald man nur über die Ausübung der moralischen Tugenden einig sei, komme auf das übrige wenig an.

Mein Bonze versicherte mich: er merke, daß ich noch sehr Sinesisch sei. Das will ich mein ganzes Leben hindurch bleiben, erwiderte ich ihm. Du mußt wissen, daß die Bonzen in meinem Lande übel wegkommen würden, wenn sie so raisonniren wollten, wie Du. Man erlaubt ihnen, Halseisen zu tragen, und sich so viele Nägel in den Hintern zu stecken, als ihnen nur immer beliebt; übrigens haben sie, so übel auch ihre Laune sein mag, nicht die Gewalt, einen Sklaven zu kränken; und wenn sie es wagten, so würde man es ihnen gehörig vergelten.

Mein Bonze erwiderte mit einem leidtragenden Wesen: er sehe zu seinem großen Bedauern, daß wir verdammt wären, und es sei für den kein Heil, der die Bonzen nicht blindlings ehre, und nicht geradezu alles glaube, was ihnen zu sagen beliebe. Ich weiß nicht, ob der, von dem ich spreche, diese Meinung für sich allein hat, oder ob es der allge-

meine Glaube ist. Die kurze Zeit, die ich erst hier bin, hat mir nicht erlaubt, mich darüber zu belehren; ich bitte Dich indeß mit aller Demuth, einige Geduld zu haben, dann wirst Du mit den Berichten deines Sklaven zufrieden sein.

## Zweiter Brief.

Heute bin ich in dem großen Tempel der Christen gewesen, und will Dir nun Dinge erzählen, erhabner Kaiser, die Du kaum glauben wirst, und von denen ich mich selbst kaum überzeugen kann, ob ich sie gleich gesehen habe. In diesem Tempel giebt es eine große Anzahl Altäre, und vor jedem Altar einen Bonzen. Jeder von diesen Bonzen hat vieles Volk um sich her knieend, und macht einen Gott; da behaupten sie denn: alle diese Götter, so viele sie ihrer auch durch das Hermurmeln gewisser mystischen Worte machten, wären nur Einer. Daß sie das sagen, wundert mich gar nicht; aber daß die Leute es glauben, ist unbegreiflich.

Sie bleiben auf einem so schönen Wege nicht stehen: wenn der Gott gemacht ist, so verzehren sie ihn. Der große Konfutsi würde einen so sonderbaren Gottesdienst blasphematorisch und anstößig gefunden haben. Es giebt bei ihnen eine Sekte, welche die Frommen heissen; diese nähren sich fast täglich von dem Gotte, den jene machen, weil sie glauben, dies sei das einzige Mittel, nach diesem Leben glücklich zu sein.

In dem Tempel steht eine große Anzahl von Bildsäulen, denen man Verbeugungen macht und

die man anruft. Diese stummen Bildsäulen haben im Himmel eine Stimme, und empfehlen dem Tien diejenigen, die in dieser Welt ihre kriechendsten Höflinge sind. Das alles wird ganz treuherzig geglaubt.

Als ich wieder nach meiner Wohnung gekommen war, unterredete ich mich mit einem verständigen Manne. Dieser sah, wie erstaunt ich über das alles war, was ich beobachtet hatte, und sagte daher zu mir: „Sehen Sie denn nicht ein, daß jede Religion etwas nöthig hat, um den Pöbel zu täuschen? Die unsrige ist recht eigentlich für ihn passend. Zu seiner Vernunft kann man nicht reden; aber man macht Eindruck auf seine Sinne; und dadurch, daß man ihn, wenn Sie wollen, an einen überladenen Gottesdienst bindet, macht man ihn den Regeln und der Ausübung guter Sitten unterwürfig. Prüfen Sie nur unsre Moral, so werden Sie dies finden.“

Mit diesen Worten gab er mir ein Buch, das einer von seinen Gelehrten geschrieben hat. Ich fand beinahe alles das darin, was man uns von Konfutsi's Moral lehrt. Nun fing ich an, mich wieder mit den Christen auszusöhnen; ich sah, daß man nicht flüchtig nach dem Scheine urtheilen muß, und gerieth bald auf den entgegengesetzten Abweg. Wenn diese Religion, sagte ich, eine so vortrefliche Moral hat, so sind alle die Bonzen ohne Zweifel Muster der Tugend, und der große Lama muß ein ganz göttlicher Mann sein. Voll von diesen Gedanken gieng ich eines Tages auf der *Piazza di Spagna* spatzieren. Hier ward ich von einem Manne angeredet, von dem man mir sagte, er wäre ein Por-

tugiese. Es wunderte ihn sehr, als er hörte, ich wäre ein Sinese und auf Reisen. Er that einige Fragen wegen meines Landes an mich; ich beantwortete sie, so gut ich nur immer konnte, und nahm daher Gelegenheit, mich auch nach seinem Lande bei ihm zu erkundigen. Er sagte mir: sein König befände sich an dem Westlichen Ende von Europa; sein Land sei nicht groß, aber er habe große Besitzungen in Amerika; kein Fürst komme ihm an Reichthümern gleich, denn er könne unmöglich alle seine Einkünfte verzehren. Ich fragte ihn nun, ob er, eben so wie ich, zu seiner Belehrung reise? oder ob ihn sonst eine Ursache bewogen habe, ein so reiches Land zu verlassen, um nach diesem zu kommen, wo es weiter nichts Prächtiges gebe, außer Kirchen, und weiter keine reiche Leute, als die Bonzen, die das Gelübde der Armuth gethan hätten. „Mein König, erwiederte er, hat mich wegen einer gewissen Angelegenheit, die er mit dem großen Lama abthun muß, hieher geschickt.“ Ohne Zweifel betrift sie seine Seele, sagte ich: denn ein Bonze hat mich versichert, jener Mann habe eine Hypothek auf die Seelen aller Fürsten. „Sie betrift recht sehr seinen Körper, erwiderte der Portugiese; denn eine gewisse Art von abscheulichen Mönchen, die es bei uns giebt, hat ihn wollen ermorden lassen.“ Und ließ er denn diese Bonzen nicht pfählen? fragte ich mit Affekt. „Geistliche pfählt man nicht so, erwiderte er; Alles, was mein Herr thun konnte, bestand darin, daß er sie des Landes verwies. Der große Lama beschützt sie, hat sie hier aufgenommen, und belohnt sie dafür, daß sie in Lissabon geheiligte Personen haben ermorden wollen.“

In der That, mein Herr Portugiese, sagte ich nun, in Ihrem Europa ist Alles unbegreiflich. Ich habe gerade heute ein Buch von Ihrer Moral gelesen, sie hat mich zu Bewunderung und Entzücken hingerissen. Ihre Bonzen predigen diese; Ihr großer Lama ist die lebendige Quelle, aus der sie strömt — wie kann er, das Bild jeder Tugend, sich nun so zum Beschützer eines abscheulichen Lasters erklären?

„Sprechen Sie nicht so laut, sagte der Portugiese; es giebt hier eine gewisse Inquisition, und die könnte Sie für die unbehutsamen Reden, die Ihnen jetzt entwischt sind, bei langsamen Feuer rösten lassen. Wollen Sie von dem großen Lama sprechen, so thun Sie es an einem sichren Orte, wo uns niemand verrathen kann.“ Ich erinnerte mich hierbei an mein Abentheuer mit dem Ziegenbock in Konstantinopel, und folgte dem guten Rath.

Du siehst, erhabner Kaiser, was ich schon für Deinen Dienst gewagt habe. Beinahe hätte man mich wegen eines Bockes gesteinigt, und deshalb verbrannt, weil ich gesagt hatte: der große Lama beschütze die Bösewichter. O, was für ein sonderbares Land ist dieses Europa, und wie sehr beklage ich es, daß hier die sanften Sitten fehlen, deren man unter dem Schatten deines Zepters, in jenen glücklichen Gegenden genießt, die meine Geburt unter Deiner Herrschaft sahen!

## Dritter Brief.

Sobald ich bei meinem Portugiesen war, verschloß er Alles gut; und als er glaubte, daß wir nun in

Sicherheit wären, sagte er zu mir: „Ich sehe wohl, daß Sie erst in dieses Land gekommen sind, und daß Ihnen Alles darin neu scheinen muß. Sie haben Religions-Ceremonien gesehen, die Ihnen ohne Zweifel sonderbar vorgekommen, und dann moralische Bücher gelesen, durch die Sie mit den Bonzen wieder ausgesöhnt worden sind. So wissen Sie denn, daß diese Ceremonien und jene Tugendbücher in der That nur Lockspeisen für das gemeine Volk sind. Alle, die Sie sehen, von dem Oberprieſter an bis zu dem letzten der Mönche hin, der bis zum Rückgrat besprützt durch den Koth trabt, machen sich sehr wenig draus. Der Tien dient ihrem Ehrgeiz und ihrer Habsucht zum Vorwande, und die Religion zur Befriedigung beider Leidenschaften. Daher kommt denn ihr Eifer; daher wollen sie jeden verbrennen, der die Fesseln ihrer Sklaverei zerbrechen will. Man hat große Lamas gesehen, die Ehebruch und Blutschande begingen, die vom Vergiften Profession machten; es giebt kein Verbrechen, das die Bischofsmützen und die Tiare nicht bedeckt hätten. Ueberhaupt sind alle diese Kirchenleute durch ihre kühnen Unternehmungen und durch ihre unversöhnliche hämische Rachsucht die boshaftesten und gefährlichsten von allen Menschen. Ich rede so freimüthig mit Ihnen, weil ich im Grunde nicht von der Religion jener Leute, sondern ein Jude bin."

Ein Jude? unterbrach ich ihn; was ist das? Ich habe nie etwas von Juden gehört. „Die Juden, antwortete er mir, waren das auserwählte Volk Gottes; sie wohnten in Judäa, wurden endlich von den Römern daraus verjagt, und leben jetzt auf der

Erde zerstreuet, wie die Banianen und die Guebern in Asien. Auf unser Gesetzbuch gründen die Christen das ihrige; sie gestehen, daß unsre Religion die Quelle der ihrigen ist: aber diese undankbaren Kinder schlagen und mißhandeln ihre Mutter. Um in Lissabon nicht verbrannt zu werden, macht meine Familie die äußerlichen Ceremonien dieser Religion mit, und ich habe mich, um ruhig zu leben, zum Familiar der Inquisition machen lassen."

Ich unterbrach ihn, um zu erfahren, was ein Familiar sei. Er sagte mir, es wäre ein Amt, durch welches man Antheil an Allem nähme, was jenes abscheuliche Tribunal beträfe und wodurch es beleidigt werden könnte. Ich dankte ihm für die Aufklärungen, die er mir gegeben hatte; und wir gingen nun mit dem Versprechen auseinander, daß wir uns wieder sehen wollten.

## Vierter Brief.

Den folgenden Tag kam der Pater Bertau zu mir. Ich fragte ihn sogleich, ob er auch zu der Art von Bonzen gehörte, die man aus Portugal verjagt hätte. Er bejahete dies, und setzte hinzu: ach! man hat diese guten Väter mit grausamer Ungerechtigkeit aus ihrem heiligen Aufenthalte vertrieben. Bei diesen Worten stieg mir das Feuer in das Gesicht. Wie, mein Vater, sagte ich zu ihm, verlangen Sie denn, der König von Portugall soll sich durch diese Schurken von Bonzen ermorden lassen? „Es wäre besser, man hätte ihn zum Heil seiner Seele ermordet, erwiderte der Pater, als daß

er nun jene frommen Geistlichen weggejagt hat.“ — Was für ein abscheulicher Grundsatz, lieber Pater! Wie kann sich der, setzte ich hinzu, mit den moralischen Büchern vertragen, die Sie mir haben zu lesen gegeben? „Sehr gut, erwiderte er; nach der Meinung des Paters Bonni de Sanchez und einiger von unsren berühmtesten Kasuisten, muß man die Könige tödten, weil sie Tyrannen sind.“

O, Konfutsi! Konfutsi! rief ich aus, was würdest du sagen, wenn du solche Gräuel hörtest! — Wie glücklich ist Dein Reich, erhabner Kaiser, daß eine Religion, die solche abscheuliche Grundsätze duldet und ausübt, nicht unter Deiner Herrschaft eingeführt ist!

Nach dieser Unterredung war mir der Pater Bertau zuwider; und ich mochte nicht mehr mit ihm umgehen. Am folgenden Tage befand ich mich in einer Gesellschaft von Priestern; denn hier zu Lande ist jedermann Priester, in der Hoffnung eines Tages Lama zu werden. Der Portugiese war auch da. Ich war neugierig, wie man den großen Lama machte, und sammelte ungefähr Folgendes darüber auf. Sie sagen: der Tien sei in drei Theile getheilt, (was ich denn nie habe begreifen können, so viele Mühe sie sich auch gaben, es mir zu erklären;) und einer von diesen Theilen, dem sie den Namen Heiliger Geist geben, habe den Vorsitz bei der Wahl des Lama. Diesen wählt man nun aus siebzig Bonzen, die alle so roth sind, wie die Krebse.

Mein Portugiese sagte mir: „glauben Sie das nicht. Einige Könige, die viel Ansehen haben, nebst den Intriguen dieser Krebse, machen den Lama; und

obgleich die Freude darüber, daß er es geworden ist, beinahe heftig bei ihm ausbräche, so muß er doch weinen und sich über die große Last beklagen, die man ihm auflegt. Man wählt einen so Alten, als nur möglich ist, damit bald einer oder der Andre von den Ehrsüchtigen, die nach seiner Stelle streben, sein Nachfolger werden kann. Es ist aber noch ein stärkerer Grund da, weshalb man sie so alt wählt, nehmlich, daß sie weniger Aergerniß geben sollen. Bei einem Greise von siebzig Jahren sind alle der Keuschheit entgegen stehende Leidenschaften erloschen; ihm bleiben nur Ehrsucht und Geiz übrig: aber da man an denen keinen Anstoß nimmt, so hat die Kirche keinen Nachtheil davon."

Aber wie, sagte ich zu ihm, sind denn diese ganze Kirche, dieser Gottesdienst und diese raffinirten Glaubenslehren entstanden und eingeführt worden? „Nicht auf einmal, antwortete mir der Portugiese; Anfangs war die Religion einfach, die Bonzen wenig mächtig, und ihre Tugenden glänzend. Seitdem haben die Laster und der Aberglaube sich sehr stark vermehrt. Es wurden Versammlungen von Bonzen gehalten, die man Koncilien nennt; und jedes von diesen Koncilien hat einen neuen Glaubensartikel gemacht. Es giebt keine Ungereimheit, die nicht diesen Konciliumsvätern durch den Kopf gegangen wäre. Zu der Zeit, als das Ansehen des Lama's auf den höchsten Gipfel gestiegen war, fehlte nicht viel, so hätte man eine gewisse Jungfrau, welche sie die Mutter Gottes nennen, zu einer Göttinn und zur vierten Person in der Dreieinigkeit gemacht. Aber siehe da! ein Bonze in Deutsch-

land empört sich gegen den Lama, öffnet den Nationen und den Fürsten die Augen über ihre schwachköpfige Leichtgläubigkeit, und bringt eine beträchtliche Parthei von Mißvergnügten zusammen, die gegen die so genannten Katholiken aufgebracht waren. Der Lama und die Krebse, (wie Sie diese Leute nennen,) die jenem zum Staatsrathe dienen, sahen wohl ein, es sei jetzt nicht der günstigste Augenblick, den Aberglauben zu vermehren. Die Jungfrau ward, was sie konnte, und sie selbst schränkten sich darauf ein, ihre alten Glaubenslehren tapfer zu vertheidigen. Indeß haben sie sich seit der Zeit genöthigt gesehen, auf viele Wunder Verzicht zu thun, die sie vorher thaten und durch die sie sich, wenn sie jetzt von neuem damit kämen, höchst lächerlich machen würden. Sie exorcisiren wohl noch bisweilen Teufel; aber meistentheils, um nicht ganz aus der Gewohnheit zu kommen: denn die Wirkung, wie ehemals, thut es nicht mehr. Daher kommt denn der heftige Haß unter diesen Religionsparteien, ob sie gleich alle Christlich sind. Die Bonzen werden es den Ketzern nie verzeihen, daß sie durch die letztern große Einkünfte und Bisthümer verlohren haben. Besonders sind die Ketzer in ihren Augen lästige Aufseher, derentwegen sie vernünftiger sein müssen, als sie gern möchten. Auch haben sie es seit dieser Religionstrennung nicht gewagt, nur den geringsten kleinen Aberglauben einzuführen."

Während dessen kam ein Bonze, und sagte meinem Portugiesen: der große Lama wolle ihn sprechen. Wir trennten uns; er ging zu dem Oberpriester, und ich beschäftigte mich tief in Gedanken,

mit allen diesen außerordentlichen Dingen, um sie Dir zu schreiben.

## Fünfter Brief.

Mein Portugiese besuchte mich den folgenden Tag mit frühem Morgen. Er sagte mir: der große Lama habe sehr auf ihn geschmält, und tobe noch immer gegen seinen Herrn, weil dieser jene treulosen Bonzen aus seinen Staaten verjagt habe. „Er möchte gern, setzte mein Portugiese hinzu, daß die Könige sich von den beschornen Schurken in aller Demuth ermorden liessen, wie das Federvieh auf einem Hühnerhofe. Ich sprach ganz freimüthig mit ihm. Jeder Andre würde über die Niederträchtigkeit erröthet sein, mit der er das Laster in Schutz nimmt: aber diese Leute haben eine Stirn, die nie erröthet: sie halten sich für inspirirt und unfehlbar."

Sie müssen wohl inspirirt sein, sagte ich; sonst wäre ja solche Albernheit und ein so hassenswerthes Verfahren nicht zu ertragen. O, wie heilig sind unsre Gelehrten! und wie göttlich sind ihre Sitten! Sie haben lautere Tugend, und nie entfernen sie sich von ihr; auch sind sie nur von eben dieser lauteren Tugend inspirirt, die in Tien's seligem und unsterblichem Schooße geboren wird.

„Lassen Sie uns die Zeit nicht mit Vernünfteln verlieren, sagte mir der Portugiese. Heute wird in dem großen Tempel eine Ceremonie vorgenommen, die Ihre Aufmerksamkeit verdient." — Eine Ceremonie? erwiderte ich; und weshalb denn? „Der große Lama figurirt dabei, antwortete mir der Por-

Portugiese. Kommen Sie mit mir nach dem Tempel; wir wollen Zuschauer sein."

Wir machten uns nun auf den Weg, und fanden einen ungeheuren Zusammenfluß von Volke, das sich vor jenem prächtigen Gebäude versammelt hatte. Es kostete uns Mühe, durch den Haufen durchzudringen; indeß, da mein Portugiese von einem großen Könige geschickt war, so machte man ihm Platz, und ich schlüpfte unter seiner Begünstigung nach einem Ort in der Kirche, wo man die Ceremonie ganz in der Nähe sehen konnte. Ich blieb meinem Portugiesen immer zur Seite, damit ich Jemand hätte, der mir Alles, was vorging, erklären könnte.

Eine große Menge Bonzen fingen damit an, daß sie nach ihrer Gewohnheit Götter machten. Hierauf zeigte sich der große Lama in Begleitung seiner Krebse und sehr vieler Bonzen, die große gespaltene Mützen auf den Köpfen trugen. Der Lama ist ein alter Mann über die Sechzig, welcher aber, wie es scheint, keine Lust hat, den Heiligen Geist so bald mit der Wahl seines Nachfolgers zu bemühen. Er setzte sich majestätisch unter einen prächtigen Thronhimmel, den man für ihn bereitet hatte, und hierauf überreichte ihm einer von den Bonzen mit gespaltnen Mützen einen Degen und eine Mütze. Was bedeutet denn das? fragte ich meinen Portugiesen. „Er soll, erwiderte mir dieser, den Degen und die Mütze weihen." Und weswegen denn? „Beides ist für einen großen General bestimmt; denn der führt Krieg gegen einen von den Fürsten, die sich von der Kirche getrennt haben und dem Lama nicht unterworfen sind."

Man hat mir ja aber gesagt, erwiderte ich, er sei der Vater aller Christen; auch ist er ja, wie es heißt, ein Diener des Friedens: wie kann er denn nun Rasenden, die einander bekriegen, Waffen in die Hände geben? „Sehr gut, antwortete der Portugiese; denn die wahren Feinde jenes ketzerischen Fürsten haben ihn überredet, sie wollten die Ketzerei ausrotten, und alle verirrte Völker wieder in den Schooß der Kirche zurückbringen. Uebrigens muß er ja den Feinden des Ketzers, da er ihnen die Erhebung auf den päpstlichen Stuhl zu verdanken hat, seine Erkenntlichkeit beweisen. Deshalb weihet er nun den Degen; überdies hat er eine Art von Kreuzzug gegen den Ketzer gepredigt, und nöthigt alle Bonzen, die mit dessen Feinde, dem so genannten Kaiser, irgend in Verbindung stehen, diesem einen Tribut zu bezahlen, den man sonst immer nur in einem Kriege gegen die Türken erhebt.

Jetzt sah ich, daß der Lama, nachdem er ganz leise einige Worte gemurmelt und einige hieroglyphische Zeichen gemacht hatte, von denen ich nichts verstehen konnte, einen Sprengwedel nahm, ihn in ein Wassergefäß tauchte, und hierauf die Mütze und den Degen damit besprengte. Ich fragte, was das wäre? „Weihwasser, erwiderte der Portugiese, oder Wasser, mit ein wenig Salz und heiligem Oele vermischt. Von dem Augenblick an, da die Mütze und der Degen damit besprengt worden sind, bekommen sie erst ihren ganzen Werth, und machen den General, dem sie zu Theile werden, weise, glücklich und siegreich.“ Ach! rief ich aus, warum hatten wir nicht solche Mützen und Degen, als die Ta-

taren unser Land eroberten! — Dieser General wird also Alles unterjochen? — „Er schmeichelt sich sehr mit dieser Hofnung," erwiderte der Andre.

Aber, warum führt man denn diesen Krieg? fragte ich. Er antwortete: „damit eine ziemlich nahe an Portugall gränzende Macht in Amerika einen Fisch fangen kann, den man Stockfisch nennt, wird ein Fürst im Norden bekriegt." Das ist ja unbegreiflich, erwiderte ich ihm. „Es würde zu lange währen, sagte er hierauf, wenn ich Ihnen den Zusammenhang dieser Sache erklären wollte. Aber wissen Sie nicht, daß man sich bei Kopfschmerzen am Fuße zur Ader läßt?" — „Und was haben denn Kopf und Füße mit der Politik zu thun? Haben Sie mich deshalb, weil ich ein Sinese bin, nicht zum Besten."

Indeß wir so mit einander sprachen, hatte der große Lama sich entfernt. Wir gingen nun noch in dem Tempel umher, um seine Schönheiten zu betrachten; denn er ist unstreitig das schönste Denkmal der menschlichen Kunst.

Während der Zeit, daß der Portugiese mich alle einzelne Theile bewundern ließ, näherte sich ihm ein Bonze von seiner Bekanntschaft, und fragte, wer ich wäre. Als er hörte, ich sei ein Sinese, so betrachtete er mich aufmerksam, und sagte öfters: er sieht wirklich sehr Sinesisch aus. Und da er merkte, daß ich ein wenig Italiänisch kann, (welches ich von den Jesuiten, Deiner Erhabenheit Mathematikern, gelernt habe,) so fragte er mich, ob ich getauft wäre. Ich antwortete ihm: die Ehre hätte ich nicht. Er wollte nun wissen, ob ich nicht vielleicht Lust dazu

hätte. Ich erwiderte: nach dem, was ich gesehen und gehört habe, weniger als jemals. „Ach! wie sehr beklage ich Sie, mein lieber Herr! Das ist Jammerschade! Aber Sie werden verdammt werden! Die Gnade hat Sie an Orte geführt, wo sie sich über Sie ergiessen konnte; aber Sie widerstreben ihr. Ihr Irrthum ist freiwillig. Sie werden verdammt werden, mein Herr; Sie werden verdammt werden!“

Ich nahm mir die Freiheit ihn zu fragen: ob er glaube, daß Konfutsi eben das Schicksal haben werde? „Kann man daran zweifeln?“ antwortete mein Bonze. Nun, erwiderte ich, so will ich lieber mit ihm verdammt, als mit Ihnen selig sein. Und damit trennten wir uns.

Du siehst, erhabner Kaiser, wie sehr Europa sich in allen Stücken von Asien unterscheidet. Die Religion, die Polizei, die Gebräuche, die Politik, Alles befremdet mich hier. Vieles scheint mir unbegreiflich. Noch kann ich nicht entscheiden, ob meine Einsichten zu begränzt sind, oder ob sich in die hiesigen Gebräuche wirklich viel Phantastisches mischt, das den Leuten, weil sie daran gewöhnt sind, nicht mehr lächerlich vorkommt. Der Hauptunterschied zwischen den Köpfen der Europäer und den unsrigen besteht darin, daß jene sich oft ohne Zurückhaltung ihrer Einbildungskraft überlassen, die sie für Vernunft halten, daß hingegen die, welche das Glück haben, als deine Sklaven geboren zu sein, den Grundsätzen der gesunden Vernunft und der Weisheit unverbrüchlich treu bleiben.

## Sechster Brief.

Der Bonze, der mich taufen wollte, und mich den Tag vorher verdammte, besuchte mich. Er hatte nachgedacht, und ich bemerkte, daß er irgend ein neues Mittel ausgesonnen haben müßte, bei dem er es nicht nöthig fände, auf meine Bekehrung Verzicht zu thun. Er beredete mich, Bekanntschaft mit der gespaltenen Mütze zu machen, die dem großen Lama den Sprengwedel zugereicht hatte. Ich ging nach seinem Hause, und ward da, wie die Italiäner es nennen, mit *puntilio*, das heißt mit Ceremonien aufgenommen, von denen mir Sinesen zu unsrem Glücke nichts verstehen. Nach mehreren Fragen über mein Land, aus denen wir mehr verachtender Stolz und Unwissenheit, als Höflichkeit und Kenntnisse hervorzublicken schienen, fing mein Magus an, sich über die Größe seiner Nation auszubreiten. Er erzählte mir weitläuftig: seine Landsleute hätten ehemals die ganze Erde erobert, und auch itzt thäten sie, ob sie gleich Priester wären, noch nicht Verzicht auf die Beherrschung der Welt.

Ich konnte es nicht unterlassen, ihm zu erwidern: er thue wohl daran, daß er mir sage: die Italiäner wären ehemals Erobrer gewesen; denn jetzt würde man das in der That schwerlich muthmaßen. Nun fing er einen langen Diskurs an, wodurch er mir unwiderleglich beweisen wollte: die großen Thaten jener Römer wären nichts, weil sie das nicht gehabt hätten, was er die Gnade nennt; die jetzigen aber überträfen jene bei weitem, denn sie hätten diese Gnade, diese göttliche Vorliebe,

und beherrschten Europa durch eine Art von Blitz, den sie das Wort nennten, und auch durch das, was der Bann hiesse; denn dies schlage alle Könige, sobald sie damit bedrohet würden, zu Boden.

Meine Antwort war: ich fände zwar den Vorzug der jetzigen Römer vor den alten sehr schön; aber wenn das, was er mir von jenem erobernden Volke erzählt habe, Alles wahr sei, so könnte ich nicht umhin, ihm zu sagen, daß sie mir sehr ausgeartet schienen und daß ich die Lorbeerkränze der Alten den Tonsuren der Neueren vorzöge. „Ach, Unheiliger!“ Rief er nun aus, „ich sehe wohl, daß du keinen Geschmack am Himmlischen hast, daß du immer nur ein Sinese, ein Blinder sein wirst, der ganz an Fleisch und Blut hängt!“ Sinese? erwiderte ich; — nun, das zu sein, daraus mache ich mir eine Ehre; aber blind? — das ist etwas andres; und ich wette, Sie würden sehr unzufrieden sein, wenn Ihr gemeines Volk eben so scharfe kleine Augen hätte, wie ich.

„Nun nun, werden Sie nur nicht böse, mein lieber Phihihu, sagte er zu mir. Sie haben Augen, um leibliche Dinge wahrzunehmen; aber ihre Seele kann sich nicht erheben, um das Unkörperliche zu sehen.“ O Bonze, erwiderte ich, Du bist stolz auf den falschen Schimmer, den Du in Deinen Schulen bekommen hast; aber lerne den göttlichen Konfutsi kennen, und du wirst sehen, daß seine Schüler alles das Unkörperliche begreifen können, was den Einsichten unsres schwachen sterblichen Geschlechtes nahe genug liegt.

„Wie, fragte er nun, thun eure Brachmanen das Gelübde der Keuschheit, so wie wir?“ Wenn sie es auch nicht thun, so beobachten sie es doch ungefähr auf eben die Art, wie ihr. An jeder Ecke in dieser prächtigen Stadt begegnet man ja Bastarden von Kardinälen oder Bischöfen; wozu nützen denn nun die Keuschheitsgelübde? Und wenn ihr sie denn auch gewissenhaft hieltet — will der Tien von Verschnittenen bedient sein? und hat er euch mit unnützen Gliedern erschaffen?

Nun rühmte er mir sehr die Werke eines gewissen Origenes, der, wie er sagte, so vollkommen tugendhaft gewesen sei, daß er sich freiwillig der Glieder beraubt habe, die ihn nur zu der geringsten Unkeuschheit hätten reizen können. — Wie wohl würde man daran thun, erwiderte ich, wenn man es mit Euch eben so machte; denn es giebt doch keine größere Unverschämtheit, als wenn man sich mit Vollkommenheiten rühmt, von deren Besitze man so weit entfernt ist.

Das mißfiel ihm sehr. „Nein, antwortete er, wir haben nur dazu Kastraten, daß sie in unsren Kirchen Tien's Lob singen müssen. Aber wir nehmen uns wohl in Acht, an uns selbst eine solche Grausamkeit auszuüben; denn ohne Versuchung giebt es kein Verdienst, und ohne Kampf keinen Sieg.“

Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen: hundert tausend Bastarde würden ihn und seines gleichen nicht so verhaßt machen, als die vielen andren Verbrechen, welche die Menge von Bonzen beginge, und welche sein Lama so unverschämt autorisirte.

Mochte er mich nun weniger biegsam finden, als er geglaubt hatte — genug, ich bemerkte, daß sein Gesicht finster ward. Er wagte nun noch den letzten Versuch, und legte mir das Alterthum seiner Kirche als Beweis vor. Ich antwortete ihm das, was ich von meinem Portugiesischen Juden gelernt hatte, und sagte dann: wolle ich auch das nicht in Anschlag bringen, daß die Jüdische Religion älter sei, als die, deren Alterthum er mir anpreise; so könne ich ihn doch versichern, daß die Religion unsrer Gelehrten noch viel eher da gewesen wäre, als die Jüdische.

Die Unterredung ward nun schläfrig, und ich ging ganz still meiner Wege. Mein Portugiese besuchte mich, und sagte: er habe entdeckt, daß man mich gar zu gern taufen wolle; der Prälat, bei dem ich gewesen sei, habe sich durch meine Bekehrung berühmt zu machen gehofft, und es kränke ihn im Grunde äusserst, daß er seine Hoffnung fehlgeschlagen sehe.

O erhabner Kaiser, sieh, was ich bereits für Deinen Dienst gewagt habe! In Konstantinopel wegen eines Ziegenbocks gesteinigt, in Rom von der Inquisition verbrannt, und, was noch schlimmer ist, gar getauft zu werden, da ich im Begriff stehe, aus dieser Stadt abzureisen.

Ich rechne darauf, Rom in wenigen Tagen zu verlassen, und nach einem Königreiche zu gehen, das man Frankreich nennt, und wo, wie man sagt, schöne Sachen zu sehen sind. Von da will ich dann durch Spanien, England und Deutschland über Konstantinopel zurückreisen, und Dir Bericht von allen den Sonderbarkeiten abstatten, die ich auf einer so langen Reise bemerken werde.

# Brief

eines Feldpaters bei der Oestreichischen Armee an den Hochwürdigen Pater Superior des Franziskanerklosters zu Frankfurt am Main, worin man die List und die strafbaren Mittel aufdeckt, deren der König von Preussen sich bedient hat, die Schlachten bei Liegnitz und Torgau zu gewinnen.

---

1760.

Hochwürdiger Vater! Ew. Hochwürden sind mit Recht höchlich erstaunt, wenn Sie bedenken, daß der König von Preussen in diesem Feldzuge die beiden Schlachten gewonnen hat, die nun alle gegen ihn entworfenen Projekte seiner Feinde zerstört, ja noch überdies, wie es scheint, die Versicherung lächerlich gemacht haben, die der Wiener Hof allen Europäischen Höfen gegeben hatte. Ew. Hochwürden wissen nehmlich, daß der letztere, als der König von Preussen die Belagerung von Dresden aufhob, um Schlesien zu befreien, in Versailles, Warschau und Petersburg erklären ließ: noch vor Ende des Julius werde keine Preussische Armee existiren, und der König werde weiter kein Hülfsmittel mehr übrig haben, als sich in Magdeburg einzuschliessen, oder sich in Stade einzuschiffen, um nach London zu gehen. Allenthalben, wo Oestreichische Gesandten sind, in Madrid, Turin und Neapel, führte man eben die Sprache. Man wollte dem Publikum sogar schon im Voraus die

Freude machen, diese große Neuigkeit zu erfahren, und man belehrte es durch die Zeitungen: der König von Preussen könne, da er von vier Armeen umringt sei, unmöglich nach Schlesien dringen, und müsse den vielen Feinden, die ihn umgeben, nothwendig erliegen. Diese vier Armeen waren die Daunsche, und die drei großen Korps der Generale Lascy, Laudon und Beck. Man hätte noch eine fünfte mitrechnen können, nehmlich die Russische, die bei Glogau stand.

Der König von Preussen sah wohl ein, daß er sich in der äussersten Gefahr befände. Er hatte, wie das bekannt und ausgemacht ist, nicht mehr, als fünf und dreißig tausend Mann bei sich, die auf allen Seiten von neunzig tausend Oestreichern gedrängt wurden. Ja, man machte damals in allen Wiener und Reichs-Zeitungen die Armee noch viel größer, ob sie sich gleich genau gerechnet nur auf neunzig tausend belief. In einer so kritischen Lage glaubte der König nicht, daß alle die Hülfsmittel, die er so oft in seinem Kopfe und in seiner Standhaftigkeit gefunden hatte, ihn aus der Verlegenheit bringen könnten; und er entschloß sich daher, sich auf Kosten seines Heils und seiner Seelenruhe aus der Sache zu ziehen. Wir haben aus einem Briefe von seinem Feldprobste, der von unsern Husaren aufgefangen worden ist, das gesehen, was ich Ewr. Hochwürden nun erzählen will.

Diesem Briefe zufolge, der an einen Professor des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin geschrieben ist, scheint der König in einer kleinen Stadt, nahe bei Liegnitz, einem Manne begegnet zu sein, den

man für einen Philosophen ausgab, der aber im Grunde nur ein gefährlicher Zauberer war. Man versichert sogar, er arbeite an der Encyklopädie, und habe den Artikel *Magie* in diesem höllischen Buche gemacht. Der König freute sich über diese Entdeckung, fragte, trotz den gottseligen Vorstellungen seines Beichtvaters, jenes Werkzeug Beelzebubs um Rath, und erhielt von ihm folgende Antwort: „Sire, eine unbeschränkte Macht, die stärker ist, als alle menschliche Kräfte, hindert es, daß Sie jemals den Feldmarschall Daun besiegen können. Er ist gegen alle ihre List gedeckt, und die Kraft ihrer Waffen vermag nichts gegen den Hut und gegen den geweiheten Degen, mit denen der Oberpriester in Rom ihn geschmückt hat. Aber es giebt noch ein Mittel, Sie aus der Sache zu ziehen. Wenn Sie nicht gegen diesen General fechten, der unter dem päpstlichen Biret sicherer ist, als Achill in Vulkan's Rüstung, so kann Ihnen der Beistand der Hölle nützlich sein. Beelzebub wird Ihnen den Sieg verleihen; aber dieser Oberste der Teufel ist, wie die Finanziers und wie die Operistinnen: für nichts thut er nichts. Sie müssen also, nach der hergebrachten Gewohnheit, einen Vererag mit ihm machen, daß Sie ihm nach Ihrem Tode Ihren Leib und Ihre Seele übergeben wollen. Sie wissen, Sire, daß der berühmte Marschall von Luxemburg alle die großen Siege, die er erfocht, nur einem ähnlichen Vertrage zu verdanken hatte, und daß man mitten an dem glänzenden Hofe Ludwig's XIV und in jenem so gepriesenen, so philosophischen Jahrhunderte, ihm als Zauberer den Proceß machte:

warum wollten Sie Sich nun fürchten, dem Beispiele dieses großen Mannes zu folgen?"

Den König von Preussen überraschte der Vorschlag des Zauberers; er behielt die Furcht, die er von Natur und von jeher vor dem Teufel gehabt hat, und konnte sich nicht zu dem vorgeschlagenen Vertrage entschliessen. Daher gab er zur Antwort: wenn es keine andre Mittel zu siegen gebe, als sich an die Hölle zu wenden — das scheine ihm noch schwerer, ja unmöglicher, als die sämtlichen Mittel, deren er sich bisher bedient habe, seine Feinde so vielemale zu schlagen.

„Nun wohl, sagte der gefährliche Philosoph; Sie können doch von Beelzebub Nutzen haben, wenn Sie ihm zwanzig Personen geben, über die Sie Herr sind." Mit Unterschied, erwiderte der König; versteht Ihr unter Personen, über die ich Herr bin, meine Unterthanen — die habe ich nach meinen besten Kräften immer als ein Vater zu behandeln gesucht, und werde gewiß nie einen davon dem Teufel geben. Aber wenn Beelzebub sich mit einigen fremden Mönchen begnügen will, die in meinen Staaten befindlich sind, so soll er zwanzig Schlesische Jesuiten haben, und die kann er denn in jener Welt an Jean Chatel's, Guignard's, Malagrida's und anderer Jesuiten Seite setzen, welche Könige ermordet haben. „Sehr gut, erwiderte der Philosoph, wenn nur die Unterhanen der Hölle sich vermehren, auf welche Art es auch geschehen mag; so ist Beelzebub immer zufrieden."

Nun sagte der Zauberer den Anfang von Locke's Kapitel gegen die angebornen Ideen her. —

Bei dem Recitiren eines so höllischen Werkes erschien der Teufel auf der Stelle, und sagte zu dem Könige: „Dein Geschenk wird von mir angenommen; geh, greife Laudon an! So tapfer und erfahren dieser General auch sein mag, so sollst Du doch den Sieg davon tragen. Ich werde deine Truppen beseelen, und du wirst sehen, daß die sprichwörtliche Redensart: sie haben sich geschlagen wie die Teufel, wirklich im eigentlichen Sinne wahr sein wird."

Ew. Hochwürden müssen das Uebrige von dieser verhaßten Geschichte. Der König schlug am folgenden Tage den General Laudon, und erfocht einen Sieg, der ganz Schlesien frei machte. Der Wiener Hof erfuhr wenige Tage nachher durch den erwähnten aufgefangenen Brief die Ursache dieses Sieges; aber der Schonung und dem Wohlstande zufolge, den er in den Schriften, die von ihm gegen jenen Fürsten bekannt gemacht worden sind, immer beobachtet hat, begnügte er sich, in die Zeitungen setzen zu lassen: der König verdanke seinen Sieg nur der Nachricht, die ihm ein gewisser von der Oestreichischen Armee weggegangener Officier gegeben habe. Man hat diesen Officier nie bei Namen genannt und ihn immer nur unbestimmt bezeichnet; denn hätte der Wiener Hof ihn kenntlicher machen wollen, so würde er den Teufel haben nennen müssen.

Da der König von Preussen aus dem Beistande der Hölle einen so großen Vortheil gehabt, so dachte er darauf, den Zauberer, durch den er ihn bekommen hatte, immer bei sich zu behalten; und da er wußte, daß die Philosophen die Länder lieben, in denen sie dessen genieſſen, was sie eine anständige

Ruhe nennen; so versicherte er diesen boshaften Menschen: wenn er bei ihm bleiben wolle, und nur die göttlichen und menschlichen Gesetze ehre; wenn er ferner gegen Fürsten, ob sie gleich des Königs Feinde wären, den Respekt beobachte, der gekrönten Häuptern gebühre: so solle er niemals verbrannt werden, wie die Juden in Portugall und Spanien, auch nicht in die Inquisition kommen, wie Galilei in Italien, selbst dann nicht, wenn er behauptete, die Päpste hätten bisweilen ganz nackende Mädchen vor sich tanzen lassen, um Dero melancholische Heiligkeit aufzuheitern. *)

*) Ein Augenzeuge, der Ceremonienmeister bei dem Papste Alexander VI. war, sagt von diesen päpstlichen Vergnügung Folgendes: „Am letzten Sonntage des Monats Oktober aßen funfzig honette Frauenzimmer, die man Kurtisanen nennt, Abends mit dem Herzog von Valentinois auf seinem Zimmer in dem apostolischen Pallaste. Nach der Mahlzeit sangen und tanzten sie, Anfangs bekleidet, hierauf aber ganz nackend, mit den Domestiken und den Gästen des Herzogs. Man setzte mehrere Leuchter mit großen Lichtern auf die Erde, und warf vor ihnen Kastanien hin, welche dann die nackenden Kurtisanen auflasen, wobei sie auf Händen und Füßen zwischen den Lichtern durchgingen. Der Papst, der Herzog und Lukretia, seine Schwester, waren bei dieser Lustbarkeit zugegen, und sahen zu. Endlich setzte man seidene Stoffe, kostbare Stiefel und mehrere andre Sachen für diejenigen aus, welche die meisten von diesen Kurtisanen — erkennen würden. Diese wurden dann vor den Augen aller Anwesenden — erkannt, und die, welche in dem Wettkampfe gesiegt hatten, erhielten die ausgesetzten Preise."

Ich mildre die Lateinischen Ausdrücke noch. Hier sind sie im Original: Dominica ultima mensis Octobris in sero fecerunt coenam cum Duce Valentinensi, in camera sua in Palatio apostolico, quinquaginta meretrices honestæ, Cortesianæ nuncupatæ, quæ post coenam chorearunt cum servitoribus & aliis ibidem existentibus, primo in vestibus suis, deinde nudæ. Post coenam posita fuerunt candelabra communia mensæ cum

Vermittelst seines Zauberers benutzte nun der König von Preussen seinen Sieg, hinderte den Feldmarschall Daun, Schweidnitz zu belagern und trieb ihn in die Berge. Dieser General befand sich dort in einer sehr üblen Lage, als der Einfall der Russen in die Mark Brandenburg, und das Oestreichische Korps unter dem General Lascy, das zu ihnen stieß, den König nöthigten, seinen Kuhrfürstlichen Staaten zu Hülfe zu eilen, und den Feldmarschall Daun befreieten.

Der König von Preussen befand sich in neuen beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten; er mußte

candelis ardentibus, & projectæ antè candelabra per terram castaneæ, quas meretrices ipsæ super manibus & pedibus nudæ candelabra prertranseuntes colligebant, Papa & Duce & Lucretia sorore præsentibus & aspicientibus. Tandem exposita dona ultimo, diploides de serico, paria caligarum, bireta & alia, pro illis, qui plures dictas meretrices carnaliter agnoscerent: quæ fuerunt ibidem in aula publice carnaliter tractatæ arbitrio præsentium, & dona distributa victoribus. *Specimen historiae arcanae sive anecdotae de vita Papae Alexandri* VI, *seu excerpta ex Diario Joannis Burchardi Argentinensis, Capellae Alexandri* VI, *Papae Clerici, ceremoniarum Magistri*, Pag. 77.

So stark auch diese *partie de plaisir* für den Statthalter Gottes auf Erden scheint, so werden doch alle denkende Menschen der Meinung sein: ein Papst, der nackende Mädchen tanzen läßt, sei für das menschliche Geschlecht und für alle bürgerliche Gesellschaften weit weniger gefährlich, als ein andrer, der Königsmörder in Schutz nimmt, den es aufbringt, daß ein Fürst seine Mörder bestrafen will, der einen hochachtungswürdigen Senat insultirt; Rebellen durch die Finger sieht, und sie gegen ihren rechtmäßigen Souverain begünstigt; der, anstatt über einen Krieg zu seufzen, durch den in Europa so vieles Blut vergossen wird, seine Flamme noch anfacht und nährt; der Fürsten, die sich von seiner Kommunion getrennt haben, insultirt, sie gegen den Katholicismus erbittert und christlichen Genralen, damit sie andre Christen bekriegen sol-

einen Weg von achtzig Stunden mit erstaunlicher Geschwindigkeit zurücklegen. Wie konnte er nun diesen Marsch machen, da der Feldmarschall Daun ihm auf dem Fuße nachfolgte, und ihn während des ganzen Weges mit einer beträchtlich stärkeren Armee zu harceliren und ihn jeden Augenblick aufzuhalten im Stande war. Der Teufel hatte wieder Antheil an diesem Marsche, den die Preussen und ihre Anhänger so preisen. Beelzebub ward von neuem citirt. Er kam dem Könige zu Hülfe, und um ihn aus der Sache zu ziehen, ließ er mehrere Legionen Teufelchen, von denen jeder mit einem Blasebalg versehen war, aus der Hölle hervorgehen. Diese fuhren nun den Soldaten in den H....n, und jagten sie eben so geschwind fort, wie Schiffe, die den günstigsten Wind haben. Dies ist uns von mehreren Apostolisch-Römisch-Katholischen Deserteurs entdeckt worden, die von dem allzustarken Blasen die Kolik bekommen und daher wohl eingesehen hatten, daß ihr geschwinder Marsch ein Werk des Teufels sei.

Die Nachricht von der Annäherung des Königs von Preussen nöthigte die Russen und Oestreicher, das Brandenburgische zu verlassen. Da dieser Fürst unter-

len, eben die Unterscheidungs- und Religionszeichen giebt, die sonst nur denen vorbehalten waren, welche die Türken bekriegten. Ein einziger Papst dieser Art schadet der Menschheit mehr, als alle Päpste, die schon gelebt haben oder noch in künftigen Jahrhunderten leben können, und wenn sie auch alle Tage zweimal nackende Kurtisanen tanzen, auf Händen und und Füßen gehen und Kastanien aufsiesen liessen. Der Heilige Geist muß sich doch sehr wundern, wenn er sein Sprachrohr, und den Mund, durch den er spricht, mit quinquaginta meretricibus honestis sichet.

unterweges den Zurückzug seiner Feinde erfuhr, so rückte er in Sachsen ein. Kaum befand er sich da, so mußten die Reichsarmee und das Wirtembergische Korps sich zurückziehen. Es war ihnen nehmlich unmöglich, den Schwefeldampf zu ertragen, den die Preussischen Truppen aushauchten. Die Kommunikation, die sie unterweges mit ihren Geleitsmännern, den Teufeln, gehabt hatten, gab ihrer Physionomie so etwas Höllisches, daß zwei Armeen, die sieben Monate lang mit der Eroberung von Sachsen zugebracht hatten, in weniger als fünf Tagen durch eine Handvoll ketzerischer Husaren daraus verjagt wurden. Ohne Zweifel waren in ihre Leiber Teufel gefahren, und man hatte nicht den Vertrag gemacht, daß die heiligen Truppen der Bischöfe von Mainz, Trier, Kölln und Bamberg mit denen etwas sollten zu schaffen haben. *Non sunt miscenda sacra profanis.* Hätte hierbei nicht Satan sein Werk gehabt — wer könnte dann glauben, daß die Preussen so kühn gewesen sein würden, der Reichs-Exekutions-Armee nicht nur zu widerstehen, sondern sie auch, wie der Wind die Wolken, zu verjagen? Man darf nur die Tagebücher lesen, die sieben Monate hindurch über die Unternehmungen und Thaten dieser furchtbaren Armee in allen Zeitungen bekannt gemacht worden sind; so wird man sehen, ob die Franzosen unter dem großen Conde' oder die braven Oestreicher unter dem Prinzen Eugen jemals etwas Glorreicheres gethan haben.

Da die Reichsarmee und das Korps Wirtemberger sich zurückzogen, so hatten die Oestreicher allein Sachsen zu vertheidigen. Sie glaubten, das

unüberwindliche Lager unter Torgau besetzen zu müssen, in welchem der General Hülsen sich mit einer Handvoll Leute den halben Feldzug hindurch gegen die Reichsarmee, die über fünf und dreißig tausend Mann stark war, brav gehalten hatte. Die Oestreicher wissen wohl, daß der König von Preussen, ob er gleich Krieg gegen sie führt, doch ihrem Werthe so gut Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie jeder andre; sie erwarteten also nicht, daß dieser Fürst so kühn sein würde, sie anzugreifen. Aber er that es doch, und nöthigte die Oestreicher, die wichtige Stadt Torgau zu verlassen, wieder über die Elbe zu gehen, sich hinter die Stadt Dresden zurückzuziehen, einen Marsch von elf Meilen zu machen, der ihnen viele Leute gekostet hat, und endlich ihm ganz Sachsen, die Stadt Dresden ausgenommen, einzuräumen.

Hier werden Ew. Hochwürden nun sogleich alle Gaukeleien der Hölle, alle Kunstgriffe Satans und kurz die allerteufelischsten Kriegeslisten des bösen Feindes sehen.

Den dritten November, Nachmittags um zwei Uhr, fing der König diese berühmte Schlacht an, und zwar gegen den Willen seines Zauberers, der die Macht des päpstlichen Hutes und Degens in ihrem ganzen Umfange kannte, und daher den König versicherte, er würde zurück geschlagen werden. Dies geschah auch wirklich, und der Berliner Hof gesteht in dem Berichte, den er bekannt gemacht hat, daß die Preussen, ungeachtet ihrer Unerschrockenheit, in den beiden ersten Angriffen von den Oestreichern mit vieler Tapferkeit zurückgeworfen worden sind. Aber

eben dieser Bericht versichert: der dritte sei den Preussen so gut gelungen, daß die Oestreicher nachher eine gänzliche Niederlage erlitten, sich von dem Schlachtfelde entfernt, und bei Nacht über die Elbe zurückgezogen, die Stadt Torgau mit den darin befindlichen Magazinen aber den Preussen überlassen, die sich dann mit Anbruch des Tages ihrer bemächtigt und noch viele Gefangene darin gemacht hätten, die achttausend nicht mitgerechnet, die ihnen am Tage der Schlacht in die Hände gefallen wären.

Obgleich die Hauptsache in dieser Erzählung wahr ist, so sind doch die Umstände gänzlich verändert und verfälscht. Der Wiener Hof läßt also mit Recht in den Zeitungen bekannt machen: die Oestreicher hätten den Sieg erfochten, die Preussen aber ihre Vortheile erst mitten in der Nacht erhalten, als man nicht das Mindeste mehr habe unterscheiden können. Dies scheint auf den ersten Blick unglaublich; aber hören Ew. Hochwürden nur, wie es zugegangen ist.

Die Preussen wurden zweimal zurückgeschlagen, und beide Angriffe endigten sich gegen Sonnenuntergang. Ew. Hochwürden wissen, daß der Teufel der Herr der Finsterniß ist. Kaum sank der Stern des Tages am Horizont herunter, als des Teufels Macht anfing die Oberhand über den heiligen Vater zu gewinnen. Mehrere von unsern Officieren merkten dies bei dem dritten Angriff der Preussen, und stellten dem Feldmarschall Daun vor: es wäre zu fürchten, daß der geweihete Hut und Degen ihre Kraft verlieren möchten. Aber dieser General, der (unter uns gesagt) immer mehr auf seine Tapferkeit

und seine militairischen Talente, als auf das kirchliche Geschenk gerechnet hat, über das er sich im Grunde seines Herzens aufhielt, wollte das Gefecht fortsetzen. Sein Mangel an Frömmigkeit und Glauben ward bald bestraft; und er bekam eine schwere Wunde.

Indeß vergrößerte der Vortheil der Preussen sich doch nicht. Vergebens behaupten sie, noch vor völligem Einbruch der Nacht einen vollständigen Sieg erfochten zu haben. Mögen sie immer protestiren und sagen: „wie hätten wir denn funfzig Kanonen, neun und zwanzig Fahnen und eine Standarte erobern, ferner achttausend Mann, zweihundert und sechzehn Officiere und vier Generale zu Gefangnen machen können, und das Alles, ohne eine Hand vor Augen zu sehen? Glaubt man denn, daß die Preussischen Officiere und Soldaten Nachteulen sind?“ Auf diese schlechten Einwürfe muß man antworten: man hält die Preussen nicht für Nachtvögel, aber wohl für Werkzeuge des Teufels. In der That war dieser böse Geist, da die päpstliche Macht ihn nicht mehr in der Finsterniß hielt, einzig und allein die Ursache des Sieges. Er befahl allen den Teufelchen, welche die Preussen auf dem Wege von hinten fort getrieben hatten, ihnen auf die Nasen zu steigen und sich in Brillen zu verwandeln. Durch deren Beihülfe trugen denn die boshaften Ketzer über die unglücklichen Oestreicher, die keinen Stich sehen konnten, alle die Vortheile davon, von denen sie nun so reden.

Aus dem, was ich die Ehre habe, Ewr. Hochwürden zu sagen, sehen Dieselben wohl, daß unsre

Zeitungen und unsre Staatsminister mit Grund bekannt machen liessen: nur die gänzliche Dunkelheit der Nacht und die Unmöglichkeit etwas zu sehen, wären an den Vortheilen der Preussen Schuld gewesen. Denken Sie nur, Hochwürdiger Vater, in welch einer widrigen Lage die Anhänger der guten Sache sind. Die wenige Religion des Königs von Preussen zwingt uns nun, bei Tage ohne Nutzen den Truppen zu folgen, welche durch die Teufel von hinten fortgetrieben werden, und bei Nacht gegen Soldaten zu kämpfen, von denen jeder einen Teufel auf der Nase reiten hat. Wenn das so fortgeht, so fürchte ich sehr, wir werden alle unsre Plane zur Erniedrigung, ja zur Ausrottung der Ketzerei scheitern sehen. Wie sehr müssen wir befürchten, daß der König von Preussen die Prinzen, seine Brüder, dahin bringt, eben solche Zauberer zu werden wie er selbst? Welch ein Nachtheil wäre es nicht für die gute Sache und für die Ausbreitung der heiligen Römischen Kirche, wenn der Prinz Heinrich mit der weisen Tapferkeit, durch welche die Plane des Feldmarschalls Daun (so ein guter General er auch ist) und der andren Oestreichischen Kommandöre so oft gescheitert sind, auch noch den Beistand der Magie vereinigte, und wenn er mit Ulysses Weisheit und Achilles Muth, die er beide schon hat, auch noch Merlin's Zauberwissenschaft verbände!

Um so großen Uebeln vorzubeugen, wäre es, glaube ich, rathsam, dem Publikum den ganzen Gräuel von Gaukeleien, Blendwerken und Zaubereien bekannt zu machen, deren der König von Preussen sich bedient hat, und deren er sich ohne Zweifel noch be-

dienen wird, um seine Plane auszuführen. Dieser Brief, den ich die Ehre habe, Ewr. Hochwürden zu schreiben, wird dazu dienen, jenen ruchlosen König in Verwirrung zu setzen. Vielleicht macht die Schande, in ganz Europa als ein Zauberer bekannt zu werden, daß er seinem sündlichen Umgange mit den Teufeln entsagt. Wenn das nicht hinreicht, so muß man den Römischen Hof um ein Jubiläum bitten, um bei dem Himmel zu bewirken, daß der Feind der guten und heiligen Sache sich künftig weder des Teufels, noch eines Zauberers, ja nicht einmal seines Genies bedienen kann, dessentwegen man ihn in großen Gelegenheiten, trotz seiner Magie, eher für einen Engel, als für einen Teufel halten sollte. Ich habe die Ehre, Hochwürdiger Vater, mit aller Ehrfurcht zu sein

Ewr. Hochwürden

ergebenster und gehorsamster Diener

der Abbé Persifle,

Feldpater bei dem Neupergischen Regimente.

# Scherzhafte Aufsätze.

# Mandat

Seiner Hochwürden Gnaden des Bischofs von Aix, enthaltend ein Verdammungsurtheil gegen die ruchlosen Werke des sogenannten Markis d'Argens, und dessen Verbannung aus dem Königreiche erkennend.

---

1766.

Johannes Baptista Antonius de Brankas durch die Barmherzigkeit Gottes, und durch die Gnade des heiligen Stuhls Bischof von Aix, Heil und Segen allen Gläubigen unsrer Diöcese!

Jesus Christus, meine theuren Brüder, hat gesagt: es werden falsche Propheten und falsche Christi unter euch aufstehen; denen sollt ihr nicht glauben. Der große Apostel der Heiden sagt an einem andern Orte: es werden in den letzten Zeiten Menschen aufstehen, stark in Irrthümern, und die Gemeine verführen. Dünkt euch nicht, meine theuren Brüder, daß wir in dem Jahrhundert leben, welches die heilige Schrift so deutlich bezeichnet? Geht diese unglückliche Weissagung in unsern Tagen nicht ganz augenscheinlich in Erfüllung? Der Sinn,

welchen die vom Geiste Gottes getriebenen Schriftsteller, mit den Worten: falsche Propheten, falsche Christi, und Menschen stark in Irrthümern, verbinden, darf euch nicht erst erklärt werden. Es sind jene reissenden Wölfe, die mit blutdürstigem Zahn unter die Schäflein des Herrn einbrechen; es sind jene verkehrten Seelen, jene Geister der Finsterniß, die einen traurigen Trost darin finden, sich Genossen bei den unaussprechlichen Quaalen zu verschaffen, die sie leiden. Sie zeigen sich unter mancherlei Namen, sind aber allzumal von Einer Schaar: hochmüthige Mathematiker, die mit ihrem Zirkel die Erde ausgemessen zu haben glauben, und nun unsre Glaubenslehren unter ihre Formeln und ihre Wahrscheinlichkeitsrechnungen bringen wollen; freche Encyklopädisten, welche alle Gründlichkeit des Geistes verloren haben, da sie seine Oberfläche zu weit ausbreiteten; enthusiastische Philosophen, welche der Kirche frech Hohn sprechen, um von Ungläubigen und Ruchlosen Beifall einzuernden. Das, meine Freunde, sind die gefährlichen Feinde, die uns drohen.

In den verflossenen Jahrhunderten widerstanden gottselige Monarchen den Werkzeugen, deren der böse Feind sich bedient, um die Menschen zu verderben, und wußten sie strenge zu bestrafen: es waren in den Städten heilige Blutgerüste aufgeführt, auf denen die Feinde Gottes den gerechten Sold ihrer Empörung bekamen. Seitdem ein unseliger und verdammlicher Geist der Toleranz, oder besser, der Laulichkeit, in dem Rathe der Fürsten herrscht, steht die Ketzerei wieder aus ihrer Asche auf, Irrthümer

verbreiten sich, Gotteslängner kommen zu Ansehn, und der wahre Gottesdienst geht gänzlich verloren und zu Grunde. Da der Unglaube also kein Gebiß mehr hat, das ihn im Zaum hielte, so schwillt er von Hochmuth auf, erhebt frech seine Stirn, und untergräbt offenbar den Grund unsrer Tempel und unsrer Altäre. Wie es scheint, strengen die verbündeten Mächte der Hölle ihre letzten Kräfte an, den Thron des unbefleckten Lammes umzustürzen und zu zerstören. Und welcher Waffen bedient sich der Feind des menschlichen Geschlechtes, um uns zu bekämpfen? Der Vernunft. Ja, der Vernunft, meine theuren Brüder; sie setzen die menschliche Vernunft der göttlichen Offenbarung entgegen; die Weisheit der Philosophie der Thorheit des Kreuzes; Vernunftgrundsätze den Offenbarungen; physische Entdeckungen den erhabnen Wundern; ihre ausstudirte Bosheit der evangelischen Einfalt, und ihre Eigenliebe der priesterlichen Demuth. Der Geist des Schwindels beherrscht sie so sehr, daß Gotteslästerungen in ihrem Munde für Scherze gelten, und daß die göttlichen Mysterien auf alle Weise angegriffen, ungereimt genannt und lächerlich gemacht werden. Aber der Ewige, der in seiner Hand noch eben den Blitz hat, mit dem er die rebellischen Engel in den Abgrund der Quaalen stürzte, ist schon bereit, mit seiner rächenden Hand eben die Pfeile auf sie abzuschleudern. Was sage ich, meine theuren Brüder? Er hat es ja schon gethan. Betrachtet nur die Landplagen, die auf unsre Häupter hereingebrochen sind. Erinnert euch an die Verwüstungen jenes wilden Thieres, dessen würgesüchtige Kehle unaufhörlich sich mit Menschenblut tränkte,

und seine Raserei nur durch die Entvölkerung dieser Provinz zu besänftigen schien. Dies Ungeheuer war noch nicht damit zufrieden, seine Wuth an den Bewohnern des Landes auszulassen; nein, es trieb auch unsre Vertheidiger in die Flucht, jene Helden, jene Dragoner, die sich im Innersten von Deutschland und in denen fernen Gegenden glorreich bekannt machten, wohin wir unsre Waffen verbreiteten. Ach! meine Brüder, ist das Zeichen, das Gott euch giebt, wohl zweifelhaft? Lehrt es nicht, daß ihr den Feind eures Heils in eure Mauern und bei euren Herden aufgenommen habt?

Aber Gott läßt es nicht dabei bewenden, daß er euch diese handgreiflichen Merkmale von unsren Gefahren giebt: er zerrüttet die Natur, kehrt die Ordnung der Jahreszeiten um, und schickt uns hyperboräische Winde, die unsre Felder dürr machen, und durch die unsre Flüsse erstarren. Die Rhone frieret zu; erstarrende Kälte verstümmelt die Glieder der unglücklichen Wanderer, und die dicke Luft, die sich nicht mehr athmen läßt, erstickt sie selbst. Umringt von diesem schrecklichen Schauspiel, fühlen wir unser Innerstes zu Mitleid gegen unsre Brüder bewegt, und gerechte Furcht macht, daß wir für uns selbst ein eben so unglückliches Schicksal befürchten.

Das ist noch nicht Alles. Jene sonst blühenden Hügel, wo fleissige Hände einen dankbaren Boden baueten; jene Weinberge, jene Oelbäume, die Quellen und Ursachen unsres Reichthums, sind von der strengen Jahreszeit zerstört und künftig unfruchtbar, wie der Feigenbaum im Evangelium, der verflucht ward, fürder keine Früchte zu tragen. Das

sind die starken Zeichen, deren der Ewige sich bedient, den Völkern seinen göttlichen Willen zu verkündigen! Ein wildes Thier, das die Menschen verschlingt — das ist der Feind eures Heils, welcher suchet, daß er eure Seelen stürze in ewiges Verderben. Uebermäßige Kälte, welche die Glieder erstarrt und Elende in das Grab bringt — das sind die Werke der Ungläubigen, die den Glauben der Frommen kalt machen, erstarren und erlöschen. Die verdorrten Oelbäume sind die Unglücklichen, die der Irrthum verderbt, und die nicht mehr tragen werden Früchte der Gerechtigkeit und Heiligkeit.

O, daß doch der Schleier, der eure Augen bedeckt, abfiele oder zerrisse! Hephata! daß der Blinde das Licht seiner Augen wieder bekäme! Sehet, meine theuren Brüder, den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs gegen euch entbrannt, wie ehemals gegen sein Volk, als die Stadt, wo er seinen Tempel hatte, entweihet wurde und Gräuel der Verwüstung war an heiliger Stätte. Ja, Gräuel ist unter uns; der giftige Hauch eines Ungeheuers steckt unsre reine Luft an; es erregt und bringt uns den göttlichen Zorn. So wie der ruchlose Ahab alle Geisseln, die ihn trafen, auf sein Geschlecht brachte, so bringt dieser Höllenbrand alles Unglück auf uns. Es hat aber dieser Mensch eine unendliche Biegsamkeit des Geistes, so wie eine tiefe Bosheit, die durch die Weltweisheit noch listiger geworden ist. Durch hartnäckigen Unglauben geleitet und durch ein verführerisches Ingenium unterstützt, hat er sich zu einem Feinde der Sache Gottes erklärt. Wie ein neuer Proteus, verwandelt er sich und nimmt im-

mer neue Gestalten an. Bald als Jude, bald als Sinese, bald als wäre er in der Kabala eingeweihet, speiet er seine schrecklichen Gotteslästerungen aus. Dann nimmt er die Wendung, daß er Kommentare schreibt, und läßt den Ocellus und den Timäus von Lokris anstößige Dinge denken und sagen, die ihnen niemals in den Sinn gekommen sind. Eben dieser Mensch ist jetzt von den Nordischen Himmelsstrichen, von den äußersten Enden jenes Preußens ausgeworfen, wo der Unglaube und die falsche Weisheit der Welt ihren Sitz aufgeschlagen haben, und befindet sich mitten unter uns, wo er, gleich dem Feinde des menschlichen Geschlechtes, auf allen Seiten seine Netze ausspannt, auf daß sein Raub in die Schlingen fallen möge, die er ihm gelegt hat.

Gott hat zu seinem Volke gesagt: „Brechet jeden Bund mit dem Ruchlosen, oder ich breche meinen Bund mit euch und euren Kindern. Rottet aus die Frevler und Abgötter, d. i. die Philosophen.“ Eben die Worte richte ich an euch, meine theuren Brüder. Duldet den Feind eures Heils nicht in eurer Mitte! Laßt ferne Lande sein zwischen euch und dem, der euren Glauben untergraben will! Mauern müssen euch trennen von diesem Genossen Belial's, von diesem Bruder des Geistes, der in der Finsterniß herrscht, von diesem Sohne Lucifer's, der in den Abgründen der Quaalen brüllt, wenn er den Kindern der Kirche Uebles zufügen kann. Oder bewaffnet vielmehr eure Arme, wie jene tapfren Leviten, die in Heiligkeit mordeten, und ihre Brüder in der Wüste umbrachten! Reiniget die Schlösser d'Argens und

Eguilles von dem Anblick des Unreinen, der sie befleckt! rottet aus der Zahl der Lebendigen diesen Geist, der sich gegen die Kirche empört! — Ihr werdet für die Kirche kämpfen. Streiter des lebendigen Gottes, ihr werdet seine Sache schützen! Dann wird dieses glückliche Land wieder schöne Tage sehen; die Ungeheuer werden verschwinden, die Jahreszeiten in ihren rechten Gränzen bleiben, und dieses geliebte Volk wird, mit dem Schilde des Glaubens bedeckt, gesichert sein vor den vergifteten Pfeilen, welche der Unglaube zu ihrem Verderben abschießt. Ein strafbares Opfer wird den Zorn des Himmels stillen. Nach dieser heiligen und seligmachenden Härte, werden wir wieder mit dem Ewigen versöhnt sein, und ihm Gesänge singen in der Einfalt unsres Herzens, und in dem frommen Unverstande unsres Geistes. Dann können wir in vollkommner Blindheit seine unbegreiflichen Geheimnisse im Glauben und im Geiste anbeten. Die wilden Thiere werden vor unsrem Eifer Ehrerbietung haben; die Hyänen durch Weihwasser verjagt werden; unser lebendige und brünstige Glaube wird den Winter mildern, Berge versetzen und unsre Oelbäume wieder grün machen. Schon machen die kalten Nordwinde sanften Zephyrn Platz; die Bäume schlagen aus und ihr stolzer Gipfel bedeckt sich mit Früchten. Die Verheißungen, die der Ewige seinen Kindern gegeben hat, gehen in Erfüllung; er wird euch mit seinen Gaben überhäufen; eure Keller werden reichlich voll Oel und eure Keltern voll Weines sein; ihr werdet das Fleisch eurer Feinde essen, und eure Kinder werden zahlreich euren Tisch umgeben, wie die zarten Wein-

reben, die in unsern fruchtbaren Bergen Lauben bilden.

Zuletzt meine theuren Brüder, habe ich euch denn noch, bei der Barmherzigkeit Gottes zu beschwören, daß ihr mit Eifer und mit frommen Triebe in der Verfolgung des Ruchlosen verfahrt, auf dessen Ausrottung das Ende unsres Unglücks und der Segen des Himmels beruhet. Die Kirche ist ein unerschütterlicher Felsen, an dem die Wogen des Irrthums zerschellen, ohne ihn zu verletzen. Haltet euch, meine theuren Brüder, an diesen Felsen, an diese sichre Freistatt, und euer Glaube wird siegreich die verwegne Weisheit der Welt und die stolze Vernunft zu euren Füßen hingestreckt sehen.

Ihr seid Unsre Heerde, und Wir euer Hirt. Als solcher sind Wir verpflichtet, daß Wir euch warnend die Werke der Bosheit anzeigen, die man verbreitet, diese dicken Dämpfe, die aus dem Pfuhl des Abgrundes aufsteigen, und die Verderben und ewigen Tod aushauchen. Deswegen nun, und dieweil die Bücher unter folgenden Titeln: Jüdische Briefe, Sinesische Briefe, Kabalistische Briefe, die Philosophie der gesunden Vernunft, Kommentar über den Ocellus, und über den Timäus von Lokris, und Leben des Kaiser Julian's, nachdem Wir sie mit Männern von großer Frömmigkeit geprüft und sie allenthalben voll irriger, falscher und ketzerischer Sätze gefunden haben, welche fromme Ohren beleidigen, anstößig und gotteslästerlich sind: als verbieten Wir demnach männiglich in Unsrer Diöcese besagte Bücher zu lesen oder zu behalten, bei Strafe des Gesetzes.

setzes. Den Verfasser aber thun Wir hiermit in den Bann, wo sein Loos sein wird, wie das Loos Korä, Dathan's und Abiram's, und wollen, daß dieses Unser gegenwärtiges Mandat bei der Predigt der Parochial-Messen in den Kirchen der Städte und Vorstädte Unsrer Diöcese verlesen werde.

Gegeben zu Aix in Unsrem Bischöflichen Pallaste, den 15 März 1766.

Antonius von Brankas,
Bischof von Provence.

---

# Brief

## von Herrn Nikolini an Herrn Frankuloni Prokurator von St. Markus.

Aus dem Italiänischen übersetzt.

Kölln, 1771.

Konstantinopel, d. 16 Aug. 1769.

Seit unsrer Ankunft zu Konstantinopel haben wir ein paar ziemlich widrige Auftritte gehabt. Die Asiatischen Truppen, die durch diese Hauptstadt gehen, um nach der Donau zu marschiren, erregen häufig Aufstand; und bei dergleichen Unruhen sind dann besonders die Fremden allen Arten von üblen Behandlungen ausgesetzt. Die Regierung ist nicht im Stande, die wilde Hitze des barbarischen Volkes zu dämpfen; und sehr oft ist man in Lebensgefahr, wenn man das Unglück hat, ihm in den Wurf zu kommen.

Dieser Tage schickte mich der Herr Ambassadór in einer gewissen Angelegenheit zu dem Dragoman der Pforte. Als ich von Geschäften mit ihm gesprochen hatte, kam die Unterredung unvermerkt auf die Mißhandlungen, denen die Fremden in Konstantinopel ausgesetzt sind. Auf meine Klagen hierüber antwortete mir der Dragoman: das würden Sie weniger befremdend finden, wenn Sie wüßten, wodurch die Erbitterung, die das Volk zeigt, veranlaßt worden ist. Das Publikum ist nehmlich

überzeugt, daß wir auf Anhetzen eines großen Europäischen Königes mit den Russen Krieg führen. Man sagt einander ins Ohr, dieser König habe beträchtliche Summen im Divan ausgetheilt, um den unglücklichen Krieg zu beschleunigen. Das Volk glaubt nun, alle Fremden gehören zu der Nation, welcher es sein Unglück Schuld giebt, und will sich an ihnen für das Glück der Russen rächen. Auch verbreitet sich ein dumpfes Gerücht: sogar der Papst mische sich in unsre Angelegenheiten, und er habe an den Mufti der erhabnen Pforte geschrieben, um uns zu unsren militairischen Expeditionen aufzumuntern.

Das ist nicht möglich, erwiderte ich. Wäre es wohl nur im geringsten wahrscheinlich, daß der Heilige Stuhl sich mit dem ersten Oberpriester der Muhamedanischen Sekte in einen Briefwechsel einlassen sollte? Sie wissen, daß die Päpste von jeher den Türken die Ehre angethan haben, sie so herzlich als möglich zu hassen. Ein so eingewurzelter Haß erlischt nicht so geschwind. Und dann — wissen Sie denn nicht, wie delikat der Römische Hof in dem ist, was man das *Puntilio* nennt, und wie sehr er um ein gewisses Ceremoniel krittelt, das in seinen Korrespondenzen beobachtet wird ist? Wie wäre es nun möglich, daß ein Papst mit Vernachlässigung des alten Herkommens die unermeßliche Kluft überspränge, die zwischen der gänzlichen und offenbaren Verachtung aller Päpste gegen die Muselmänner, und einer freundschaftlichen Korrespondenz unter so disharmonirenden Personen befestigt ist?

Die Souveraine, erwiderte er mir, wissen den Mantel nach jedem Winde zu drehen. Sobald es

auf ihren Vortheil ankommt, beugen sich die Formeln nach ihrem Willen; und nach allen den Vorfällen während der siebzehn Jahrhunderte, von denen wir eine speziellere Geschichte haben, darf ein kluger Mann nichts für unmöglich halten. Aber, um den Streit abzukürzen, will ich Ihnen nur sagen, daß ich das Schreiben des Papstes, von dem die Rede ist, in Händen habe, und daß ich es Ihnen sogar weisen kann.

Ich bat ihn, er möchte mir die Gefälligkeit erzeigen. Nun las er es mir vor, und erlaubte mir sogar, es zu kopiren. Ich fiel dabei längelang nieder, und brauchte einige Zeit, ehe ich mich von meiner Bestürzung erholen konnte. Hiermit schicke ich Ihnen diesen sonderbaren Brief, der Ihre ganze Neugier zu erregen verdient. Jetzt zweifle ich an nichts mehr. Daß nur der Heilige Vater sich nicht gar noch beschneiden läßt, und den Gläubigen eben die Operation auflegt! Wenn dies Sakrament zu den sieben, die wir schon haben, noch hinzukäme, so hätten wir ihrer acht. Freilich ist J. C. beschnitten gewesen; aber es wäre doch hart, wenn man es zu unsrer Zeit würde.

Doch ernsthaft! Ich überlasse den Brief des Papstes den Reflektionen, die Sie Selbst so gut machen, und bitte Sie, mein Vertrauen in Ihre Verschwiegenheit nicht zu mißbrauchen.

Ich bin mit der aufrichtigsten Freundschaft ꝛc.

# Brief
## des Papstes Klemens XIV an den Mufti Osman Mola.

Aus dem Lateinischen übersetzt.

Kölln, 1771.

Klemens XIV, Papst, Unsrem sehr lieben Vetter in Abraham, Osman Mola, Mufti der erhabnen Pforte, Heil und Wohlergehen!

Unser theurer Vetter in Abraham,

Ob Wir gleich Euch nicht Unsren lieben Sohn in Christo heißen können; ob Ihr gleich beschnitten und nicht getauft seid; ob Ihr gleich Muhamed dem Heiligen Petrus vorziehet: so danken Wir dennoch Euch und dem ganzen erhabnen Kollegium der Imans für den Beistand, den Ihr Uns durch Euren Fetfa gegen die Ruchlosen verschaft habt, die sich zu Feinden der Römisch-Katholisch-Apostolischen Religion aufwerfen. Die Wege Gottes sind nicht die Wege der Menschen. Er beschloß, der Arm der Muselmänner sollte den Glauben der Apostel unterstützen. Auch segnen Wir mit Unsrem besten Segen die große Fahne Muhameds, die, mit Euren unüberwindlichen Janitscharen hinter sich, Unsre vielgeliebten Söhne, die Bischöfe von Pohlen, befreien wird von jenem Auswurf der Hölle, jenen ver-

stockten Ketzern, jenen abscheulichen Dissidenten, die man von der Erde ausrotten sollte, so wie Ihre Beschützer, die schismatischen Russen, die so unverschämt sind, den Heiligen Geist nicht ausgehen zu lassen, wie es doch die Kirche zu entscheiden für gut befunden hat.

Wir hassen mit einem frommen und heiligen Hasse alle die, welche nicht so denken, wie Wir. Ohne Zweifel hatte Euer große Prophet gleiche Gesinnungen; und wenn er Unsre Feinde gekannt hätte, so würde er sie von seiner schmalen Brücke herunter derb in den Abgrund gestürzt haben. Ach, Unser theurer Vetter, wenn wir uns gut auf unsren Vortheil verstehen, so müssen wir, als Leute vom Handwerk, uns gegenwärtig enger vereinigen, als jemals, um uns durch gemeinschaftliche Bemühungen aufrecht zu erhalten, und um unser Ansehen gegenseitig fest zu stellen. Unsren Händen ist das Schwerdt anvertrauet; Gottes Sache ist unsre Sache, oder, wenn Ihr wollt, unsre ist die seinige: und es ist doch schön, einen allmächtigen Gott zu rächen. Ich, sein Statthalter, und Ihr, ich weiß selbst nicht was, wir beide repräsentiren ihn jeder in denen Ländern, wo Gewohnheit, Meinungen und Ansehen uns Macht verschaffen. So wollen Wir denn gut Muselmännisch und Ihr gut Katholisch zu sein suchen, um unsre Kräfte gegen die zu vereinigen, die uns mißfallen, oder die eines lange getragenen Joches müde, es abwerfen wollen! Blinder Gehorsam artet in Empörungsgeist aus; die ruchlose Vernunft wagt es, verwegen das zu prüfen, was sie einfältiglich anbeten sollte; und um das Unglück voll zu machen,

unterstehen die Menschen sich, selbst zu denken, statt daß sie in der gewesenen guten Zeit nur Unsren heiligen Befehlen gemäß dachten. Ihr, edler Mufti, habt Omar's großes Schisma und die neuen Sekten zu bekämpfen, die, gleich der Hydra, ihre immer neu entstehenden Häupter gegen den Koran Eures großen Propheten erheben. Wir haben aufrührerische Söhne, die uns verfolgen, die uns taub gemacht haben, daß wir sie nicht hören, und stumm, daß wir ihnen nicht antworten sollen. Wenn wir uns vereinigen, so werdet Ihr Unsre Exkommunikationen mit Euren braven Janitscharen unterstützen, Wir aber von Unsrem heiligen Stuhle das Anathema gegen Eure Omaristen herabdonnern. Möchte doch der Gott der Barmherzigkeit alle die, welche nicht so denken, wie wir, zum Heil ihrer Seelen ausrotten! die Schismatiker, die Ketzer, die Omaristen, und, die Wir nicht vergessen müssen, die Philosophen, eine Sekte, die noch verkehrter, ungläubiger und vernünftelnder ist, als alle die andren! Wir können nicht umhin, Euren großen Propheten dafür zu preisen, daß er so weise gewesen ist, bei Euren Muhamedanern für heilige und fromme Unwissenheit in allen Dingen zu sorgen. Einer von Unsren Vorfahren, Leo X, war weniger weise, und bei weitem unklüger, da er die abscheulichen Wissenschaften beschützte, welche die Menschen aufklären und ihnen den Geist des Schwindels und der Unabhängigkeit einflößen, deren verderbliche Fortschritte den Altar untergraben, indem sie Unsren Thron erschüttern. Ach, warum sind doch die Christen im Punkte der Unwissenheit keine Muselmänner!

Ihr sehet, Unser Vetter in Abraham, daß Wir Uns Euch nähern; Wir wünschen so unwissend zu sein, wie Ihr. Warum sollte nun die erhabne Pforte nicht ein dreißig Koncilien annehmen, die, wenn sie zu Eurem Koran und der gottseligen Unwissenheit, in der Ihr verharrt, hinzu kämen, alle Muſulmänner des unendlichen und ewigen Ruhmes würdig machen würden, dessen die Seligen mit Abraham, Isaak und Jakob genieſſen.

Jeden Tag werfe ich mich nieder vor dem Gott Abraham's, der auch der Eurige ist, um ihn mit Thränen und Zerknirschung zu bitten, er solle Euch an Herz und Geist mit Uns vereinigen, und Euch aufnehmen in seine heilige Heerde. Aber die Wege seiner Vorsehung sind vor unsren Augen verborgen. Eure Stunde ist noch nicht gekommen. Bis dahin, daß sie erscheint, flehe ich zu Gott, seinem Christus, und der ganzen Schaar der Heiligen, daß sie die unüberwindlichen Heere der erhabnen Pforte stärken, segnen und beschützen mögen.

Schon öffnen sich meine Augen. Ja, ich sehe, ich sehe Eure unbezwinglichen Janitscharen über die Schismatiker, die Ketzer und die Hyperboräischen Legionen triumphiren. Reiniget nun forthin das Sarmatische Zion von jenen Moabitern und Amalekiten, die es entweihen; setzt Unsre heiligen Bischöfe wieder auf ihre verlaßnen Stühle, und rächet, im Namen Muhameds, den Heiligen Petrus, seine Schlüssel und seine Kirche.

O Mufti, wie das Ottomanische Reich noch nie einen gehabt hat! Wir danken Euch noch einmal für Euren heiligen Fetfa, der Euren gegenwärtigen

Krieg segnet, und den großen Bann auf alle Eure Feinde, welche auch Feinde der Kirche sind, herabblitzt. Verlaßt Euch auf Unsre Unfehlbarkeit, wenn Wir Euch glücklichen Erfolg weissagen, und trauet auf die sichre Hofnung, daß der Himmel durch Dinge, die für Eure Feinde schrecklich sind, die Wahrhaftigkeit Unsrer Verheissungen bestätigen wird. Wir ertheilen Euch, Unser theurer Vetter in Abraham, den Wir in Unserm väterlichen Herzen tragen, den Apostolischen Segen.

Rom, d. 4 August, im ersten Jahre Unsrer Päpstlichen Regierung.

---

# Dedikation

zu dem Leben des Apollonius von Tyana ꝛc. ꝛc. (*la Vie d'Apollonius de Tyane par Philostrate, avec les commentaires par Charles Blunt à Berlin, 1774*) an Klemens XIV.

Heiliger Vater,

Wir nehmen uns die Freiheit, Ewr. Heiligkeit das Leben des Apollonius von Tyana, mit den Noten des Baron Herbert, herausgegeben von Karl Blunt, und von Uns in das Französische übersetzt, zu dediciren. Die Geschichte dieses Apollonius, die Philostratus uns aufbehalten hat, diente dem Hierokles, diesem großen Anhänger des Götterdienstes, dazu, daß er dessen angebliche Wunder den Wundern Jesu Christi entgegen setzte. Hierokles ward von Eusebius bestritten, der in seiner Evangelischen Demonstration alle Mühe anwandte, diese Wunder zu vernichten. Herr von Tillemont glaubt, der Teufel habe, aus Furcht durch die Menschwerdung des Erlösers zu Boden geschlagen zu werden, fast zu gleicher Zeit unsren Apollonius in die Welt geschickt, damit, wenn dessen angebliche Zauberei wirklich die Welt unterjochte, der Irrthum zum Trotz der Wahrheit Altäre aufbauen könnte, oder damit, wenn etwa die Betrügereien seines Helden entdeckt werden sollten, die falschen Wunder des Apollonius zugleich die Wunder Christi um ihr Ansehen brächten.

Man muß seit langen Jahren als Sekretair in dem Departement der höllischen Politik gearbeitet

haben, um so viel zu wissen, wie Herr von Tillemont; indeß scheint doch die Kirche sich eine stärkere Widerlegung der Wunder des Apollonius zu wünschen, als die ersten Väter geliefert haben. Das Werk, das wir bekannt machen, setzt diese Wunder in ihr schönstes Licht. Der Baron von Herbert bestätigt sie durch seine Noten. In diesem Zustande, worin der Irrthum sich zeigt, verdient er nun, durch einen starken und siegreichen Arm zu Boden geschlagen zu werden.

Von wem anders kann die Heerde der Auserwählten einen solchen Beistand erwarten, als von dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche, von dem Statthalter Jesu Christi auf Erden? Ewr. Heiligkeit kommt es zu, die Welt in einem Jahrhunderte zu erleuchten, wo der Unglaube aus seinen Schranken tritt, wo die Leute zu vernünfteln lernen, wo der Philosoph nur strenge Beweise gelten läßt, und endlich, wo man alles nach der Strenge untersucht und richtet. Ew. Heiligkeit müssen uns nun die charakteristischen Kennzeichen lehren, an denen man die Wunder von Betrügerei, und die Mirakel des Teufels von denen unterscheiden kann, die Gott aus Gnaden durch die Hand seiner Diener hat thun lassen. Die Waffen, die wir verlangen, und die Ew. Heiligkeit aus Dero geistlichem Zeughause nehmen können, werden dazu dienen, Uns mit allen Stücken zu versehen, um desto besser Widerstand gegen jeden Anfall des Teufels thun zu können, der Alles anwendet, den Grund der Kirche zu untergraben, und sie umzustürzen.

Den wankenden Glauben zu befestigen; die Wunder des Apollonius zu vernichten; nun da der Jesuiten-Orden aufgehoben ist, auch den Teufel zu Boden zu schlagen — das, Heiliger Vater, sind Thaten, durch die Sie Sich über alle Ihre Vorgänger in der Regierung erheben können.

Wir werden uns glücklich schätzen, wenn das Werk, das wir Denselben zu überreichen die Ehre haben, Ihnen Gelegenheit giebt, Ihren Ruhm zu vermehren, und die streitende Kirche zu befestigen, deren stärkste Stütze Ew. Heiligkeit sind.

Mit tiefer Ehrfurcht und Demuth habe ich die Ehre zu sein,

Vater der Gläubigen,
Ew. Heiligkeit

unterthänigstes und gehorsamstes Schaaf

Philalethes.

# Apostolischer
und
# theologischer Kommentar
über
## die heiligen Weissagungen
## St. N. N.
Verfassers des Blaubarts.

Kölln, bei Peter Hammer.

1780.

## Vorrede des Bischofs Dupuis.

Die Welt muß wissen, daß man vor kurzem unter den Papieren des verstorbenen Don Kalmets einen theologischen Kommentar über den Blaubart, ein eben so nützliches, als erbauliches Werk, gefunden hat. Zu seiner Zeit nahm man Anstand, es mit den übrigen Schriften dieses gelehrten Benediktiners bekannt zu machen, weil der Doktor Tamponet und andre Mitglieder der Sorbonne zu großem Aergerniß hartnäckig behaupteten: Blaubart sei kein kanonisches Buch. Der Erzbischof von Paris, dessen große Gelehrsamkeit so bekannt ist, der Kardinal von Rohan, der für einen der ersten Theologen im Königreiche gilt, der Bischof du Velai, der sich durch seinen Eifer auszeichnet, Herr von Montpellier, Herr von Tours, kurz, die Vornehmsten von unsrer Geistlichkeit bewiesen: Blaubart sei kein apokryphisches Buch;

und dies veranlaßte denn eine recht ausgesucht gelehrte Streitigkeit. Blaubarts Parthei berief sich auf den Erasmus, der ihn in seiner unvergleichlichen Lobrede auf die Narrheit citirt; auf den Heiligen Athanasius, der in seiner Streitschrift gegen die Arianer Stellen daraus anführt; auf den Heiligen Basilius, der ihn sehr orthodox findet; auf den heiligen Gregorius von Nazianz, der sich in einer an den Kaiser Julian gerichteten Vertheidigung der Christlichen Religion auf die Weissagungen im Blaubart beruft; auf den heiligen Johannes Chrysostomus, der aus diesem gottseligen Buche die schönsten rhetorischen Figuren schöpfte, mit denen er seine bewundrungswerthen Homilien geschmückt hat. Der fromme Bischof Las Casas las alle Tage einige Stellen daraus, um seinen Glauben zu stärken. Blaubart war des Brevier des Papstes Alexander's VI. Auch der Kardinal von Lothringen war der Meinung, dies Buch sei kanonisch. Wenn man die Stimmen zusammenzählt, so haben die, welche behaupten: Blaubart sei ein prophetisches und von Gott eingegebnes Buch, bei weitem das Uebergewicht über die, denen er verdächtig ist.

Von seinem Ursprunge wissen wir Folgendes. Blaubart erschien zu Alexandrien mit der Uebersetzung, welche die siebzig Dollmetscher von dem Pentateuchus und von den andren Büchern des alten Bundes machten. Die Stämme hatten, während ihrer Gefangenschaft, das alte Testament verloren; die Samaritaner aber besaßen es noch.

Als das Volk Babylon verlassen hatte, und wieder nach Jerusalem zurückgekehrt war, gaben Esra und Nehemia sich viele Mühe, von diesen verloren gegangenen kostbaren Werken Alles zusammen zu bringen, was sie nur konnten. Sie fanden wirklich einige wieder; andre stellten sie aus dem Gedächtnisse her. Da diese Arbeit unermeßlich war, und da sie bei der Vollendung derselben eilig zu Werke gingen, so vergaßen sie, den Blaubart mit in den Kanon der heiligen Bücher aufzunehmen, die sie nach ihren besten Kräften wieder hergestellt hatten; und hauptsächlich dieser Nachlässigkeit, die Esra beging, muß man die Zweifel zuschreiben, die einige Theologen über dessen Authenticität gehabt haben.

Indeß darf man nur das lesen, was der Heilige Franciskus von Assisi hierüber schreibt, so wird jeder Verdacht verschwinden, der gegen den Blaubart noch übrig sein könnte. Der Heilige Franciskus, der ihn strenge untersucht hatte, sagt davon: „dies Buch trägt alle Kennzeichen der göttlichen Eingebung an sich. Es ist eine Parabel, oder vielmehr eine Weissagung von dem ganzen Erlösungswerke. Ich erkenne die Schreibart der Propheten darin. Es hat die Annehmlichkeiten des Hohen Liedes, das Wunderbare des Propheten Jesaias, die männliche Kraft Ezechiels, und alles Pathetische des Jeremias. Und da man in dem Hebräischen Originale kein Wort und keine Redensart aus der Syrischen Sprache antrift, so ist es unläugbar, daß der von Gott getriebene Verfasser des Blaubarts lange Zeit vor der Babylonischen

Gefangenschaft geblühet haben muß.“ Der Heilige Franciskus nimmt sogar an, er müsse ein Zeitgenosse des Propheten Samuel gewesen sein. Dies möchten wir indeß nicht so bestimmt behaupten.

Der Name des Verfassers von diesem heiligen Buche ist nicht bis auf uns gekommen. Dies beweist seine große Bescheidenheit, worin die Schriftsteller unsres Jahrhunderts ihm nicht gleichkommen werden. Aber eben so wissen wir ja auch nicht, wer die Bücher Ruth, Hiob und der Makkabäer geschrieben hat. Vielleicht ist unser heilige Prophet in diesem Stück dem Moses gleich, der uns, wie außer ihm Niemand in der Welt, die Geschichte seines Todes und seiner Beerdigung aufzeichnen konnte. Wir müssen uns daher mit dem begnügen, was unser berühmte Kommentator Don Kalmet von dem Blaubart sagt. Er findet darin heilsamen Unterricht zur Erbauung frommer Seelen, desgleichen augenscheinlich erfüllte Weissagungen; und er setzt hinzu, daß diese Weissagungen besonders große Kraft haben, die Wahrheit unsrer heiligen Römisch-Katholisch-Apostolischen Religion zu bestätigen.

Es würde ein unersetzlicher Verlust für die streitende Kirche gewesen sein, wenn dieser kostbare Kommentar noch länger versteckt geblieben wäre. Mehr als Eine Ursache verpflichtet uns, ihn bekannt zu machen. Ach! wir sind nahe an den letzten Zeiten; der große Tag, der allen menschlichen Eitelkeiten ein Ende machen wird, rückt heran. Alles, was uns geweissagt worden ist, geht in Erfüllung. Die Natur verliert ihre Fruchtbarkeit; das menschliche Geschlecht

schlecht kommt ersichtlich herunter. Schon gewinnt die verderbte Vernunft die Oberhand über die Christliche Einfalt; der brennende Eifer für den Glauben hat sich in eine sträfliche Gleichgültigkeit verwandelt; neue Irrthümer siegen über alte Wahrheiten; der Glaube gilt für eine Folge von Albernheit, der Unglaube für Schwung der Vernunft. Unsre Feinde greifen uns nicht mehr im Verborgenen an. Anstatt, wie ehemals, die Grundfesten unsres heiligen Glaubens zu untergraben, laufen sie jetzt gewaltsam Sturm dagegen. Sie versammeln sich unter den verschiednen Panieren der Ketzerei in zahllosen Schaaren, und umringen uns von allen Seiten. Lucifer kämpft an ihrer Spitze, um unsre Religion und unsre Altäre zu vernichten. Die Kirche ist in ihren heiligen Grundfesten erschüttert, drohet den Einsturz, und will schon ganz zertrümmern. Diese heilige Mutter girrt wie eine Taube; sie schreiet wie ein Hirsch, den der unbarmherzige Jäger augenblicklich tödten will. In ihren großen Nöthen, ruft sie zu ihren Kindern um Hülfe. Sie ist Rahel, die ihre Kinder beweint und sich nicht will trösten lassen. Wir wollen eilen, ihr beizustehen, und ihren alten und heiligen Bau mit Don Kalmet's Kommentar über den Blaubart stützen. Diesen gelehrten Benediktiner wollen wir, gleich einem Schilde, den giftigen Pfeilen entgegen halten, welche eine ruchlose Philosophie gegen uns abschießt, damit die Pforten der Hölle eine Kirche nicht überwältigen, die auf den Eckstein unsres Heils gegründet ist.

Möchten doch jene Herzen, die in ihrer Schande und in ihrem Unglauben verhärtet sind, sich bei

dem Lesen dieses göttlichen Kommentars erweichen! und möchten die, welche die geistlichen Freuden nicht mehr lieben, und mit in das Verderben unsrer Tage versunken sind, durch Don Kalmet und den Blaubart mit neuen Kräften begabt sich überzeugen, daß, wenn sie ihr Herz daran hängen, ihre Begierden und ihre Liebe zu den Dingen hienieden zu befriedigen, sie für diese vergänglichen Güter sich in Gefahr stürzen, der ewigen Seeligkeit auf immer unwerth erfunden zu werden.

# Das Buch Blaubart.

Es war einmal ein Mann, der hatte schöne Häuser in der Stadt und auf dem Lande, goldnes und silbernes Tischgeschirr, gesticktes Hausgeräth, und über und über vergoldete Kutschen. Aber leider! hatte dieser Mann einen blauen Bart: dadurch ward er so häßlich und abscheulich, daß alle Frauen und Mädchen vor ihm liefen. Eine vornehme Dame in seiner Nachbarschaft hatte zwei vollkommen schöne Töchter. Er hielt bei ihr um eine von Beiden an, ließ ihr aber die Wahl, welche sie ihm geben wollte. Keines von den Mädchen wollte ihn, und eine schickte ihn immer der andern zu, da keine sich entschliessen konnte, einen Mann mit einem blauen Barte zu nehmen. Noch weit mehr schreckte sie aber der Umstand ab, daß er schon vorher verschiedene Frauen geheirathet hatte, ohne daß man wußte, was aus ihnen geworden war. Blaubart führte sie, um nähere Bekanntschaft mit ihnen zu machen, in Gesellschaft ihrer Mutter und mit drei oder vier von ihren besten Freunden, desgleichen mit einigen jungen Leuten aus der Nachbarschaft, auf eines seiner Landhäuser. Man blieb acht Tage lang dort. Da gab es nun nichts als Spatzierfahrten, Jagdpartien und andere Lustbarkeiten, nichts als Bälle und Kollationen; da ward an keinen Schlaf gedacht, und man brachte die Nacht mit hundert kleinen Neckereien hin. Kurz, es ging alles so gut zu, daß die jüngere Schwester allmählig fand, der Herr vom Hause habe keinen blauen Bart mehr, und sei ein

sehr artiger Mann. Sobald man wieder nach der Stadt zurück kam, ward die Heirath vollzogen. Einen Monat nachher sagte Blaubart zu seiner Frau: er müsse einer wichtigen Angelegenheit wegen eine Reise von wenigstens sechs Wochen in die Provinz thun; er bäte sie, sich während der Zeit zu vergnügen; sie möchte ihre guten Freundinnen zu sich einladen, mit ihnen auf das Land oder sonst wohin gehen, und sie allenthalben auf das Beste bewirthen. Hier sind, sagte er, die Schlüssel zu den beiden großen Vorrathskammern. Dies ist der zu dem Gold- und Silber-Geschirr, das nicht immer gebraucht wird; hier ist der zu meinen Geldkisten; dieser ist zum Juweelenkästchen, und der hier der Hauptschlüssel zu allen Zimmern. Dieser kleine schließt das kleine Kabinet zu Ende der großen Gallerie im untersten Stockwerk. Geh allenthalben hin, öfne alles; aber in das kleine Kabinet hineinzugehen, verbiete ich Dir schlechterdings: und wenn Du es nun doch sehen wolltest, so kannst Du das Aergste von meinem Zorn erwarten.

Sie versprach, alle seine Befehle genau zu befolgen; er umarmte sie, setzte sich in seinen Wagen und reisete ab. Die Nachbarinnen und guten Freundinnen warteten nicht erst, bis die junge Frau sie holen ließ: so ungeduldig waren sie, alle Schätze im Hause zu besehen; denn so lange der Mann zu Hause war, hatten sie sich aus Furcht vor dem blauen Barte nicht hingewagt. Nun ging es an ein Besichtigen; aus den Zimmern in die Garderoben, aus den Garderoben in die Kabinetter. Dann gingen sie zu den Meubelkammern, wo sie auch genug zu

bewundern hatten; schöne Tapeten, Betten, Sophas, Armleuchter, Tische, und Spiegel von der Größe, daß man sich vom Kopfe bis zu den Füßen darin sehen konnte. Die Rahmen waren zum Theil von Glas, zum Theil von Silber, oder vergoldet. Schönere und herrlichere Spiegel hatte noch kein Mensch gesehen.

Sie hörten gar nicht auf, das Glück ihrer Freundinn zu preisen und zu beneiden; sie aber hatte gar kein Vergnügen bei dem Betrachten aller dieser Reichthümer, weil sie vor Ungeduld brannte, in das Kabinet unten zu gehen. Ihre Neugierde ward zuletzt so dringend, daß sie, ohne zu bedenken wie unhöflich es sei, ihre Gesellschaft zu verlassen, durch eine verborgne Treppe hinunter ging, und zwar so eilig, daß sie einigemale fast herunter gefallen wäre. Als sie an die Thüre des Kabinets kam, stand sie eine Weile davor still, weil ihr das Verbot ihres Mannes einfiel, und weil sie bedachte, welches Unglück ihr für ihren Ungehorsam begegnen könnte; aber die Versuchung ward so stark, daß sie ihr nicht widerstehen konnte. Sie nahm nun den kleinen Schlüssel, und öfnete zitternd das Kabinet. Anfänglich sah sie nichts, weil die Fensterladen verschlossen waren; allein nach einigen Augenblicken erblickte sie den Fußboden ganz mit geronnenem Blute bedeckt, worin sich die Körper verschiedener todten Frauen spiegelten, die rings herum an den Wänden hingen. Dies waren die Frauen, die Blaubart geheirathet, und eine nach der andern ermordet hatte. Sie fiel vor Schrecken beinahe todt zur Erde, und ließ den Kabinetsschlüssel, den sie wieder ausgezogen hatte, aus

der Hand fallen. Als sie wieder etwas zu Sinnen gekommen war, nahm sie den Schlüssel auf, schloß die Thüre zu, und ging auf ihr Zimmer, um sich wieder ein wenig zu erholen; allein es gelang ihr nicht, da sie zu stark erschüttert war. Nun bemerkte sie erst, daß der Kabinetsschlüssel Blutflecken hatte; sie wischte ihn mehreremale ab; aber er blieb blutig, so viel sie ihn auch scheuern mochte. Der Schlüssel war nehmlich bezaubert, und nichts in der Welt konnte ihn ganz rein machen. Hatte sie das Blut auf der einen Seite weggeschaft, so kam es sogleich auf der andern wieder hervor.

Blaubart kam noch an eben dem Abend zurück, und sagte, er habe unterweges durch Briefe erfahren, daß die Angelegenheit, um derentwillen er die Reise unternommen, schon glücklich beendigt sei. Seine Frau that was sie nur konnte, um Freude über seine schnelle Rückkehr zu bezeugen. Den folgenden Morgen forderte er die Schlüssel von ihr; sie gab sie ihm, aber mit so zitternden Händen, daß er leicht errieth, was vorgegangen war. Weshalb, sagte er, ist der Kabinetsschlüssel nicht dabei? Ich habe ihn vielleicht oben auf meinem Tische liegen lassen, antwortete sie betroffen. Nun, so hole ihn mir sogleich, erwiderte Blaubart. Sie verschob dies so lange als sie konnte; aber endlich mußte sie den Schlüssel holen. Blaubart besah ihn von allen Seiten, und sagte dann zu seiner Frau: woher ist denn Blut an dem Schlüssel? Ich weiß es nicht, antwortete die arme Frau, und ward todtenblaß. Du weißt es nicht? erwiderte Blaubart; nun, so weiß ich es. Du hast in das Kabinet gewollt. Nun

wohl denn, Madame, Sie sollen hinein, und Ihren Platz neben den Damen bekommen, die sie dort gesehen haben. Sie warf sich ihrem Manne weinend zu Füßen, und bat ihn mit allen Merkmalen einer aufrichtigen Reue über ihren Ungehorsam um Verzeihung. So traurig und schön sie nun erschien, hätte sie einen Tiger erweicht; aber Blaubart's Herz war härter, als Felsen. Sie müssen sterben, Madame, sagte er, und zwar diesen Augenblick. Weil ich denn sterben muß, antwortete sie, und sah ihn dabei mit thränenden Augen an, so lassen Sie mir doch nur so viel Zeit, daß ich ein wenig beten kann. Ich gebe Dir eine Viertelstunde, erwiderte Blaubart, aber keinen Augenblick länger. Als sie allein war, rief sie ihre Schwester, und sagte: Liebe Schwester Anne, (denn so hieß sie) ich bitte Dich, steige doch oben auf den Schloßthurm, und sieh, ob meine Brüder nicht kommen; sie haben versprochen, mich heute zu besuchen: und wenn Du sie erblickst, so winke ihnen, daß sie eilen. Schwester Anne stieg auf den Thurm, und die arme Betrübte rief ihr öfters zu: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du Niemand kommen? Und Schwester Anne antwortete ihr: Ich sehe nichts als Staub in der Sonne fliegen und Gras blinken. Während der Zeit hatte Blaubart einen großen Säbel ergriffen, und rief seiner Frau aus allen Kräften zu: Komm herunter, oder ich hole Dich! Nur noch einen Augenblick, gab sie zur Antwort, und sogleich rief sie wieder ganz leise: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du Niemand kommen? Und Schwester Anne antwor-

tete: Ich sehe nichts, als Staub in der Sonne fliegen und Gras blinken. Komm endlich einmal herunter, rief Blaubart wieder, oder ich hole Dich. Ich komme schon, antwortete sie, und dann rief sie wieder: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du Niemand kommen? Ich sehe, antwortete Schwester Anne, disseits einen starken Staub aufsteigen. — „Sind es meine Brüder?“ Ach nein, liebe Schwester; es ist nur eine Heerde Schaafe — Willst Du denn nicht endlich kommen? rief Blaubart wüthend. Nur noch einen Augenblick, antwortete seine Frau, und dann rief sie wieder: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du noch nichs kommen? Ich sehe, ewiderte jene, zwei Reiter hieher sprengen, aber sie sind noch weit, sehr weit von hier. Gott sei Dank, rief sie einen Augenblick nachher, es sind meine Brüder; ich winke ihnen, was ich nur kann, daß sie eilen sollen.

Jetzt fing Blaubart an so stark zu schreien, daß das ganze Haus davon erbebte. Die arme Frau ging nun hinunter, und warf sich ihm ganz trostlos und mit zerstreuetem Haar zu Füßen. Das hilft Dir alles nichts, sagte Blaubart; Du mußt sterben! Dann wickelte er sich ihre Haare um die eine Hand, und mit der andern hob er den Säbel auf, um ihr den Kopf abzuschlagen. Die arme Frau sah ihn noch einmal wehmüthig an, und bat nur noch um einen Augenblick, damit sie beichten könnte. „Nichts, nichts, rief er grimmig, befiehl Dich Gott.“ — Schon hob er den Arm auf — — In dem Augenblick klopfte man so heftig an die

Thür, daß Blaubart plötzlich einhielt. Es ward aufgemacht, und nun traten zwei Reiter herein, die sogleich ihre Degen zogen, und auf Blaubart losgingen. Er sah nun, daß es die Brüder seiner Frau waren, von denen der eine Dragoner-Lieutenant, der andere aber Gardeofficier war. Blaubart wollte entfliehen; aber die Brüder eilten ihm nach, holten ihn ein, ehe er noch an der Thür war, stießen ihm die Degen durch den Leib, und liessen ihn todt liegen. Die arme Frau war beinahe so todt, wie ihr Mann, und hatte nicht einmal Kraft genug gehabt, aufzustehen und ihre Brüder zu umarmen. Wie sich ergab, hatte Blaubart keine Erben, und seine Frau behielt also sein ganzes Vermögen. Einen Theil davon gab sie ihrer Schwester Anne, als diese einen jungen Edelmann heirathete, den sie schon längst liebte; mit einem andern kaufte sie ihren beiden Brüdern Kompagnien. Das übrige behielt sie selbst, und verheirathete sich mit einem sehr rechtschaffenen Manne, bei dem sie die bösen Tage vergessen konnte, die sie mit Blaubart verlebt hatte.

## Moral

Die Neugier lockt zwar stark und sehr;
Doch zeigt sich täglich mehr und mehr,
Daß sie oft schlimme Folgen hat.
Mit Gunst mag es gesagt denn sein:
Die Lust, die sie gewährt ist klein,
Und eilig wird man ihrer satt.
Hat man auch das, was man gehofft;
Zu theuer, ach! bezahlt man's oft.

Don Kalmets

# theologischer Kommentar

## über den Blaubart.

Um den mystischen Sinn dieses göttlichen Werkes gehörig zu entwickeln, muß man es vorher gründlich studirt haben. Obgleich der Name des heiligen Verfassers, der es geschrieben hat, nicht bis auf uns gekommen ist, so können wir doch, wenn wir die Schreibart des Hebräischen Originals prüfen, daraus schliessen, daß er mit dem Propheten Samuel zu gleicher Zeit gelebt haben muß. Er bedient sich eben der Ausdrücke, die man in dem Hohenliede findet, und auch einiger Redensarten, die sich der Sprache in den Psalmen Davids nähern; woraus wir denn folgern können, daß er lange Zeit vor der babylonischen Gefangenschaft geblühet hat.

Das Werk ist in dem Orientalischen Styl geschrieben. Es ist eine Parabel, die mit der christlichsten und erhabensten Moral zugleich eine der augenscheinlichsten Weissagungen von des Messias Zukunft ins Fleisch und von dem herrlichen Siege verbindet, den er über den steten Feind Gottes und der Menschen davon getragen hat. Das Buch, das wir mit einem Kommentar versehen, ist gleich einem reichen Bergwerke; je mehr man darin gräbt, desto mehr Schätze findet man. Es lassen sich bei demselben die Worte der Schrift anwenden: Der Buchstabe tödtet, aber der Geist

macht lebendig. Die Bücher des alten Testamentes tragen alle eben den Charakter an sich. Die Kirchenväter, und die Gottesgelehrten, die in der Heiligen Schrift am meisten bewandert waren, haben sich immer bemühet, den verborgenen Sinn der vom Geiste Gottes getriebenen Schriftsteller herauszubringen; und oft ist es ihnen, wenn sie Stellen verschiedener Propheten mit einander vergleichen, wirklich gelungen, eine durch die andre zu erklären. Auch wir wollen diese weise Methode befolgen, um die göttlichen Wahrheiten und die augenscheinlichen Weissagungen, welche die heilige Parabel Blaubart unsrem Nachdenken darbietet, in ein helles Licht zu setzen.

Wie rührend einfältig sind nicht schon seine ersten Worte: Es war einmal ein Mann, der hatte schöne Häuser in der Stadt und auf dem Lande. Schon dieser bloße Anfang beweist, daß der Verfasser vom Geiste Gottes getrieben ward. Er sagt nicht: in dem und dem Jahre war; sondern: es war einmal ein Mann. Er sah nehmlich im Geiste die Streitigkeiten voraus, welche die Ungläubigen eines Tages über verschiedne Punkte der Chronologie erregen würden, nehmlich über Christi Geburt, seine Reise nach Aegypten, die Dauer seines heiligen Lehramtes, und endlich seinen Tod und seine Auferstehung. Daher wählt er statt der Jahrzahlen, die den Streit veranlassen, lieber diese erhabne Einfalt: Es war einmal ein Mann. — Der hatte schöne Häuser in der Stadt und auf dem Lande. Das ist der wahre Erzählungs-Styl. Der heilige Schrift-

steller bezeichnet durch die Angabe der verschiednen Besitzungen die Schändlichkeit dessen, von dem er spricht. Dieser hatte sein Herz an die Güter der Welt gehängt. Ohne Zweifel stolzierte er auf seine Reichthümer, und rechnete die Güter des andren Lebens für nichts. Aber — er hatte einen blauen Bart. Der Verfasser gehet nach und nach weiter. Unser Mann ist reich, ist eitel, und hat einen blauen Bart. Das ist das charakteristische Kennzeichen des Teufels. Dieser Urheber alles unsres Unglücks kann keinen solchen Bart haben, wie die Menschen; nein, er muß blau sein; denn der Teufel, der in Gestalt einer Schlange Eve'n im Paradiese verführte, hatte eine bläuliche Farbe. Ich unterstütze diese Behauptung noch mit einem physikalischen Grunde. Die Lampen, in denen man Oel brennt, werfen einen bläulichen Widerschein von sich. An den Teufeln, welche die Verdammten in große Kessel mit siedendem Oele stürzen, bekommt der Bart unvermerkt diese Farbe, so wie die Arbeiter in den Vitriolwerken zuletzt grünliche Haare bekommen. Diese Kennzeichen, diese Farben sind dem bösen Geiste gegeben, damit die Menschen im Stande sein sollen, den Feind ihres Heils daran zu erkennen. Wir haben Augen zu sehen, und sehen nicht; wir haben Ohren, und hören nicht. Unsre Trägheit, unsre Laulichkeit, unsre strafbare Nachlässigkeit ist Schuld daran, daß wir in alle die Fallstricke gerathen, welche dieser rebellische und boshafte Geist uns legt. Wir wachen nicht über das Heil unsrer unsterblichen Seelen. Ob der Versucher einen blauen Bart haben mag, oder nicht, darüber

denkt niemand nach. Er schmeichelt unsren Leidenschaften; wir lassen uns verführen; man vertrauet ihm, und ist verloren.

Man höre, wie unsre Parabel diese wichtige Wahrheit erklärt. Eine vornehme Dame hatte zwei vollkommen schöne Töchter. Blaubart hielt bei ihr um eine von Beiden an. Man bemerke, wie der Teufel sich immer an die Weiber wendet. Er weiß, daß dies Geschlecht gebrechlicher ist, als das unsrige. Man setze auch noch hinzu: wofern der Feind Gottes Jemand verschlingen kann, und wenn er nur seinen Raub bekommt, so ist es ihm gleich, ob es die jüngste oder die älteste Tochter sein mag.

Keins von den Mädchen wollte ihn, weil er schon vorher verschiedene Frauen geheirathet hatte, ohne daß man wußte, was aus ihnen geworden war. Die Gnade wirkte nehmlich noch in den Herzen der jungen Mädchen, und flößte ihnen einen geheimen Abscheu vor dem Fürsten der Finsterniß ein. Man muß sich nichts mit ihm zu thun machen, sonst ist man früher oder später verloren. Hütet euch vor der ersten Sünde! die zweite wird schon ohne Gewissensbisse vollzogen.

Blaubart führte sie in Gesellschaft ihrer Mutter, mit einigen jungen Leuten auf eins seiner Landhäuser. Da gab es nun nichts als Spatzierfahrten, andre Lustbarkeiten und Bälle. Man kann die List des Teufels, und die Wege, die er einschlägt, um uns zu verführen, nicht deutlicher vorstellen, als es

in dieser Parabel geschieht. Er flößt Geschmack an Vergnügungen ein, als da sind prächtige Bankette, üppige Bälle und verführerische Gespräche; nachher entzündet er in uns das Feuer der Leidenschaften, die Wollust, die Begierde nach Reichthümern, Hochmuth, Verachtung anderer; und so verführt er nach und nach Gottes Diener. Wir sind wie trunken von der vergänglichen Schönheit der Welt, wir streben nicht mehr nach einer ewigen Seligkeit, und unsre verderblichen, ungezähmten Leidenschaften stürzen uns in einen Abgrund von Quaal. Durch dergleichen treulose List bringt der Teufel, nachdem er aus dem Himmel gestoßen worden ist, es dahin, die Hölle, sein Reich, zu bevölkern. Man merke aber besonders auf die schleunigen Fortschritte, die er mit seinen Versuchungen auf die unschuldigen Herzen macht. Er gewann die jüngere Schwester, als die unerfahrnere, und heirathete das arme Mädchen zu ihrem Unglück. Der heilige Schriftsteller versteht unter dieser jungen Ehefrau das Jüdische Volk, das der unendlichen Wohlthaten, die es von Gott bekommen, und aller der Wunder und Zeichen, die er für dasselbe gethan hatte, vergaß, falschen Göttern, d. h. Teufeln, opferte und sich allen heidnischen Abgöttereien überließ. Mit einer so gründlichen Einsicht in die Religion, und so sehr sinnreich lehrt unser Verfasser uns, diese erhabnen Wahrheiten. Das junge Mädchen verläßt ihr väterliches Haus, um sich mit Blaubart zu verheirathen. Die Juden verlassen den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs für den Baal-Pegor und andre Götter, welche die Hölle auf die Erde ausgespieen hatte.

Man fängt mit Laulichkeit an; man wird gleichgültig; man vergißt Gott; geräth in den Sündenschlamm; endlich kann man sich nicht mehr zurück ziehen, und der Mensch ist verloren, sobald die Gnade ihn verläßt. Ein Schwindelgeist bemächtigt sich seiner Sinne; er ist nahe an dem Rande der Tiefe, ohne den Abgrund zu kennen, der ihn verschlingen wird. Die Neuverehlichte wird von einem verderblichen Irrthum verblendet, und sieht nicht, daß ihr Mann einen blauen Bart hat. So bemerken wir, wenn die Heftigkeit unsrer Leidenschaften uns fortreißt, die abscheuliche Häßlichkeit der Laster nicht. Der Sünder schifft ohne Kompaß und Steuerruder umher, und wird ein Spiel der heftigen Stürme, die am Ende seinen zerbrechlichen Nachen zerschellen.

Kaum ist Blaubart verheirathet, so unternimmt er eine Reise von sechs Wochen, um gewisse Geschäfte zu betreiben, und bittet seine Frau, sich während seiner Abwesenheit fleissig Vergnügen zu machen. So ist der Teufel mit Einem Raube nicht zufrieden, ist immer zum Unglück der Menschen geschäftig, und suchet ohne Unterlaß von neuem, welchen er verschlinge.

Bei der Abreise giebt Blaubart seiner Gattinn den Schlüssel zu allen seinen Schätzen, und händigt ihr auch einen geheimen zu einem Kabinete ein, das er ihr zu öffnen verbietet. Was für wichtige Lehren liegen in diesen wenigen Worten! Der alte Verführer, der das Handwerk versteht, das er alle Jahrhunderte hindurch getrieben hat, verwirrt den

Kopf einer jungen Person dadurch, daß er ihr Liebe zu den Reichthümern einflößt. Er will uns an die irdischen und vergänglichen Güter heften, um uns von den unverderblichen Gütern des Paradieses abwendig zu machen. Durch eben dieses Mittel brachte er es dahin, den Weisesten der Könige zu verführen. Salomo bekommt von ihm alles Gold Ophirs. Mit diesem Gelde fängt er an, in Jerusalem dem Herrn einen Tempel zu bauen: das war ein guter Gebrauch. Aber der Teufel verliert den Muth nicht. In der Folge schaffte der weise König sich siebenhundert Kebsweiber an: und das war der Mißbrauch. (Bemerkt übrigens im Vorbeigehn, wie unser Geschlecht ausartet; denn kein Sardanapal in unserm Jahrhundert könnte eine so große Anzahl von Konkubinen befriedigen.) Salomo blieb dabei nicht stehen. Man sieht ihn am Ende den falschen Göttern opfern. So zieht ein Fall den andern nach sich! — Doch es ist Zeit, daß wir wieder zu dem heiligen Texte zurückkehren! Der Schlüssel, den Blaubart seiner Gattinn zu seinen Schätzen giebt, bedeutet den Dietrich der Hölle, die verrätherischen Schlüssel, die allen Lastern Thüren und Thore öffnen. Der Teufel weiß, daß die meisten Menschen sich durch die Lockungen der Reichthümer fangen lassen; er hat nur wenige gefunden, die ihnen zu widerstehen wußten. Erinnert Euch, daß der Fürst der Finsterniß, als er die Kühnheit hatte, den göttlichen Messias auf den Gipfel eines hohen Berges zu führen, zu ihm sagte: siehe, das Alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest. Unseelige Reichthümer! verderbliche Größe!

Größe! ihr verderbt die, welche an euch hangen! Nein, die Reichen werden das Reich Gottes nicht ererben.

Und Ihr, große Monarchen der Erde, ihr, die ihr euch stolz auf euren prächtigen Thronen brüstet, ach! ihr werdet eines Tages ein Raub der ewigen Flammen sein, indeß der arme Lazarus in Abraham's Schooße mitleidig euren Leiden und Quaalen zusieht.

Laßt uns zu gleicher Zeit bemerken, daß der Teufel, indem er seiner Gattinn so viele Schlüssel giebt, ihr das geheime Kabinet zu öffnen verbietet. Schon dieser einzige Zug beweist uns hinlänglich, daß unser Buch von Gott eingegeben ist; denn diese wenigen Worte schildern die Treulosigkeiten des Teufels mit den hellesten Farben. Er bedient sich auf eine geschickte Art unsrer Leidenschaften, um uns zu unterjochen; aber er will nicht, daß wir die mancherlei List und Betrügereien sollen kennen lernen, durch die er uns in seine Schlingen bringt. Wenn er uns bindet, ja fesselt, so will er, seine Ketten sollen unsichtbar sein und wir nicht bemerken, daß wir seine elenden Sklaven sind. Jene Unglückskammer verschließt die Geheimnisse der Bosheit in sich. Er will nicht, daß seine junge Frau hinein gehen soll; aber, zu gleicher Zeit führt er sie dadurch in Versuchung, daß er ihre Neugierde erregt. Sehet da eben die List, durch die er unsrer aller Mutter ins Verderben stürzte. Er sagte zu ihr: Iß von dieser schönen Frucht, du wirst dadurch Erkenntniß des Guten und Bösen bekommen. Man mißgönnt sie dir, weil sie vortreflich ist. Iß davon, es steht bei dir. — Un-

glückliche Neugier! unseliger, abscheulicher Apfel! — Blaubart's junge Gattinn war so gut Frau und neugierig, wie unsre Stammmutter. Die Versuchung war groß. „Warum giebt er mir den Schlüssel zu diesem Kabinet? warum verbietet er mir hinein zu gehen?“ sagte sie zu sich selber. „Ohne Zweifel ist das Seltenste und Kostbarste, was mein Mann hat, darin eingeschlossen.“ Konnte sie auch wohl allen den Feinden widerstehen, die sie umringten. Sie ward zu gleicher Zeit von den Teufeln des Vergnügens, der Ueppigkeit und des Reichthums, und von dem Stachel der Neugier angefallen. Sie sieht nicht, welch einen Fallstrick man ihr legt, auch nicht die bejammernswerthen Folgen, die daraus entstehen werden. Ach! was konnte auf ihr Herz der schwache Ueberrest von Gnade wirken, von der sich seit ihrer abscheulichen Heirath mit dem Fürsten der Finsterniß drei Viertel verloren hatten. Die Gnade kann nicht länger bei ihr wohnen, und verläßt die Stätte. Von nun an verdunkelt der Geist des Irrthums alle ihre Sinne, und herrscht tyrannisch über sie. Sehet da; sie faßt den Schlüssel zu der Unglückskammer; sie eilt hin, öffnet die Thüre und steigt hinunter.

Gerechter Gott! welch ein Anblick zeigt sich da vor ihren Augen! Die Leichen vieler ermordeten Weiber, deren Blut auf dem Fußboden der Kammer schwamm. Bei diesen erschrecklichen Gegenständen ergreift sie Furcht und Entsetzen. Eine düstre und schwarze Melancholie erfüllt ihre Seele mit Schmerz. Die Binde des Irrthums zerreißt; auf den Rausch täuschender Vergnügungen folgen Gewissensbisse, Reue und Niedergeschlagenheit. In dem

Augenblicke, wo sie sich für verloren hält, läßt der Himmel einen Strahl der lenkenden und drei Strahlen der begleitenden Gnade, die ihre Reue verdient hatte, auf sie herabfallen. Nun sah sie ihre Sünden in ihrer ganzen Abscheulichkeit. Schrecklicher Augenblick, der ihr den eifrigen Gott mit dem Bliße bewaffnet zeigt, wie er bereit ist, sie zu zerschmettern! Ohne Bewegung und fast ohne Leben, läßt sie den Schlüssel fallen. Was soll sie nun thun? Sie muß ihn aufnehmen, und findet ihn ganz mit Blut befleckt. Das ist das unschuldige Blut, das vergossen ist von dem frommen Abel an bis auf den Hohenpriester Jojada. Es schreiet gen Himmel um Rache, und bittet, daß Adonai, der lange taub blieb bei den Klagen der wenigen Gerechten, die noch in Israel übrig waren, ihnen den senden möge, auf den die Völker hofften, und der dem alten Feinde Gottes und des menschlichen Geschlechtes den Kopf zertreten sollte.

Die junge Frau befand sich in einem erschrecklichen Zustande. Ihre Seele war zerrüttet durch den Eindruck von jenen blutigen Leichen, durch Reue über ihre Sünden, durch die Macht der wirkenden Gnade, und durch Abscheu gegen Blaubart. Ganz in Jammer, verläßt sie den Ort des Gräuels. Sie will das Blut abwischen, mit dem der Unglücksschlüssel befleckt war; sie versucht es verschiedne male, aber es gelingt ihr nicht. So unauslöschlich sind die Flecken unsrer Sünde! so viel kostet es, das zu reinigen, was das Laster befleckt hat!

Während der Zeit erfährt Blaubart, der auf einer Reise ist, daß seine Angelegenheiten zu seinem

Vortheile geendigt sind; denn mit den Geschäften des Teufels geht es schnell. Das Böse ist leicht, das Gute schwer.

Er kommt in seinen Pallast zurück, und fordert sogleich von seiner Gattinn den Schlüssel zu der fürchterlichen Kammer. Ein Augenblick des Schreckens für die arme Frau, der ihr die Uebel zeigt, die ihre Neugierde ihr zuzieht! Aber auch ein Augenblick des Heils für ihre Seele, der sie stärkt, und sie ihrem Schöpfer wiedergiebt! Blaubart ruft ihr mit lauter Stimme zu: wo ist der Schlüssel zu der Kammer? Die junge Frau reicht ihn mit zitternder Hand hin; denn sie empfand schon einen heilsamen Abscheu vor ihrer Verbindung mit dem Teufel.

Woher, frägt Blaubart, ist denn Blut an dem Schlüssel? „Ich weiß es nicht,“ antwortete sie, und ward todtenblaß. „Nun wohl denn, Madame, erwiderte jener, (denn der Teufel ist höflich:) Sie sollen hinein, und Ihren Platz neben den Damen bekommen, die Sie dort gesehen haben.“ Ach, arme Menschen! Lernet doch den Teufel kennen! Ohne Unterlaß setzet Mißtrauen in ihn! Seid immer auf eurer Hut! Er bestreuet den Weg, auf dem er euch zur Hölle führt, mit Blumen. Anfangs schmeichelt er euren Leidenschaften; dann verwandelt er sich plötzlich in den Henker eurer Seelen, und stürzt euch in den Abgrund der Quaalen.

Aber, laßt uns bei dieser Gelegenheit mit den heiligen Vätern bemerken, wie die Wege Gottes so ganz anders sind, als die Wege der Menschen! Der Augenblick, in welchem die Vorsehung der jungen

Reuigen zu Hülfe eilen wollte, war noch nicht gekommen. Damit sie diesen seligen Augenblick gewinnen soll, legt der Heilige Geist ihr die rührendsten Worte in den Mund, welche auch die wildesten Tiger und Löwen erweichen könnten. Aber der Teufel, an den sie gerichtet wurden, war unbarmherziger, als alle Tiger in der Welt. Er kennt nur das Vergnügen, die Genossen seiner Verbrechen zu vermehren, die, welche unter Christi Paniere angeworben sind, zur Untreue zu verleiten, um sie mit in seine Empörung zu ziehen, und sie zu Schlachtopfern der Hölle zu machen.

Sie müssen sterben, Madame, und zwar diesen Augenblick, ruft Blaubart. Barbarische Worte, die uns die ganze Grausamkeit des bösen Feindes schildern! Nützliche Worte, die der heilige Geist dem von Gott getriebenen Verfasser eingegeben hat, um uns den Gräuel und den Abscheu einzuflößen, die wir vor dem Fürsten der Finsterniß haben sollen.

Weil ich denn sterben muß, antwortete sie, und sah ihn dabei mit thränenden Augen an, so lassen Sie mir doch nur so viel Zeit, daß ich ein wenig beten kann. „Ich gebe dir eine Viertelstunde, erwiderte Blaubart, aber keinen Augenblick länger.“ Ein nützlicher und nothwendiger, ja, ein goldener Augenblick zur Entwickelung der Parabel! Die junge Frau bedeutet, wie wir gesehen haben, das Israelitische Volk; ihre Verheirathung mit Blaubart die Abgötterei, die das auserwählte Volk mit Baal Pegor, Moloch und andern Götzen trieb;

daß die junge Frau in den Blutkeller hinunter geht, weissagt deutlich die Babylonische Gefangenschaft, zu deren Zeit der Dienst des wahren Gottes aufhörte, und die Sklaverei, in der das Volk lange Zeit seufzte, da es wechselsweise von den Assyriern, den Medern und den Römern unterjocht ward. Die Zurückkunft Blaubarts, der seine Frau erwürgen will, bedeutet die letzten Anstrengungen der Hölle, den Glauben, den Dienst und die Altäre des Herrn Zebaoth zu zerstören; ferner, die Verbrechen, die sich auf der ganzen Erde häuften, das Aufhören der Weissagungen und Wunder, und den unglücklichen Verfall des menschlichen Geschlechtes, welcher den Herrn Adonai nöthigte, seinen Sohn zu senden, daß er unschuldig stürbe, um die sündigen Menschen zu erlösen.

Doch lasset uns ohne Furcht sein. Die Gnade wirkt. Sie belebt die junge untröstliche Frau, daß sie nun in die merkwürdigen Worte ausbricht: Anne, liebe Schwester Anne! siehest Du niemand kommen? Es ist, als hätte sie gesagt: „Der Herr wird mich nicht verlassen. So groß auch meine Schulden sein mögen, ich vertraue auf seine Barmherzigkeit. Meine Reue ist größer, als meine Sünden. Ich weiß, daß er einen Rächer bewaffnet, mich von dem Joche der Hölle zu erlösen. Schwester Anne! liebe Schwester Anne! siehst du diesen göttlichen Erlöser noch nicht kommen? Ach, ich habe ihn beleidigt. Ja, ich verdiene seinen Zorn. Aber so unermeßlich auch meine Sünden sein mögen, so ist doch auch seine Güte unendlich. Wann wird der kommen, den Jesaias, Ezechiel und Da-

niel den Völkern verheissen haben? er, welcher der Schlange, die unsre ersten Eltern verführte, den Kopf zertreten und dem das menschliche Geschlecht sein Heil zu verdanken haben wird! Ich bin vom Stamme Juda, bin eine Tochter des Herrn. Er, der zu meiner Errettung kommt, ist sein Sohn; also ist er mein Bruder. Ach, lieber Bruder, komm! ich erwarte dich mit Ungeduld. Anne, meine Schwester, kommt er noch nicht?"

Ihre Schwester Anne steigt geschwind auf einen Thurm des Schlosses; denn man muß sich über den Schlamm der Erde erheben, wenn man die himmlischen Dinge betrachten will. Sehet, deshalb hängt der Kopf der Thiere zur Erde nieder, und nur der Mensch trägt ihn aufrecht, um seine Blicke gen Himmel richten zu können. Wir wissen wohl, daß man uns einwirft: der Hahn trage den Kopf eben so hoch, als wir. Das sind aber üble Possen, welche die Ungläubigen erdacht haben, um den uns geoffenbarten Wahrheiten, wenn sie nur irgend könnten, ihr Ansehen zu rauben.

Doch wieder zu unsrem heiligen Texte! wieder zu der Schwester Anne, die in dem mystischen Sinne der Parabel alle die Heiligen und Propheten vorstellt, welche sich mit der Ordnung unsres Heils und dem Erlösungswerke beschäftigt haben. Da sie nicht gestrauchelt hatte, wie ihre Schwester, so verliessen die genugthuende und die wirkende Gnade sie nicht, und darum ruhete der prophetische Geist auf ihr. Ohne Unterlaß beschäftigt sie sich mit der Wurzel Jesse, mit der glorreichen Bestimmung des Sohnes Davids, der die Hoffnung der Völker sein

sollte, mit seiner Erniedrigung und mit seinem Triumphe.

Anne wirft ihre aufmerksamen Blicke nach allen Seiten umher. Was sieht sie? Staub in der Sonne fliegen und Gras blinken. Dies bedeutet in der heiligen Sprache: ich sehe die Sonne vor Freuden hüpfen, und voll Entzücken über die glorreiche Ankunft des Messias. Ich sehe ihre Strahlen, welche den Nebel des Irrthums vor dem Glanze des Evangeliums zertheilen. Ich sehe Gras blinken; oder deutlicher: das Kleid der Hoffnung anlegen und mit Ungeduld auf die Ankunft Christi harren. Aber das Hebräische Volk, das unter dem Bilde der jungen Frau vorgestellt wird, versteht den mystischen Sinn dieses himmlischen Gleichnisses nicht. Der Messias, den die Propheten so oft verheissen haben, kommt seinen begierigen Wünschen nicht schnell genug. Sehet nur, wie indeß der Teufel seine Bemühungen verdoppelt! Seine Grausamkeit treibt ihn, sein verdammliches Vorhaben zu vollenden.

Blaubart ruft mit einer donnernden Stimme, gleich den Posaunen von Jericho, aus voller Kehle: komm endlich einmal herunter, oder ich hole Dich. Was wird, was kann sie nun thun? Sie bittet um eine kurze Frist; sie will warten, bis die Stunde des Herrn gekommen sein wird; und zugleich wiederholt sie mit schwacher Stimme die Worte: Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du Niemand kommen? So seufzte die kleine Heerde frommer Seelen, die sich Gott unter seinem auserwählten Volke noch behalten hatte, mit einer heiligen Inbrunst nach seiner Befreiung, und fürch-

tete,

tete, der Saame Abrahams, Isaaks und Jakobs, der dem Dienste des Elchakajim, des Adonai und Elohim gewidmet war, möchte von dem Fürsten der Finsterniß ausgerottet werden.

Anne antwortet ihr noch einmal: Staub in der Sonne fliegen, und Gras blinken. Ja, Gott wird seine Verheissungen erfüllen, und dich nicht verlassen. Er stand dem Propheten Elisa bei, als die kleinen Knaben ihn Kahlkopf nannten, und diese Knaben wurden von Bären zerrissen. Er theilte das rothe Meer, um sein Volk trocken hindurch gehen zu lassen. Er bewaffnete Simsons Hand mit einem Esels-Kinnbacken, um die Philister zu schlagen. Auch dich wird er nicht verlassen.

Aber Blaubarts Ungeduld verdoppelt sich, und er ruft lauter, als jemals: Komm herunter, oder ich hole Dich. Hierdurch bezeichnet der heilige Schriftsteller den Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte, oder des Römers Pompejus siegreichen Einzug in Jerusalem, und die Römischen Adler und Götter, die zur Seite des Tempels aufgestellt wurden; den Antonius-Thurm, den der schändliche Herodes, dem Triumvir dieses Namens zu Ehren, aufführen ließ, und die Mühe, welche sich dieser König gab, Götzendienst in dem Lande einzuführen, das der Herr Zebaoth zum ewigen Wohnplatze seines auserwählten Volkes bestimmt hatte. Diese wichtigen Begebenheiten geschahen etwa dreissig Jahre vor der Menschwerdung Jesu Christi. Der von Gott getriebne Verfasser unsres heiligen Buches hat die Zukunft mit erstaunlicher Genauigkeit gesehen und geweissagt. Denn wenn man

von der Viertelstunde, die Blaubart seiner Frau zum Bußethun zugestand, die Minute zu drei Jahren rechnet, so kommt genau der Zeitpunkt heraus, der von Jerusalems Eroberung durch Pompejus bis zu der seligen Ankunft und Geburt des Messias verfloß.

Aber Blaubart's unglückliche Gattinn hielt zitternd und beinahe entseelt, ihr Verderben für gewiß. Ihre Kräfte verliessen sie, und fast erstarb ihre Stimme; und doch wiederholte sie mit Inbrunst die frommen Worte: „Anne, liebe Schwester Anne, siehst Du Niemand kommen?“ Ich sehe, antwortete Schwester Anne, disseits einen starken Staub aufsteigen. Das trostlose Weib frägt: Sind es meine Brüder? Ach nein, liebe Schwester, erwidert Anne, es ist nur eine Heerde Schaafe. Man bemerke, wie besonders in dieser Stelle jedes Wort große Wahrheiten ankündigt. Der heilige Schriftsteller zeigt uns unter dem Bilde dieser Heerde von Schaafen den heiligen Johannes, den gesegneten Vorläufer Jesu Christi. Er war so sanft, wie ein Schaaf, und kündigte, dem menschlichen Geschlechte, das durch seine Sünden sich bis zu den Thieren erniedrigt hatte, das unbefleckte Lamm an. Hätte unser heilige Schriftsteller Alles das, was vor der gesegneten Ankunft des Messias vorherging, mit leiblichen Augen erfüllt gesehen, so würde er die Begebenheiten doch nicht mit mehr Ordnung haben erzählen können, als er sie in dieser Parabel aus einander setzt. Sie ist vielmehr eine Erzählung, als eine Weissagung. Wir sind nun endlich an dem Augenblicke,

wo die Erde mit Schmerzen ihren Erlöser gebären soll.

Blaubart, oder vielmehr der Teufel, kommt wüthend, und will sich seines Raubes bemächtigen. In diesem Augenblicke sagt Anne ihrer Schwester, sie sehe zwei Reiter kommen, die aber noch fern wären. Diese beiden Reiter sind der Sohn und der Heilige Geist, die, zwar an Person verschieden, aber unauflöslich mit dem Worte vereinigt, die heilige und anbetungswürdige Dreieinigkeit ausmachen. Wann kommen sie an? zu einer Zeit, da die ganze Welt des Friedens genoß, zu einer Zeit da Augustus den Janus-Tempel hatte verschliessen lassen, aber da auf der andren Seite auch alle Mächte der Hölle ihren Schöpfer auf das stärkste bekriegten; da die Priester, die Leviten und Schriftgelehrten in verschiedene Sekten einer verdammlichen Philosophie getheilt waren, sich unter dem Namen der Pharisäer, der Essäer, der Sadducäer und Therapeuten ankündigten, und den Glauben ihrer Väter so stark untergruben und zerstörten; kurz, da der Herr Zebaoth beinahe keine wahren Anbeter mehr hatte. Die Gefahr war dringend, und schleunige Hülfe nöthig, wenn die junge Frau nicht ermordet und die Kirche vernichtet werden sollte. Aber der Herr Zebaoth verläßt seine Getreuen nicht. In dem Augenblick, da Blaubart das Schwert gegen den Hals seiner Gattinn aufhebt, kommt der Allerheiligste, schlägt ihn zu Boden, und tritt Lucifer'n unter seine Füße. Die Kirche ist gerettet, und die Hölle schäumt vor Wuth.

Man sehe, wie unfehlbar die Worte unsres heiligen Schriftstellers sind! Die Heiligen und die Propheten, denen der Himmel zukünftige Dinge offenbarte, haben sie verkündigt. Die schwache menschliche Vernunft konnte die Hülle nicht durchdringen, welche diese gottseligen Wahrheiten verdeckte. Um sie zu überzeugen, mußte Alles in Erfüllung gehen. Mystischen Sinn muß man in der Heiligen Schrift suchen; sonst wird man den Jesaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel nie verstehen, und eben so wenig den Blaubart, oder das Hohelied.

Sobald die beiden Reiter erscheinen, ist die junge Frau gerettet. Sobald der Messias in die Welt kommt, ist der Teufel mit ewigen Ketten gebunden. Die immer streitende, und immer triumphirende Kirche wird gegründet, und das Werk unsres Heils vollendet.

Doch, wir wollen in unsrer Erklärung fortfahren. Die Frau des getödteten Blaubart's kauft ihrem Bruder eine Kompagnie. Was kann man unter dieser Kompagnie sonst verstehen, als die Heerde der Gläubigen, welche die Kirche in ihrem Schooß einschließt; die ächten Streiter Christi, die bereit sind, für die Ausbreitung des wahren Glaubens zu kämpfen und zu sterben; bereit, mit dem Schwerte die Schaar von Ketzern, oder vielmehr von Verdammten, auszurotten, die sich gegen ihre heilige Mutter empört haben und ihre Eingeweide zerfleischen. In einem noch mystisch-erhabneren Sinne spielt diese Kompagnie auf das Schwert an, das unsrem heiligen Vater, dem Pap-

ste, gegeben ist, um die Sache Gottes zu rächen und seine Feinde auszurotten.

Doch wir wollen weiter gehen. Blaubarts, oder besser: Beelzebubs, Wittwe verheirathet sich wieder mit einem sehr rechtschaffenen Manne; d. h. mit dem Papste. Wie man weiß, ist die Kirche des Papstes Frau, und er Jesu Christi Statthalter. Mögen nun ein Luther, ein Kalvin, ein Socin, oder andre Ketzer von ihrer Art, alle diese wahren Auswürfe der Hölle, auftreten; mag auch noch das schlechte Gesindel der Nonkonformisten und die schändliche Bande von eben so abscheulichen Philosophen dazu kommen — was für ein Mittel bleibt ihnen nun noch übrig, sich gegen die kirchliche Obergewalt unsres heiligen Vater Papstes aufzulehnen, oder die Lehre des Römisch-Katholisch-Apostolischen Glaubens anzugreifen? Vergebens würden sie ihren Geist dazu anstrengen. Wir lachen über ihr ohnmächtiges Bemühen, und bringen sie zum Stillschweigen, sobald wir ihnen nur stückweise zeigen, wie wunderbar das in Erfüllung gegangen ist, was der Verfasser des Blaubarts geweissagt hat. Man wird ihnen zu ihrem Verderben beweisen, daß Beelzebubs Wittwe den heiligen Vater geheirathet, das heißt: daß die Kirche, nachdem sie den alten Götzendienst abgeschworen, sich ihrem Bräutigam Jesu Christo ergeben hat. Da nun der Papst sein Statthalter auf Erden ist, so muß folglich die Kirche auch dessen Braut sein.

In der ersten Ehe, die Blaubarts Wittwe führte, war Alles weltlich; in der zweiten ist

Alles geistlich. In der ersten gab sie sich zügellosen Leidenschaften und fleischlichen Vergnügungen dahin; in der zweiten ward sie durch Zerknirschung, durch Reue und durch die Gnade gereinigt. Dort gab es üppige Gelage, Anlockungen zu unreinen Begierden, und Alles, was die Schwelgerei nur hervorbringen kann, um Eitelkeit und Vergessenheit seiner selbst zu erregen; hier sahe man Handlungen der Zerknirschung, der Reue, der christlichen Demuth, und keine andre Speise, als das Fleisch und Blut des unbefleckten Lammes. Anstatt der vergänglichen Reichthümer, und der Geräthschaften des Wohllebens, die sie in Blaubart's Pallaste fand, sammelte sie hier einen Schatz von guten Werken und frommen Handlungen, für die sie im Paradiese reichliche Zinsen bezahlt bekommen wird. Anstatt in den Armen des Teufels zu sein, der sie ermorden wollte, befindet sie sich nun in den Armen des Statthalters von dem, dem sie ihr Heil in diesem Leben und ihre ewige Seligkeit in jenem verdankt.

Verfertigt im Benediktiner-Kloster zu Monmore, am 17 September im Jahre unsres Heils 1692.

Don Kalmet.

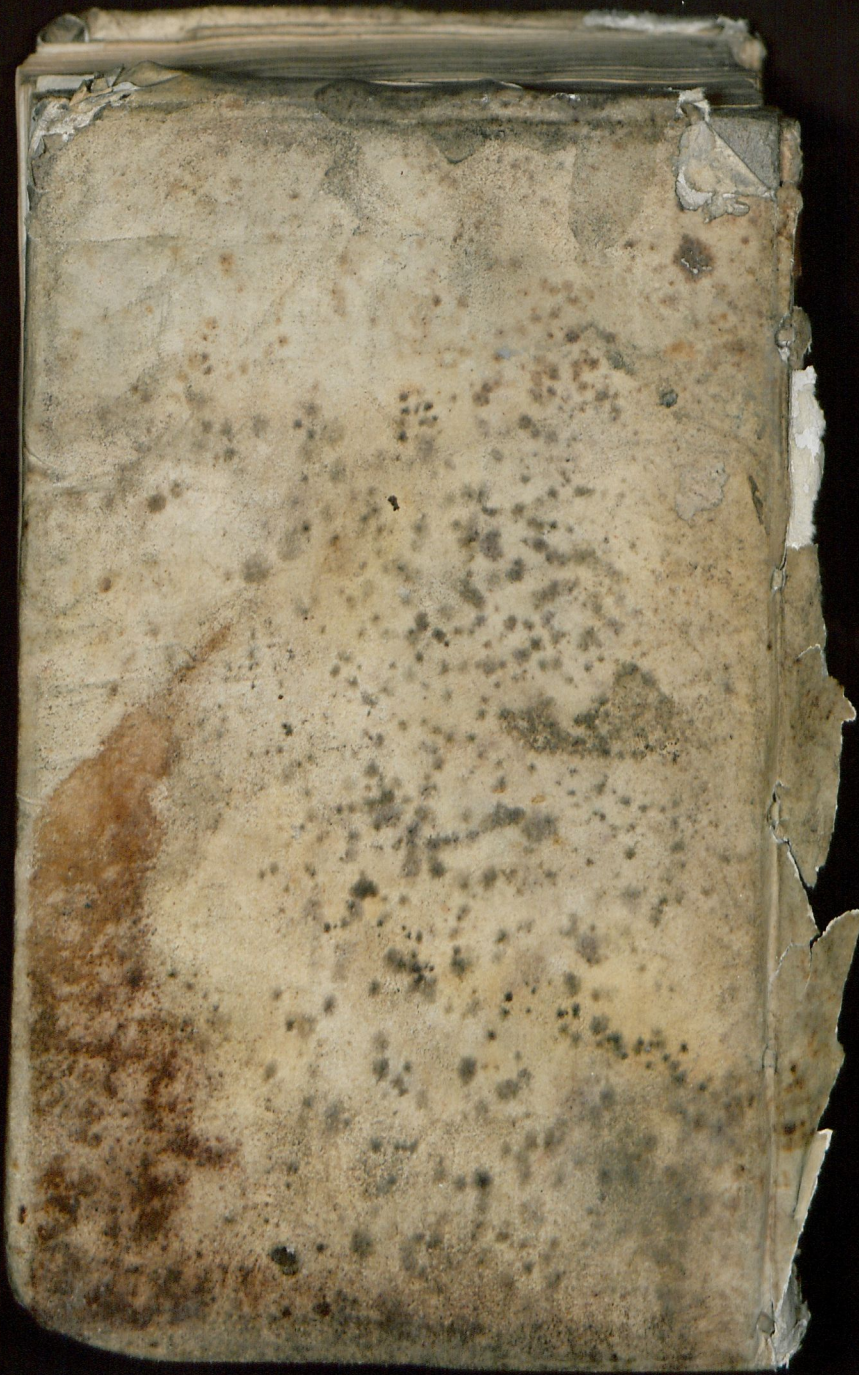
148108

ULB Halle 3
007 402 422

Sb.

R

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-828157-p0379-4


Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-828157-p0380-6

# Supplement

zu den

# hinterlassenen Werken

## Friedrichs des Zweiten

Königs von Preußen

welches

verschiedne Aufsätze enthält, die man diesem erlauchten Autor zuschreibt.

Dritter Band.

Kölln 1789.

Farbkarte #13 B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres Inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-828157-p0381-2